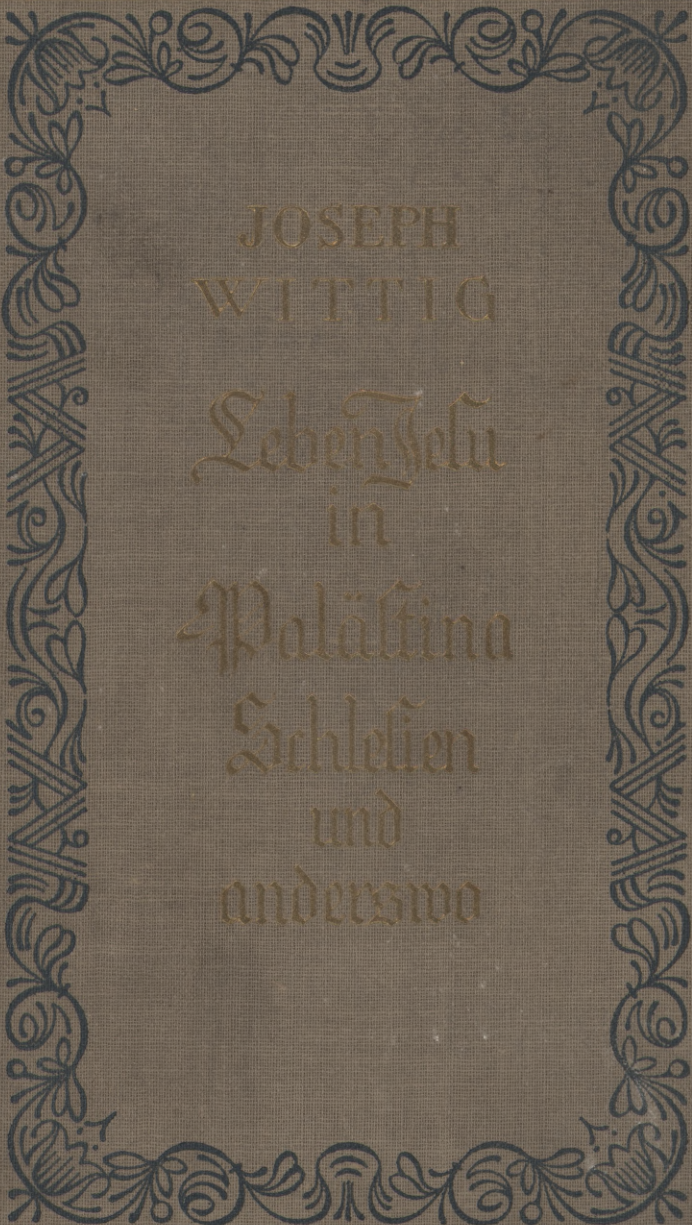
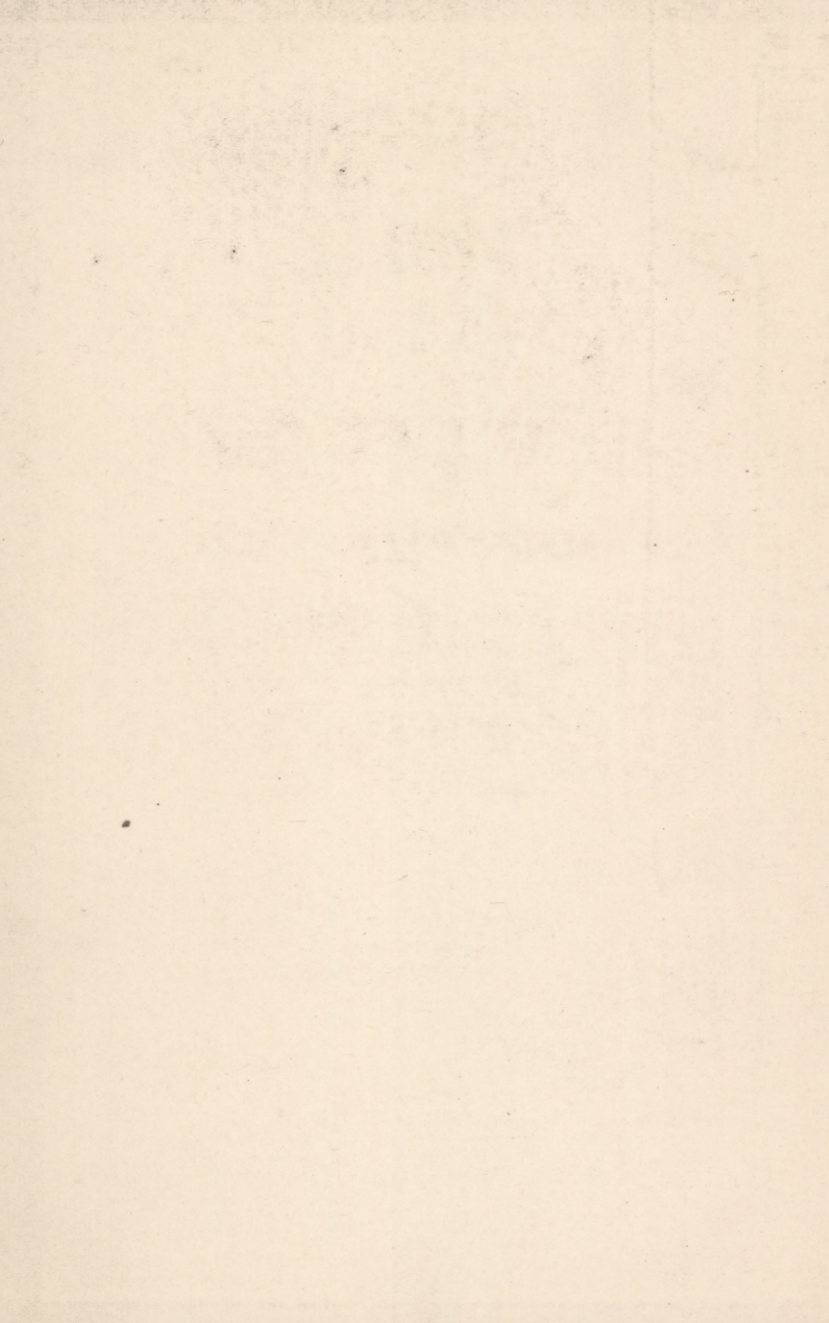


A decorative border in dark blue ink, featuring a repeating pattern of stylized flowers and leaves, framing the central text.

JOSEPH
WITTIG

Leben Jesu
in
Palästina
Schlesien
und
anderswo



Joseph Wittig

Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo



Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo

von

Joseph Wittig

*

1. Teil

*

6.—9. Tausend

15. Libert. 2



1925

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G.
München



7648 5

232

ZBIORY SŁASKIE

Made in Germany

*

Copyright 1925 by Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. München

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. in Rempten

Akc V Nr 66 75 5

INHALTSVERZEICHNIS

1. Teil.

1. Evangelium	1
2. Das Heilige, das geboren werden soll . . .	11
3. Jesus im Gebirg	20
4. Das starke Weib	29
5. Der Herrgott vom Herden Heinrich . . .	55
6. Der Traum Josephs	68
7. Ein Kind	73
8. Der bethlehemitische Kindermord . . .	96
9. „Daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist“	109
10. Wovon das Evangelium schweigt	123
11. Das Gleichnis vom Erlenbaum und vom Waserfall	131
12. Beim Bußprediger	137
13. Der Heilige Geist	149
14. Versuchungen und Berufungen	159
15. Der neue Wein	179
16. Ein kräftiger Anfang	192
17. Die mitgebrachte Sünde	202
18. Nikodemus am Rachelofen	213
19. Die Neu-Gersdorfer Wetterfahne . . .	222
20. Die Samariterin * * *	232
21. Wieder in der Heimat	250
22. „Komm und folge mir nach!“	258

23. „Auch einige Frauen . . .“	274
24. Junge Teufel	290
25. „Sprich nur ein Wort!“	311
26. Zu Jesus durch Dach und Wand	327
27. Die Sünderin	339
28. Der Kranke Weichensteller	370
29. Der Herr des Sabbats	380
30. Die Wunder Jesu im Schuppen	394
31. Schlaf und Glaube	418
32. Der wilde Mann	431
33. Das eine Notwendige	446
34. Auferweckung des Lazarus	497



1. Evangelium

Ich möchte auf manierliche Weise von meinen Straßenrandgeschichten loskommen, weil ich doch eigentlich Priester bin und dazu übergehen muß, das Evangelium zu verkündigen. Auf manierliche Weise: das heißt bei uns daheim, daß man gehen will, aber immer noch etwas sitzen bleibt — daß man wirklich geht, aber immer noch einmal zurückkommt. Anders, nein! Das gilt als unhöflich und beleidigend. Und ich möchte es mit keinem Wegrande verderben. Weiß Gott, an welchem Wegrand ich mich wieder einmal ausruhen muß. Und vielleicht sterbe ich auch noch einmal am Wegrand.

Es war nicht weit von der Stelle, an der mir der hungernde Vagabund das Geheimnis des Brotes erklärt hatte. Ein Weglein ging da von der Straße in die Felder hinein. Dort hatte ich mich mit meinem Freunde Bernhard Herden, dem Jungen vom „schwarzen Herden“, niedergelassen und, obwohl die Sommer Sonne warm genug war, ein Feuerlein angezündet. Es machte uns Spaß, wie

die Luft über der Brandstätte zu zittern begann und wie die Schmielen und Kümmlstaude dahinter aufhüpften, als wollten sie einen Polka tanzen und kämen einstweilen nicht von der Stelle. Das Schönste war, daß zu gleicher Zeit ein Leiermann auf der Straße einherzog und bei unserem Anblick stehen blieb, um die Leier vom Buckel zu nehmen, den Leierstuhl aufzuspreizen und mitten in der freien Landschaft ein Konzert zu geben. Es war ein lustiger Polka, der sich aus den noch vorhandenen Flötlein der schadhafte Leier löste und mit fecken Sprüngen über alle Noten hinwegsprang, deren Flöte oder Walzenstift nicht mehr richtig funktionierte.

Da begannen die Glocken vom Schlegler Kirchthurm zu läuten. Es muß gerade Sonnabend vor einem hohen Feste gewesen sein. Sonst wüßte ich nicht, was die Glocken zu läuten gehabt hätten in dieser späten Mittagszeit. Beim ersten Glockenklang hörte der Leiermann mit seinem Spiele auf und war wie einer, der ganz in die Ferne horcht. Dann begann er mit dem Kopfe zu nicken und mit den Händen zu taktieren, ganz so, wie unser Hauptlehrer und Kantor Theodor Pietsch beim Hochamt.

„Du, das ist ein Verrückter“, flüsterte mir der Herden Bernhard zu.

„Nein,“ antwortete ich, „denn vor Verrückten habe ich immer Angst. Komm, wir sehen uns das Bild an der Leier an!“

Der Leiermann sah jetzt aus wie der Hauptlehrer, wenn es zum „Et incarnatus est“ kommt. Er bewegte sich nur noch, als ob er schwebte, und hielt ordentlich den Atem zurück.

„Sieh oh,“ sagte Bernhard, als wir uns zögernd der Leier näherten, „dem kommt das Hemde hinten zu den Hosen raus!“

Ich sah mir unterdes das Bild mit der Nase an und schielte mit den Augen zu dem verückten Leiermann. Da vernahm ich ein ganz leises, altes Singen aus dem verschlossenen Munde: „E — ang — e — i — um — E — ang — e — i um.“

Das konnte nicht mehr so weiter gehen. Zuviel Mysteriöses vertrug mein Jungenherz nicht. Darum getraute ich mir zu fragen: „Warum leiern Sie denn nicht weiter?“

Keine Antwort. „E — ang — e — i — um — Messglöcklein, Hochamtglocke, Sterbeklingel, Brummbaß — Bethlehem, Jerusalem, Kalvaria und Heiliges Grab.“

Da hörten die Glocken auf zu läuten. Herden Bernhard hatte unterdes eine lockere Pfeife schier ganz herausgezogen.

Da wurde der Leiermann wieder wach. „Verdammtter Junge!“ zischte er den Herden Bernhard an, der die Pfeife mit einem Ruck wieder an Ort und Stelle brachte und davonrannte.

Ich rannte auch schon mit einigen Nerven, blieb

aber mit den anderen wie gelähmt stehen und sagte nur: „Ich war's nicht!“

Der Leiermann sah schon wieder ganz freundlich aus, zeigte mit dem einen Finger zum Kirchturm hin, kniff das rechte Auge zu, schob das linke ein wenig vor — auf mich zu — und fragte:

„Hast du nicht den schönen Gesang gehört?“

Ich wollte doch nicht lügen, obwohl wir Schlegler Jungen sonst immer gern dazu bereit waren, und antwortete:

„Sie können beinahe so schön singen wie meine Großmutter. Meine Mutter sagt aber, die könne nicht mehr singen, da sie keine Zähne mehr hat.“

„Nein, von den Glocken, meine ich,“ sagte er, meine List wohl erkennend — „E — ang — e — i — um — Evangelium — Bethlehem — Nazareth — Jerusalem — Totenklingel — Bums ins Grab, das ganze Evangelium. Scher dich heim, wenn du nicht hören kannst!“

Sprach's, nahm die Leier über die Schulter, den Klappstuhl unter den Arm und ging. Drehte sich aber noch einmal um und war wieder ganz freundlich: „Gelt, du hast's doch gehört: — E — van — ge — li — um.“

Da nickte ich, was sich aber nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft bezog: Ich wollte es in Zukunft immer hören!

Weiß Gott, es ist wahr geworden. Das Wort Evangelium ist ein Glockenakkord. Ihr Glück-

lichen Glöckner, ihr Ministranten, die ihr an den Glockensträngen ziehen dürft, bis sie euch nicht mehr loslassen, sondern schier bis zum Gewölbe hinaufziehen, läutet mit aller Lust, läutet mit allen Seilen! Es fliegt wie ein Engel von Haus zu Haus, es brüllt wie ein Löwe über Berg und Thal, es pflügt wie ein Stier die unfruchtbarsten Acker, es schwingt sich wie ein Adler bis zu Himmels Höhen das freudige Lied: Evangelium! Ihr Musiker, greift in die Saiten, drückt in die Tasten, versucht den Akkord. Ihr könntet nicht mehr los von eurem Instrument, wenn ihr dieses Thema gefunden habt. Ihr Dichter, die ihr vor allen Menschen das wunderbare Wesen des Wortes erfasset und bildet, von allen euren Liedern muß das schönste heißen: Evangelium.

Ich armer Geschichtenschreiber habe mir schon oft gedacht: „Am liebsten schreibe ich einmal die Geschichte von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um lehrend, leidend und sterbend das Gottesreich auf Erden zu begründen.“ Aber ich glaube, das geht nicht. Denn die vier heiligen Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes haben es schon so wunderbar getan, daß ich mir gern sagen lasse, Gott selber habe es ihnen diktiert. Eher könnte ich die Peterskirche in Rom oder den Moses von Michelangelo nachmachen als so ein Evangelium.

Und doch drängt es mich immer wieder: „Du mußt ein Evangelium schreiben!“ Seit ich ein wenig Latein kann, ist es mir aufgefallen, daß der Priester am Altar zwar öfters singt: „Initium sancti evangelii, Anfang des Evangeliums“, oder auch: „Sequentia sancti evangelii, Fortsetzung des Evangeliums“, aber niemals: „Finis sancti evangelii, Schluß des Evangeliums“. — „Ganz recht,“ dachte ich mir, „das Evangelium kann keinen Schluß haben, denn Jesus Christus lebt ja weiter unter uns und seines Reiches wird, wie Gabriel gesagt, kein Ende sein.“ Ich schrieb deshalb, sobald ich konnte, eine Kirchengeschichte, wohl wissend, daß die Geschichte der Kirche nichts anderes ist, als die Geschichte der Leiden und Freuden Jesu Christi, der wahrhaftig in der Kirche lebt. Dabei merkte ich freilich, daß Gott nicht mehr recht diktieren wollte. Er gab mir nur einige Punkte an. Aber ich hatte von ihm ein anderes Mittel empfangen, das fast ebenso gut wirkt wie Diktat und Inspiration: Ich hatte die Liebe.

Nun hätte ich zufrieden sein müssen, denn es ist ein großes und wenigen Menschen beschiedenes Glück, die Geschichte der katholischen Kirche zu erforschen, zu lehren und zu schreiben. Aber da ließ mir das Wort eines der alten Evangelisten keine Ruhe: „Was wir selbst gesehen, das bezeugen wir“, ein heilig-stolzes Wort, das wie ein Befehl klingt an alle, welche schreiben können: daß

sie nicht undankbar das alles verschweigen, was sie mit Jesus erlebt haben, sondern daß sie es aller Welt verkündigen. Die Welt wäre schon überflutet von Lob und Dank gegen Christus, wenn alles Glück und aller Trost, alles süße Erleiden und Empfangen, alles Sterben und Auferstehn in seinem Namen verkündigt worden wäre. „Die Welt würde die Bücher nicht fassen“, sagen einige Faule. Ach, in unserer Bibliothek sind noch viele Regale leer und in anderen steht viel gotteslästerliches Zeug, das wir mit unserem neuen Leben und neuen Wissen veraltet, ewig-uninteressant und wertlos machen müßten. Schreibt nur, was wahr ist! Schreibt den Ungläubigen und Gotteslästerern das Papier weg bis auf das letzte Stücklein! Jesus beherrscht das ganze Leben und jede echte Wissenschaft. Alles, was wahr ist, ist aus seinem ewigen Wissen und ist ihm ewig Lob und Dank, ist sein Evangelium.

Das Leben Jesu kann man auf dreifache Weise mitleben, erstens, indem man die Lebensgeschichte Jesu Zeile für Zeile liest, seine Worte und Schicksale ganz lebendig der betrachtenden Seele vorstellt und mit reichem Gemüt Anteil an seinen Freuden und Leiden nimmt; zweitens, indem man ihm nachfolgt als einem großen Lehrer und Meister des Lebens; drittens, indem man mit ihm zusammenwächst und aus ihm hervorwächst wie die Rebe aus dem Weinstock, indem man also mit

ihm eins wird, sein heiliges Fleisch und Blut genießt und seinen Geist empfängt, indem man durch den Glauben an ihn zu einem anderen Christus neugeschaffen wird, so daß man wie St. Paulus sagen kann: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“

Nur die dritte Weise ist eigentliches Leben. Wer sie erwählt, wird auch nach der zweiten Weise leben, aber doch ganz anders, als wer nur nach der zweiten Weise leben wollte. Er wird auch, wenn es ihm möglich ist, die erste Weise pflegen, aber nur so, wie ein gereifter Mann die Erinnerungen aus längst vergangener Zeit ehrt und pflegt und treulich aufbewahrt. Jeder Tag, den er neu erlebt, ist ein neuer Tag im Leben Christi. Immer Neues wird er sagen können von seinem Zusammensein und Einssein mit Christus, wie Christus in ihm lebt und in ihm wirkt. Was er sagen kann, wird immer zusammenklingen mit den alten Evangelien. Wenn er es aber — dankbaren Herzens — sagt, wird es sein wie ein neues Evangelium: „Was wir selbst gesehen und erfahren, das bezeugen wir.“

Vielleicht würde ich nun als ein bescheidener Mann gepriesen werden, wenn ich hierher schriebe: „Ich habe das Leben Christi nur in der ersten Weise mitgelebt und kann darum nur eine Abschrift oder eine Zusammenstellung oder eine Erklärung der alten Evangelien liefern.“ Vielleicht

würde ich sogar als heiliger Mann gepriesen werden, wenn ich sagte, daß ich mich ehrlich und mit gutem Willen um die zweite Weise bemüht habe und nur eine Nachfolge Christi im Sinne einer Lebensregel schreiben wolle. Aber ich kann nicht so bescheiden sein! Was würdet ihr zu einem grünen oder blühenden oder fruchtbeschwerten Apfelbaumzweige sagen, wenn er euch demüthig erklärte, er habe Blätter und Blüten und Früchte nach dem Vorbild des ganzen Apfelbaumes angelegt, oder wenn er all sein Grünen, Blühen und Gedeihen auf die ersten Jugendjahre des alten Baumes zurückführen wollte? Ihr würdet ihm sagen: „Du grünst und blühst und gedeihst ja nur, weil der alte Apfelbaum dir jeden Tag und jede Stunde sein Leben und seinen Saft und sogar noch die Formen der Blätter, Blüten und Früchte gibt!“

So geht es mir. Als ich noch gar nichts denken und wollen und sagen konnte, haben mich meine Eltern an den Taufbrunnen getragen und dort einfach auf Christus aufpfropfen lassen. Dadurch bin ich ein Reis Christi geworden und, da ich nie für das Abschneiden war, auch bis heute geblieben, nicht gerade immer schön und immer blühend — manches Jahr verdarben mir alle Apfel —, aber doch immer wieder neues Leben aus Christus ziehend.

Da ich also auf die dritte Weise das Leben Christi lebe, muß ich auch, wofern ich überhaupt

etwas von mir schreiben will, ein Evangelium schreiben.

Wenn ich an dieses Vorhaben denke, wird mir ja ganz ernst, denn es handelt sich doch um etwas Heiliges, ja um das einzige Heilige, das mich ganz nahe angeht. Aber es lacht auch in mir, schier so schön, wie ein blühender Kirschbaumzweig lacht, auch wenn andere Kirschbaumzweige viel mehr Blüten haben. Ich will dieses Lachen nicht verhängen, etwa weil andere, wenn sie von Religion reden oder hören, gleich ein ernstes Gesicht machen, als hätten sie eine Tasse Bitterkeit getrunken oder eine Vorladung zum Termin bekommen. Das ist ja der große Unterschied zwischen menschlicher und göttlicher Wahrheit, daß die menschliche Wahrheit aussieht wie das Antlitz einer Meduse oder einer Sphinx, die göttliche Wahrheit aber wie das Antlitz der Sonne am Sonntagmorgen.

Die göttliche Wahrheit bleibt auf der Straße stehen und spielt den Jungen am Straßenrand ihr Lied. Man muß nur stehen bleiben und nicht fortrennen; man darf nur keines ihrer Pfeiflein zerstören und stumm machen, sondern muß fragen, irgend etwas! Dann spricht sie: „Gelt, du hast es doch gehört! — Evangelium —.“

2. Das Heilige, das geboren werden soll

Der „schwarze Herden“ drüben an der Straße erzählte immer gern eine Geschichte:

Der Pfarrer Heinisch sei einmal zur Roter Heinrichen gekommen, die in einem Häuslein des Niederdorfes wohnte.

Von dieser Frau muß ich erklärend einschreiben, daß sie war wie viele Frauen in den Bergen. In die Schule war sie nicht gegangen, darum war sie eine Philosophin geblieben. Sie wußte nichts von fremden Gedanken, aber sie hatte eigene Gedanken. Es waren aber noch so ungeformte Gedanken, daß sich jeder Erkenntnistheoretiker über solch vorzügliches Forschungsmaterial gefreut hätte. Es waren Gedanken, so wild und blöde, wie ihr eigener Junge war, der sich auch gar nicht aus der Formlosigkeit seiner Menschheit heraus entwickeln wollte. Abstraktes und Konkretes, Unpersönliches und Persönliches war noch ein einziger Teig. Die Roter Heinrichen wußte von Religion nichts, und doch hatte sie Religion, und zwar die katholische.

Sie hatte einen unbegriffenen Begriff, ein unbewusstes Eigentum, ein Etwas, an das sie von ganzem Herzen glaubte, das sie zum Beten und zu einem im allgemeinen rechtschaffenen und frommen Lebenswandel antrieb und ihr die Hoffnung gab, daß sie einmal aus dem Niederbörse in den Himmel kommen werde. Es war etwas, das die Religionsphilosophen vielleicht das „Irrationale“ oder das „Heilige“ nennen würden. Sie hatte viele Namen dafür, die sie sich aus ihrem Gebetbuch zusammengesucht, und meinte wohl, daß alle Namen schier dafür paßten. Alles übrige überließ sie dem Pfarrer, von dem sie immer wieder am Sonntag sagte, er habe heute wieder gar zu schön gepredigt.

Sie hatte auch ein Bild des gekreuzigten Heilands in ihrer Stube. Das war's eben, was sie auch in sich trug, aber nicht als Bild, sondern als heiliges Wesen. Ich weiß gar nicht recht, wie ich dies alles eigentlich sagen soll.

Zu dieser Frau sei der Pfarrer gekommen und habe ihren Jungen aufs Knie genommen und gesagt: „Du, Junge, wer ist denn das auf dem Bilde?“

Der Junge sah das Bild prüfend an. Sein Blick leuchtete vor lauter Klugheit und Erwägung, senkte sich aber bald zum Angesicht seiner Mutter, als erwarte er von dieser die Approbation seines

Glaubensbekenntnisses. Und als die Mutter freudig nickte, antwortete der Junge:

„Das ist die heilige Mutter Gottes.“

Die Mutter sah forschend in das Antlitz des Pfarrers, der seiner kleinen Enttäuschung nicht Herr werden konnte und nicht ganz ohne Tadel sprach: „Aber, lieber Junge!“

Da erkannte auch die Mutter, daß an der Antwort des Jungen nicht alles richtig sein könne, und um ihre eigene Ehre zu retten, rief sie entrüstet aus:

„Du dummer Junge, ich habe dir doch schon oft gesagt, daß dies der heilige Joseph ist!“

Die Roter Heinrichen soll dieses Stadium der religiösen Entwicklung nie überwunden haben, trotzdem sich der Pfarrer einige Mühe darum gab. Als sie zum Sterben kam, empfing sie die heilige Kommunion mit gefalteten Händen, und die Leute wollen dabei gehört haben, wie sie betete: „O heiliger Gervasius und Protasius, bittet für uns!“ Der Pfarrer aber sagte nach ihrem Begräbnisse: „Das war eine tiefreligiöse Seele.“ —

Diese Geschichte mußte ich vorausschicken, um die Anfänge meines eigenen religiösen Lebens verständlich zu machen. Es war eine Zeit, in der Christus noch beim Vater war und die heilige Dreifaltigkeit noch wie eine verschlossene Knospe ihre Einheit und Dreiheit, ihr Wesentliches und Persönliches verhüllte. „Im Anfange war das

Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort."

Wenn ein neugeborenes Graßschafter Kindlein von der Taufe heimgebracht wird, nimmt es der Taufpate noch einmal auf den Arm und schwenkt es lustig und spricht: „Jetzt bist du ein Christ!“ Und wenn die Taufleute dann genügend gegessen und getrunken haben und heimgegangen sind, dann deckt die Mutter das Linnentuch vom Kopfe des Kindleins auf, und es wird auf einmal ganz hell über ihrem Antlitz. Sie will's nicht sagen, sie will's nicht einmal denken, aber es ist etwas Heiliges in dem Kinde geworden, „das Heilige“. Und wenn sie erst von ihrem Lager aufstehen kann, dann trägt sie das Kind, wenn niemand da ist und zusieht, zu irgendeinem Bilde in der Stube und sagt ihm: „Gelt, das ist das Herrgottlein, gelt, das ist das Herrgottlein!“ Sagt es mehr fragend als belehrend. Und wenn das Kindlein irgendeine Bewegung macht oder auch gar keine Bewegung macht, dann ist es ihr, als hätte es ganz deutlich und aus tiefstem Wissen heraus bestätigt, was sie angedeutet hat.

Und wenn die große Schwester einmal allein ist in der Stube mit dem Kinde, da geht sie hin, nimmt es in die Hände und trägt es zu irgendeinem Herrgottsbilde in der Stube und spricht: „Gelt, das ist das Herrgottlein, gelt, das ist das Herrgottlein!“ Und das Kind fängt schon an zu

lächeln und patst mit den Händlein und zeigt nach dem Bilde; und ich glaube, die Schwester hört so etwas wie das Wort des ersten Christuszeigers Johannes: „Sieh, das Lamm Gottes, das da trägt die Sünden der Welt!“

Dann kommt der Vater und nimmt das Kind auf seinen Arm, und wenn er nicht sogleich den Weg an den Wänden herum geht, kann es vorkommen, daß sein kleiner Sohn zum ersten Male den eigenen Willen durchsetzt. Denn es ist in ihm ein Bild geworden, gewoben aus der Freude im Anblick der Mutter und der Schwester, aus dem Wohlgefühl des Getragenwerdens, aus dem Glanz der Bilderscheibe und aus den bunten Farben des Bildes, vielleicht auch aus dem stillen Klang des Glaubens, der in dem Worte liegt: „Gelt, das ist das Herrgottlein.“ Das Heilige, das in der Taufe des Kindes geworden ist, hat Gestalt und Klang angenommen, so wie es zum ersten Male im jungfräulichen Schoß Mariens bei der Verkündigung des Engels Gabriel Gestalt und Namen anzunehmen begann.

Zu jener Zeit wurde der Engel Gabriel in eine Stadt von Galiläa namens Nazareth zu einer Jungfrau gesandt, die mit einem Manne namens Joseph verlobt war und aus dem Hause Davids stammte. Der Name der Jungfrau war Maria. Der Engel trat bei ihr ein und grüßte: „Heil dir, Begnadigte, der Herr ist mit dir!“ Sie er-

schrak über diese Worte und sann nach, was dieser Gruß bedeuten sollte. Da sprach der Engel zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade gefunden bei Gott. Vernimm: Du sollst Mutter werden und einen Sohn gebären und ihm den Namen Jesus geben. Er wird ein großer Mann werden und vom Herrgott den Thron seines Vaters David empfangen. Ja, er wird herrschen über das Haus Jakob in alle Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein.“

Sprach Maria zum Engel: „Wie soll das geschehen, da ich doch keinen Mann erkenne?“

Da gab der Engel zum Bescheid: „Heiliger Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich beschatten. Darum wird auch das Heilige, das geboren werden soll, Sohn Gottes heißen. Höre: Auch Elisabeth, deine Anverwandte, hat trotz ihres hohen Alters einen Sohn empfangen. Sie, die als unfruchtbar galt, steht jetzt im sechsten Monate. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Sprach Maria: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!“ Und der Engel schied von ihr. —

Da bin ich nun ganz in den Text des alten heiligen Evangeliums geraten. Das paßt schlecht zu der Geschichte von der Kater Heintzen, aber ich kann es wirklich nicht anders machen. Verleitet worden bin ich durch das Wort: „Das Heilige.“

Wenn ich nämlich sagen soll, wie sich „das Heilige“ einnistet in der menschlichen Natur und wie es Gestalt und Namen annimmt, so muß ich daran erinnern, wie es einst in der Jungfrau Fleisch geworden ist und den Namen Jesus empfing.

Dasselbe Heilige, das in der Jungfrau Maria Fleisch und Gestalt annahm, nimmt bei der Taufe des Grasschafter Jungen nicht bloß Fleisch an, sondern nimmt gleich den ganzen Jungen und will wirklich, daß dieser Junge ganz genau so werde, wie Jesus selber war, ein rechtmäßiges Kind Gottes, ein heiliger Mann, ein Erbe des Reiches Davids in Ewigkeit, das heißt: des Himmelreiches.

Es steckt in dieser Rechnung noch ein Fehler, den ich in einem der nächsten Kapitel ausgleichen will. Darum soll niemand schreien: „Da ist doch noch ein großer Unterschied!“ Es ist ein Unglück, daß wir immer erst den Unterschied ansehen und darüber ganz die Gleichheit vergessen.

Da hat es ein Grasschafter Bettler besser gemacht, der ungefähr alle Vierteljahre einmal in unser Häuslein kam, aber vor der Stubentür stehen blieb und, ohne anzuklopfen, zu beten begann: „Vater unser, der du bist in den Himmeln . . .“ Wenn dann die Mutter mit einem Schüsselchen Mehlsuppe oder einer Schnitte Brot hinausging, sagte er: „Der himmlische Vater gibt's euch wieder.“ Wenn ihn aber jemand fragte: „Wer sind Sie denn?“, dann antwortete er: „Ich bin der

Sohn Gottes.“ Das wußten aber schon alle, und wenn dann einer sagte: „Ich denke, Sie sind der Beiernaz aus den Falkenbergen“, dann erklärte er demütig: „Das bin ich einmal gewesen. Aber als ich getauft wurde, siehe, da kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

„Das war eben ein Verrückter“, meint ihr. Ja, wenn ihr alle für verrückt halten wollet, die ein wenig anders denken als ihr, dann leset doch gleich nicht weiter! Denn sonst komme auch ich bei euch noch in schlechten Ruf.

Aber damit ihr das Buch nicht umsonst gekauft habt, wollen wir uns vorderhand dahin einigen, daß „das Heilige“, welches in Taufe und Glaube von uns Besitz ergreift und in uns zu wirken beginnt, genau dasselbe ist wie das Heilige, das aus der Jungfrau geboren wurde, und daß in unserem Glaubensleben wahrhaftig das wahre Leben Jesu Christi seine Fortsetzung findet. Der Unterschied, den ihr gleich gemerkt habt, besteht nur darin, daß er von uns nicht nur Leib und Seele, wie aus der Jungfrau Maria, sondern die ganze Persönlichkeit mit Strunk und Stiel an sich genommen hat. So groß und wunderbar das Geheimnis der Menschwerdung aus Maria ist — hier ist ein noch viel unbegreiflicheres Geheimnis. Und selbst unserer heiligen Theologie steht der Atem still, wenn sie

uns die Verbindung des „Heiligen“ mit einem
Graffschafter Jungen etwas deutlicher erklären soll.
Sie wird noch viel lernen und forschen müssen, ehe
sie dies kann. Es gehört zu den Geheimnissen, von
denen der Apostel gesagt hat: „Kein Auge hat
es gesehen, und kein Ohr hat es gehört, und in
keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott
denen bereitet hat, die ihn lieben.“

3. Jesus im Gebirg

Was durch Taufe und Glauben in den Graßschafter Jungen kommt, ist Leben. Es ist aber auch Person, nämlich Jesus, der mit seinem Vater und seinem Geiste kommt und in dem geheiligten Geschöpflein Wohnung nimmt. Das sind sehr stille Gäste. Man merkt zuerst sehr wenig von der Einquartierung. Selbst der Wachtposten, den sich die dreifaltige Majestät vor ihr Quartier stellt, der Engel, ist kaum zu bemerken. Nur wenn das junge Gefüge von Fleisch und Blut einmal in Gefahr kommt, in ein Ruh-schaff mit heißer Brüche oder in ein anderes Unglück zu stürzen, da merkt man den Engel. Im übrigen sind es aber sehr anspruchsvolle Gäste. Da sie ganz geistig sind, beanspruchen sie von ihrem kleinen Wirt alle seine irdischen Gerätschaften, seine ganze Natur mit Augen, Ohren, Armen und Beinen. Sie haben ein Recht dazu, weil ja alles durch ihre Allmacht geschaffen ist.

Das Heilige in einem solchen Jungen ist also wirklich ein Lebendiges. Es kann sehen, hören,

laufen, arbeiten. Es lebt in dem Jungen und lebt mit dem Jungen. Des Jungen Heimat ist seine Heimat. Und man kann fast sagen: Es vergift, daß einst Palästina seine erste irdische Heimat war.

Das Heilige macht gern weite Wege durch das Land, das seine Heimat ist. Es müssen nur immer Wege der Liebe sein. Was ist Jesus aufundabgegangen durch Palästina! Wie muß er die Berge und die Täler geliebt haben! Besonders die Berge spielen in den heiligen Evangelien eine große Rolle. Dort oben redete er oft ganze Nächte mit seinem himmlischen Vater; dort oben verbarg er sich vor dem Volke. Auf dem Berge der Verklärung konnte er den ganzen Schimmer seiner Göttlichkeit nicht mehr bedecken und zurückhalten. Die Strahlen brachen durch, und er ward verklärt. Auf dem Ölberge kam die ganze menschliche Angst über ihn, aber auch ein Engel kam, der ihn tröstete. Auf dem Kalvarienberge starb er am Kreuze.

Aber ich möchte sagen: Das ist alles kein Wunder gegen das, daß er schon vor seiner Geburt, gleich nach der Verkündigung des Engels, ins Gebirge wollte. Er konnte damals noch nicht mit eigenen Füßen wandern, war also schier in derselben Lage wie in der Seele des Graßhafter Jungen. Er drängte seine junge Mutter, ihn ins Gebirge zu bringen. Er wollte zu seinem Freunde Johannes, der auch noch nicht geboren war, sich aber schon be-



wegen konnte. Und Maria, die zarte Jungfrau, wollte zu ihrer bejahrten Anverwandten Elisabeth, von der ihr der Engel ein so heiliges Geheimnis anvertraut hatte — wollte ihr helfen in jenen Tagen, von denen alle Frauen wissen, daß es schwere Tage sind. Maria machte sich auf und reiste eilig ins Gebirge nach einer Stadt „Juda“. Sie trat in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth. Als da Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Schoße. Elisabeth wurde voll des heiligen Geistes und rief mit lauter Stimme: „Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Woher kommt mir die hohe Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Sieh, als der Klang deines Grußes an mein Ohr schlug, da hüpfte das Kind vor Freude in meinem Schoße. O selig, die da geglaubt hat, daß in Erfüllung gehen wird, was ihr vom Herrn gesagt worden ist!“ Da sprach Maria: „Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heilande. Hat er doch huldvoll herabgeschaut auf seine arme Magd. O wie werden mich jetzt alle Geschlechter selig preisen! Ja, Großes hat er an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name ‚Der Heilige‘; dessen Barmherzigkeit sich bewährt von Geschlecht zu Geschlecht an allen, die ihn fürchten. Mit Macht durchwaltet er die Welt, Hoffärtige verjagt er, Thronende stürzt er, Kleine erhöht er, Hun-

gernde sättigt er, Satte läßt er hungern. Aber Israel, seinen Knecht, nimmt er bei der Hand und ist von Herzen treu, wie er den Vätern verheißten, dem Abraham und seinen Kindern, für und für."

Nach dem alten, heiligen Kalender des Kirchenjahrs blieb Maria bei Elisabeth bis zum neunten Tage nach der Geburt des Johannes, also bis zum 2. Juli. Dann nahm sie, die Mutter des „Heiligen“, Abschied von der Mutter des Propheten, denn nun waren die schweren Tage für Elisabeth vorüber.

Geigt mir ein Lied, ihr Geiger, von diesem Abschied! Ein ganz zartes Lied!

Saß meine Großmutter vor der Haustür unter dem alten Holunderbaum. War schon seit Frühjahr nicht ganz standhaftig auf ihre Füße und konnte nicht zur Kirche gehen. Ich setzte mich zu ihr auf eine Steinschwelle und legte meinen Kopf an ihre Kniee. Da sang sie leise vor sich hin:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
daß man vom Liebsten, das man hat,
muß scheiden,
wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
dem Herzen also sauer fällt
als Scheiden.

Als die Großmutter merkte, daß ich aufhorchte, sagte sie: „Hörst du, wie Maria singt beim Heimgang? Und jetzt denkt sie an Jesus, den sie wie eine Rosenknospe am Herzen hatte!":

„So dir geschenkt ein Knösplein was,
so tu es in ein Wasserglas,
doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
es welkt schon in der Nacht darauf,
das wisse, das wisse!“

Als ich am andern Vormittag aus der Schule kam, gab sie mir neun Marienbilder in die Hand und sagte: „Stelle doch immer ein Bildlein an einen Baum im Garten, denn ich will Mariä Heimsuchung machen und kann doch nicht mehr über die Hügel und Höhen zu meinen Marienbildern.“

Ich gehorchte gern, und das Heilige in mir sagte: „Ich will auch Mariä Heimsuchung machen.“ Und etwas anderes in mir, nämlich ich selbst, dachte nebenbei: „Wenn die Großmutter bloß nicht zu lange beten täte!“ Langte also nach der Hand der Großmutter und führte sie zum ersten Marienbildlein, ganz neugierig, was die Großmutter nun tun würde.

Großmutter machte ihr altes Gebetbuch auf und betete mit singender Stimme, aber so fröhlich, daß ich schier lachen mußte: „Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande“, und sang und sang, bis sie zu den Kindern Abrahams kam. Dann betete sie noch ein „Gegrüßet seist du, Maria“ und ging bis zum nächsten Baume, wo sich dasselbe wiederholte.

Beim letzten Marienbilde sagte sie mir: „Jetzt

kanust du etwas wünschen, was dir in diesem Jahre in Erfüllung gehen soll."

Ich wollte eigentlich eine Flinte haben, aber bei dem geringen Lohne, den mein Vater verdiente, traute ich dem Herrgott nicht, ob er in diesem Falle das Versprechen erfüllen würde. Und da die Großmutter gerade nach dem Annaberge hinschaute, sagte ich: „Auf dem Annaberge soll es beim Annafeste eine Schießbude geben, da möchte ich einmal dort sein."

Der Annaberg war der höchste in dem ganzen Kranze von Bergen, der mein Vaterhaus umgab. Ich hatte mich schon oft nach allen diesen Bergen gesehnt, aber sie lagen doch so weit von uns weg, daß ich mich nie getraut hatte, die Wege zu finden, und seitdem ich in die Schule ging, war ich von dem weiten Schulwege immer müde genug, um mich mit den kürzeren Entdeckungsfahrten durch unsere und der Nachbarn Felder, durch den langen Wiesengrund und durch die ersten Büsche von Schneiderbauers Berge zu begnügen.

Wenn ich nun vor der Großmutter die Schießbude beim Annafeste vorschob, so war das ganz gewiß keine Unredlichkeit. Es war sogar eine große Offenheit. Denn wenn ich gesagt hätte, daß ich gern eine Wallfahrt zur heiligen Mutter Anna gemacht hätte, dann wäre es sicher für mich zum Vortheil gewesen, vorausgesetzt, daß die kluge Großmutter nicht dahinter gekommen wäre und schließ-

lich doch die Schießbude im Vordergrund meiner Wünsche entdeckt hätte. Gleichzeitig ist es mir aber so, als ob ich doch eigentlich zu dem Heiligtum auf dem Berge gewollt und die Schießbude nur als Vorwand benutzt hätte, um etwas Heiliges zu verstecken. Denn wir Männer machen es ja oft so, daß wir das Heilige in uns durchaus nicht zeigen wollen. Es ist dies eine Keuschheit des männlichen Gemüthes, die sogar sich selbst verhüllt, um weder gekannt noch genannt zu werden.

Es wird wohl so gewesen sein, daß das Heilige in mir wandern wollte, um mir auf der Wanderung seine Lehre zu geben, und daß es mir die Schießbude in den Kopf setzte, damit ich etwas richtig Jungenhaftes zu sagen hätte.

Da eine moderne Geschichte des Lebens Jesu auch einen geographischen oder landschaftlichen Abschnitt enthalten muß, kommt es mir sehr zustatten, daß die Großmutter nicht nur versprach, wenn ihre Füße standhafter würden, hätte sie Lust, mich zum Annafeste auf den Berg mitzunehmen, sondern daß sie anfang, mir den Kranz der Berge zu erklären.

Der Annaberg, sagte sie ungefähr, sei der älteste Berg. Er sei wie das Alte Testament. Denn an der Spitze sei die heilige Mutter Anna, die Großmutter Jesu. Dann komme weiter rechts der Habichtshübel, die Grenzhöhe und der Siehdichfür, lauter niedrige Höhen. Das müßten die heidnischen Länder sein. Nun aber steige die Roter-

lehne empor, dort über Schneiderbauers Busch. Da sei eine Tafel mit den Acht Seligkeiten, und es leuchte dort oben immer so schön und weit und frei, daß es wohl der Berg Tabor sein könne. Dann komme hinter einem tiefen Einschnitt, durch den die Straße von Schlegel nach Ebersdorf führt, der Hutberg, der so stolz auf die Acht Seligkeiten herabschaue, daß dort wohl die Pharisäer gewohnt haben müßten. Dann der Oberberg mit der Pestsäule und der Jesuitenallee. Die ersten Jesuiten seien die Apostel gewesen, und der ganze Berg sehe apostolisch aus. Dann der Leppelt mit der Kohlengrube und der Glasfabrik. Das sei die neue Zeit, und es wäre nur gut, daß mein Vater meine Mutter von dort weg nach Neusorge geholt hätte, denn die neue Zeit sei nichts besonders Gutes. Von dort her dringe aller Unglaube nach Schlegel. Dann aber komme die Wolfskoppe, von der noch lange die Wölfe zur Winterszeit ins Dorf geschlichen seien und einmal sogar ein junges Mädchen aufgefressen hätten. Kein Heiligtum sei auf dem Leppelt und auf dem Wolfsberge, und man könne beim Wolfsberge schier an die Hölle denken. Ja, man müsse sogar. Denn gegenüber dem schwarzen Wolfsberge liege der Allerheiligenberg mit einem Einsiedler, der so aussehe wie Gottvater in langem, weißem Barte, und einer Kapelle, in der alle Heiligen versammelt seien um die liebe Gottesmutter Maria. Der Allerheiligenberg oder Kirchelberg sei also wie

der Himmel. Zwischen Wolfsberg und Kirchberg steige das Dorf Schlegel aus dem Steinetal herauf, und das sei wieder richtig, denn jedes Dorf liege zwischen Hölle und Himmel. Sie selbst sei aus dem Steinetal gekommen als junge Braut meines Großvaters, zwischen Hölle und Himmel hindurch, nach Neusorge.

„Wo liegt denn nun aber Nazareth?“ fragte ich.

„Drin in der Stube, um die Hobelbank des Zimmermanns.“

„Und wo Bethlehem?“

„Wo der Heiland zur Welt kommt!“

So waren wir wieder aus der Geographie in die Mystik hineingekommen. Maria lehrte aus den Bergen heim. Großmutters Füße wurden von Tag zu Tag standhafter, und am nächsten Sonntag konnte sie schon wieder ins Dorf zum Hochamt gehen. Wenn das Heilige wandern will, kuriert es auch die Füße, die es tragen oder begleiten sollen.

4. Das starke Weib

Viele Wochen vor dem Annafeste wurden schon die Anna-Dienstage gehalten. Da kamen von Neurode herauf, aber auch aus ferner liegenden Dörfern und insbesondere vom Böhmischen herüber jene, die es nicht mehr bis zum Feste aushalten konnten, oder die sich einstweilen auf das Fest vorbereiten wollten; junge Mädchen, die schon durch ihre Kleidung zeigten, daß sie der Welt aufrichtig abgeneigt waren, meistens aber alte Weiblein und Männlein, die in sonderbarster Körperbedeckung den Berg hinaufkletterten, manchmal sogar schon kleine Prozessionen mit Vorbeter und Fähnchen.

Ihr Ziel war die kleine St. Anna-Kirche auf der Höhe des Berges. Dort knieten sie eins neben dem anderen, Jungfräulein, Altmännlein, Großmütterlein, demütig geneigt oder von Natur krumm und bucklig genug, und beteten und beteten. „Heilige Mutter Anna, Mutter unserer lieben Frau und Großmutter unseres Herrn, bitte für uns arme Sünder, seht und in der Stunde unseres Ab-

sterbens, Amen!“ Kein Geistlicher leitete die Andacht, sie wuchs und blühte hervor aus den alten Baumrinden und aus den grünen Zweigen des Volkes, das sich hier sammelte. Eines ging, das andere kam, und die betende Gemeinde blieb fast unvermindert bis zum späten Abend. Kommet, ihr tiefgelehrten Religionspsychologen, setzt eure Brille auf und saget mir, was da eigentlich vor sich geht. Aber wehe euch, wenn ihr den jungen und alten Kindelein auf dem Steinpflaster der Anna-Kapelle auch nur mit einem Worte wehe tut!

Ich habe in einem Buche gelesen, daß die Andacht zur Mutter Anna ihren stärksten Aufschwung nahm, als das Geheimnis von der Unbefleckten Empfängnis Mariens von den Theologen deutlich erkannt wurde. Im Schoße Annas habe sich das Wunder vollzogen, daß zum ersten Male nach der Verbannung aus dem Paradiese ein Mensch empfangen wurde, den Gott wieder ganz lieb hatte, ein Menschenkind ohne die von Adam ererbte Schuld der Ursünde, befreit von jedem Makel um Jesu Christi willen, dessen Mutter das neu empfangene Kindelein werden sollte, zum voraus erlöst und gereinigt durch das kostbare Blut des Erlösers. Seitdem sei St. Anna in den Vordergrund der religiösen Liebe des Volkes getreten. Das sieht etwas künstlich aus, als hätten die Theologen hier wieder nur so etwas gemacht. Was wußten die Leute in der Anna-Kapelle von den Theologen und

von den vergangenen Jahrhunderten! Nein, etwas ganz Lebendiges führte sie den Berg hinan, wohl das Heilige, das in ihnen wohnte. Zu Marias Wallfahrtsorten treibt oft die Noth. „Maria kann helfen, Maria tut Wunder,“ sagen die Leute. Aber zur Mutter Anna gehen sie, wie Kinder zur Großmutter gehen: sie wollen wieder einmal bei ihr sein. Das Heilige in ihrer Seele will zur Großmutter Anna.

Schon am Dienstag nach Mariä Heimsuchung waren die Füße meiner Großmutter wieder ganz standhaftig geworden. Als ich aus der Schule kam, saß sie vor der Haustür und sagte: „Ich will heute auf den Annaberg. Komm mit! Es ist aber noch keine Schießbude da.“

„Ach plomp of de Schießbude! Wenn ich ock tor!“ war meine jubelnde Antwort.

Das Mittagessen war bald vorüber. Sorgfältig wurden meine weißblonden Haare gekämmt. Eine richtige Krinne, von der Gegend des rechten Hornes aus bis schier zum Wirbel, gehört zum Stolz des Grafschafter Mannes. Großmutter hielt etwas darauf, daß ich mich neben ihr sehen lassen könne, denn sie war eine sehr nette Frau, klein von Gestalt, hübsch von Gesicht; die roten Backlein und die lichten Augen wurden allerliebste umrahmt von einer leichten Sommerhaube. Ihr Vater war, wenn die Weberei nicht recht ging, von Tür zu Tür gegangen und hatte um ein Stücklein Brod gebeten.

Großmutter war also nicht als reiche Braut zwischen Hölle und Himmel nach Neusorge gekommen. Aber jetzt hieß sie die „reiche Wittigjohannsen“, weil sie ihre Stube sehr reinlich hielt und ihre Betten mit Linnendecken zudeckte — und weil sie eben proper aussah. Denn die Leute schließen nicht immer vom Reichtum auf den Wert der Persönlichkeit, sondern in solchen Fällen auch vom Wert der Persönlichkeit auf die etwa ausgeliehenen Hypotheken. Und meine Großeltern hatten auch wirklich zwei oder drei Hypotheken ausleihen können, nachdem sie ihre Wirtschaft meinen Eltern für 600 Taler verkauft hatten.

Jetzt besinne ich mich erst, daß ich das von meiner Großmutter Vater nicht hätte schreiben sollen. Manche Bücherleser können „Armeleuteduft“ nicht vertragen. Meine Großmutter pflegte aber in ihrem sonnenhellen Ausgedingehause soviel Rosmarin und in ihrem Gärtlein soviel Reseda, daß es um sie sogar im Winter nach Rosmarin und Reseda duftete. Wie schön war es, mit ihr auf dem schmalen Rain zwischen unserem und Nachbars Getreidefelde zu wandern, die Kornhalme neigten sich tief vor uns über den Weg, und wir hoben sie mit sachter Hand auf, als wären wir ein königliches Paar, das seinen Untertanen gnädig zuspricht: „Bitte, richten Sie sich auf!“ Großmutter pflückte eine Kornblume und eine Kornrade und steckte sie in mein

Hutband, worauf ich einige Mohnblumen abriß und an Großmutter's Jacke befestigte.

„Du bist wie der Großvater, Gott hab ihn selig“, sprach Großmutter, und sie mußte wohl an ihre Brautzeit denken, denn wir kamen gleich aufs Heiraten zu sprechen.

„Großmutter,“ sagte ich, „ich will mir die Niesel Berta heiraten.“

Großmutter sah zu ihrem achttjährigen Enkel herunter, aber gar nicht verächtlich, und sprach: „Da hast du ja deine erste Braut ziemlich zeitig gefunden. Das soll immer eine große Gnade von unserem Herrgott sein, wenn ein Mann gleich die rechte Braut findet.“

„Es ist nicht die erste; die erste war die Wenke Martha aus der Klasse vom Herrn Lehrer Knebel.“

„Wie bist du denn zu der gekommen?“

„Ich konnte eigentlich nicht dafür“, antwortete ich. „Der Herr Lehrer fragte die Jungen einen nach dem anderen, welches Mädel sie am liebsten hätten.“

„Da hast du gleich auf die Wenke Martha gezeigt?“

„Nein,“ verteidigte ich mich, „aber der Dinter Paul hatte auf die Wenke Martha gezeigt. Der ist aber so häßlich und die Wenke Martha so hübsch, da fragte der Lehrer: ‚Na, Wenke Martha, hast du denn den Dinter Paul auch am liebsten?‘ Da sagte die Wenke Martha: ‚Nee, ich habe den Wittig

Joseph am liebsten.' Da konnte ich doch nicht anders und mußte die Wenke Martha zur Braut nehmen."

"Wie hast du denn das gemacht?"

"Du, halt bloß so!"

"Und die Niesel Berta ist also deine zweite Braut?"

"Nein, die dritte, denn die zweite war die Herzig Maria auf dem Hinterberge. Die war in der Klasse vom Herrn Lehrer Rupprecht. Wenn der einmal fortgehen mußte, sagte er der Herzig Maria: ‚Komm, stell’ dich heraus und laß die Mädchen lesen‘, und mir: ‚Komm, stell’ dich vor die Jungen, und wenn ein Mädchen gelesen hat, laß du immer einen Jungen lesen.‘ Und wenn er wiederkam und es war hübsch still in der Klasse, dann sagte er uns beiden Aufpassern: ‚Ihr müßt euch später einmal heiraten.‘"

"Und warum willst du denn jetzt die Niesel Berta heiraten?" fragte die Großmutter sehr gütig. Da wurde ich verlegen und meinte: "Ich weiß es nicht, aber wenn ich allein aus der Schule gehe, dann bete ich immer ein Vaterunser, daß ich die Niesel Berta kriege."

"Hast du denn mit den Mädchen schon darüber gesprochen?"

Da schaute ich die Großmutter verwundert an und sagte: "Ich werde doch nicht mit den Mädeln reden!"

Auf einmal kam über mich eine tiefe Scham, daß

ich überhaupt soviel von den Mädeln und vom Heiraten gesprochen hatte, ja daß ich schon so gut wie dreimal verheiratet war. Großmutter merkte es, denn ich konnte, wenn ich mich schämte, über und über rot werden, so weiß und bleich ich auch sonst war. Meine drei Tanten, die Töchter meiner Großmutter, waren Jungfrauen geblieben, und eine trug schon den Schleier. Die waren ganz anders als die übrigen Frauen, ich hatte sie unendlich lieb, es war immer alles so schön und rein bei ihnen, sie klatschten und ratschten nicht so sehr wie die anderen, sie wußten vom Himmel und Herrgott alles Neue, was ich wissen wollte, und wenn irgend eins von uns Hilfe brauchte, so halfen sie gleich doppelt und dreifach, und sie sagten immer, das jungfräuliche Leben sei neben dem ehelichen Leben wie unser Blumengärtlein neben dem Obstgarten. Kurz und gut, ich hatte eigentlich auch unverheiratet bleiben wollen, und nun war ich eigentlich schon so gut wie dreimal verheiratet. Denn ich hatte doch auch die Wenke Martha und die Herzig Maria noch nicht ganz vergessen.

Großmutter sagte: „Du brauchst dich nicht zu schämen, denn Heiraten ist keine Sünde.“

„Warum schämt man sich da so sehr?“

„Das kommt von der Erbsünde, da haben sich Adam und Eva das erstemal geschämt.“

„Ich denke, die Erbsünde ist in der Taufe von mir abgewaschen worden?“

Großmutter überlegte. Wir waren schon über die Straße hinüber und merkten, daß es stark bergan ging. Da blieben wir stehen und blickten auf Neusorge zurück. Unser Haus war doch das schönste, wenn es auch schier das kleinste war. Es leuchtete aus Wiesen, Kornfeldern und Obstgärten so fröhlich heraus, als ob dort nie ein Kummer gewesen wäre. Die Steinsäule mit den Acht Seligkeiten segnete vom Berge herunter, und selbst der Hutberg tat nicht gar so stolz. Er reckte sich bedeutend in die Höhe, um über Schneiderbauersberg hinweg nach unserem Häuslein zu sehen.

„Siehst du,“ sagte die Großmutter, „auf eurem Hause ruht eine Hypothek oder ein Schuldbrief. Den habe ich im Schränkchen daheim, und deine Eltern müssen mir alle Vierteljahre Zinsen bezahlen. Das weißt du ja, denn du kriegst ja immer eine Schale Kaffee, wenn du die Zinsen bringst. Deine Eltern haben die Hypothek unterschrieben, weil sie das Haus und die Wirtschaft mit den vielen Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Kartoffeln haben wollten. Und jetzt paß auf: Eine solche Hypothek ruht auch auf der Menschennatur. Jeder, der geboren wird, hat gleich eine Schuld und muß Zinsen zahlen, weil die ersten Menschen den schönen Apfel im Paradiese und die Kunst, das Gute und das Böse zu erkennen, für sich haben wollten. Der Teufel redete ihnen zu, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt müssen sie die Schuld tragen und

die Zinsen bezahlen: die rote Scham, die bittere Krankheit, den schmerzlichen Tod. Und dazu verlangte der Teufel noch Prozente: sie mußten ihm dienen und sündigen."

"Ah," unterbrach ich begreifend und voraus-eilend, „darum hat der Pfarrer am Karfreitag bei der Predigt fortwährend gesagt: Unser Schuldbrief ist zerrissen!“ „Ja!“ antwortete die Großmutter, die es weiter drängte nach dem Annaberge, „unser Heiland hat mit seinem kostbaren Blute die Hypothek abgezahlt, aber damit die Menschen nicht vergessen, was das für eine ernste und teure Sache war, werden sie zwar bei der Taufe von der Schuld befreit, aber die Zinsen müssen sie noch weiter zahlen. Darum kommt Scham und Leid und Tod über uns, auch wenn wir getauft und erlöst sind. Und manche geben auch dem Teufel noch seine Prozente und dienen ihm in der Sünde. Das Heiraten ist keine Sünde, aber es bringt viel Kummer und Ärger mit. Das sind solche Zinsen für die Erbsünde. Wer aber nicht heiratet und nur Gott allein gefallen und dienen will, der opfert von vornherein viel irdisches Glück als Zins an Gott — bekommt freilich alles hundertmal wieder und dazu noch das ewige Leben."

Großmutter schien traurig zu werden, als wäre sie lieber noch das Bettlerkind von Mittelsteine, als die „reiche Wittig Johannsen“ von Neusorge. Da nahm ich sie wieder fester an der Hand und

sagte: „Gott bezahl's, Großmutter, daß Ihr lieber geheiratet habt, sonst wäre mein Vater nicht auf die Welt gekommen.“ —

In den Kieferhäusern auf der ersten Anhöhe vor dem Annaberge pflückten die Leute gerade die Kirschen und verkauften davon an die vorübergehenden Annabergpilger. Beim ersten Kirschbaum blieb ich stehen, und die Verkäuferin rief meiner Großmutter zu: „Käsa Se Kerscha, a Bärtala drei Pfennig!“ Jetzt war ich nicht ganz ehrlich. Wir hatten zu Hause keinen Kirschbaum, aber weil die Großmutter so traurig ausgesehen hatte, zog ich sie weiter und sagte: „Gelt, wir wollen lieber ein Bissel Zinsen für die Erbsünde bezahlen.“ Als aber bei der übernächsten Wirtshaus ein alter Mann wieder rief: „Käsa Se Kerscha, a Bärtala zwee Pfennige!“, da kaufte die Großmutter ein Viertelmaßlein davon und gab sie mir.

Jetzt bog der Weg aus der Häuserkolonie in frische Felder und Wiesen, zuerst ein wenig bergan, dann aber eben oder sogar sanft abfallend. Großmutter hatte ihren Rosenkranz um die rechte Hand geschlungen und faßte nach den Perlen. Sie wollte ein paar Ave weiter beten, konnte aber offenbar nicht ganz aus der Erbsünde heraus. Denn sie sagte auf einmal: „Ganz schön bist du, Maria, und kein Makel der Erbsünde ist an dir,“ und fing an, mir zu erklären, warum Maria „die unbefleckte Empfängnis“ genannt wird. So kamen

wir bis zu jener alten, bildergeschmückten Kiefer, bei welcher der Weg mit aller Willensentschiedenheit den Berg hinaufzusteigen beginnt. Um auch den Wallfahrern diese Willensentschiedenheit einzuflößen, hatte ein alter, frommer Menschenkenner das Kreuzifix an den Baum genagelt und darunter ein Bild der Mutter Anna, die mit ihrem Töchterlein Maria in einem großen Buche liest. „Siehst du, Joseph,“ begann die immer erklärungsfreudige Großmutter wieder, „das ist das Bild:

Mutter Anna

la'nnt Maria la'нна.

Da bleiben wir immer ein bißel stehen.“

„Liebe Großmutter,“ begann ich, um einen eben aufsteigenden Gedanken gleich zum Ausdruck zu bringen, „zerreiß doch auch unseren Schuldbrief, wie der himmlische Vater den Schuldbrief der Erbsünde zerrissen hat; denn die Mutter kann die Zinsen immer sehr schwer zusammensparen!“

Da legte mir die Großmutter die Hand mit dem Rosenkranze auf die Schulter und sprach: „Du bist ein guter Junge! Der Schuldbrief liegt zwar noch im Schränkchen, aber er ist so gut wie zerrissen. Und die Zinsen brauche ich halt notwendig, um mir manchmal noch etwas kaufen zu können.“

„Braucht denn auch der Herrgott noch unsere Zinsen? Es ging' doch auch recht gut, ohne daß wir uns schämen, und daß wir leiden und arbeiten

und sterben müssen. Wir würden dann doch auch lange nicht soviel Sünden tun."

„Sei oft zufrieden, daß du nicht mehr unter der Knechtschaft des Teufels bist, sondern ein Kind Gottes. Leiden und Versuchung, Arbeit und Sterben braucht zwar der Herrgott nicht, aber wir Menschen. Wir müssen doch etwas haben, womit wir Gott unsere Liebe beweisen können. Er freut sich, wenn wir die Zinsen gern bringen, wie ich mich immer freue, wenn du mir die Zinsen bringst. Und er gibt uns dann immer das Doppelte zurück. Ich kann dir halt immer bloß eine Schale Kaffee und ein Butterschnittel geben."

Dann gingen wir schweigend den Bergkegel hinan, mitten durch dunklen Nadelwald, durch den sich aber manchmal ein Blick nach der Talmulde hinab öffnete, so daß man die ganze Stadt Neurode in der Sonne liegen sah. Als gar noch ein Eisenbahnzug über den großen Viadukt am Galgenberge fuhr, stolperte ich über einen der vielen Steine, die in dem ausgefahrenen Hohlwege lagen, und schlug mit ausgebreiteten Armen auf die hartgetrocknete Erde. Da bluteten mir auf einmal beide Fußspitzen und beide Handgelenke, und ich hätte wohl geheult, wenn Großmutter nicht gleich mit ihrem Taschentuch und ihrer Theologie Hilfe gebracht hätte. „Siehst du, jetzt bist du wie der liebe Heiland, der auch an Händen und Füßen blutete. Er bezahlte den Schuldbrief, und

du bezahlst die fälligen Zinsen. Zahl' sie gern aus Liebe zu Gott!"

Ich wollte gerade sagen: „Die verflischte Erbsünde“, aber das paßte zu schlecht zu den frommen Worten der Großmutter. Das Heilige in mir sammelte still die Blutströpflein in seinen Kelch und brachte sie dem Vater dar.

Droben auf dem Berge steht die Kapelle im dämmerig dunklen Schatten hoher Laubbäume. Davor eine Flut von Sonnenschein. Mein Auge, wie es aus dem schwarzen Nadelwald hervorblickte, wurde ganz geblendet und vermochte nicht bis zu dem Mysterium der Kapelle vorzudringen. Im Sonnenschein aber standen einige Verkaufsbuden und Schirmzelte, umringt von Kindern und großen Leuten. Die ganze Herrlichkeit und der ganze Lärm der Welt lagen wie eine große Versuchung zwischen mir und dem Heiligtum. Kindertrompeten und Alpenglöcklein erklangen. Aus kleinen Luftblasenpfeifen kamen Laute wie von jungen Kassen oder wie wenn ein Kindlein geboren wird. Ein großer Mann hielt an hohem Stabe eine Unmasse von roten Luftballons, die zusammengeballt so aussahen wie die Traube der Kundschafter aus dem Alten Testament. Ein Konditor würfelte um seine eigene Ware mit seinen Kunden. Ein Fleischer verkaufte heiße Wurst aus seinem Kessel und ließ dabei einen wunderbaren Duft ausströmen, der mich ganz von Sinnen brachte.

Gott sei tausendmal gedankt für die Einrichtung der Großmütter auf Erden! Wenn mich die Großmutter nicht an der Hand genommen und mit der letzten Kraft ihres erschöpften Athems an allen diesen Wundern der Natur vorbeigeführt hätte, so wäre ich an diesem Tage wohl gar nicht über die Schwelle der Übernatur gekommen, ich meine: in die schöne, traute Annakapelle, aus der mitten in den Lärm immer wieder wie Meereswogen die dunklen Worte über den hellen Platz einherwogten: „Heilige Anna, Mutter unserer lieben Frau und Großmutter unseres Herrn, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen!“

In der Kapelle waren alle Bänke dicht besetzt. Großmutter und ich fanden nur auf der steinernen Stufe des rechten Seitenaltars ein wenig Platz, der aber immer enger wurde, je mehr Leute kamen. Mein ohnehin schmales Knabenkörperchen wurde allmählich so zusammengedrängt, daß es so dünn wie eine Seele zu werden schien. Aber nach dem langen, mühsamen Wege ruhte es sich doch gut. Das Beten der Leute troff wie ein schwerer Landregen. Am Hauptaltar brannten viele, viele Kerzen, und es knisterte und duftete bis zum Seitenaltare her. Und die Kleider der Leute, die sonst den Armeeleutegeruch trugen, atmeten jetzt im Dämmer der Kapelle allen Sonnenschein und allen Kiefernduft aus, den sie unterwegs eingeatmet hatten. Unterdessen sah im Hochaltarbild Mutter

Anna, und neben ihr stand in rosafarbenem Kleid ihr Töchterlein Maria, und beide lasen in einem großen Buche. Die Leute schauten immer wieder auf das Bild. Sie erwarteten kein Wunder. Mutter Anna tut im allgemeinen kein Wunder; es ist nur so sehr schön bei ihr, und alle, die zum Bilde hinschauten, dachten nur immer: „Mutter Anna la'nt Maria la'na.“

Und doch war eine Inbrunst und ein sehnsvoll-volles Warten und ein Wohlsein sondergleichen in der Kapelle. Ich dachte, Großmutter werde überhaupt nicht mehr nach Hause gehen. Um dies zu klären, wollte ich schon sagen: „Großmutter, gehen wir nicht gleich?“ Da sagte die Großmutter: „Es wird fest bald etwas sein, denn sonst wären nicht so viele Leute hier“.

Da trat ein Mann in Einsiedlerkleidung auf die Kanzel. Ich weiß nicht mehr, ob es der Einsiedler vom Annaberg war, von dem man später sagte, der Pfarrer habe ihm das Predigen verbieten müssen, oder irgendein Prozessionsführer. Und er redete mit lauter Stimme, mit so lauter Stimme, daß die Grafschäfter nicht etwa sagen: „Er tut schien predigen“, sondern: „Der tut ober a su schien schempfa“. Auch ich fand die Predigt ganz außerordentlich schön, und immerfort hörte ich die mit Gotteskraft erfüllten Worte: „Ein starkes Weib, wer wird es finden?“

Zuerst hörte ich nur die Worte wie ein Orgel-

spiel mit Manuale und Pedal. Es ist ja immer meine Ansicht gewesen, daß ein Gotteswort wirkt mit seinem Wesen, nicht mit seinem ausgesprochenen, verhältnismäßig klein umgrenzten Gedankeninhalt. Dieses Buchten und Wogen war wie die ganze Religion, die über mich kam. Ich glaubte, das Allerschönste und Allerheiligste von der wunderbaren Dreifaltigkeit, von der Menschwerdung, vom Gericht, vom Himmel, alles Unausprechliche werde hier ausgesprochen. Und es waren auch alle so erschüttert und so beglückt und so zerdonnert und so verklärt, als hätte Gott soeben auf dem Sinai sein Gesetz verkündet. Das Heilige in mir hörte die Worte seines Vaters, nicht als Einzelmitteilung, sondern als Ausdruck seines ganzen wunderstarken Wesens, wie Meeresbrausen und Sturmnacht, wie Sonnenflut und Sternensflimmer.

Aber auch das Menschlein in mir, der Zinsenzahler, horchte: „Ein starkes Weib, wer wird es finden, ja ein starkes Weib, wer wird es finden!“ Die starken, vollen Schultern meiner Mutter, wie sie mähte oder wie sie unsere wilde Kuh zum Stiere führte, ihre Knöchel, wenn sie schwere Bürden heimtrug, kamen mir ein. Ich war froh, daß mein Vater ein starkes Weib gefunden hatte. Was war die Großmutter dagegen! Nein, auch die Wenke Martha wäre nichts gewesen. Sie war semmelblond und zart wie Mond-

schein. Besser stand es schon um die Herzog Maria. Aber richtige Schultern hatte die Niesel Berta. Und sie saß auch in der Schulbank so ernst und still, als sei sie von einer ungeheuren Kraft gebunden. Doch nein, es schien mir, daß alle Mädchen zusammen nicht ankämen gegen die erschütternde Gewalt des Wortes: „Ein starkes Weib, wer wird es finden?“ Vielleicht ist es überhaupt mit den Schlegler Mädchen nichts Rechtes.

„Wer ist denn stark? Sagt mir, wer ist stark, wer ist stark?“ rief plötzlich der Prediger. „Ist ein Weib auf dieser Erde stark? Ist wenigstens ein Mann auf dieser Erde stark? Sie sind alle so schwach, daß sie nicht einmal den letzten Gang auf dieser Erde mit den eigenen Beinen laufen können. Selbst der Annaberger Briefträger muß sich dann tragen lassen wie ein Kindlein im Wickelbett, obwohl er jetzt so groß tut mit seinen starken Beinen. Und der Neuroder Schmied, der einmal eine eisenbeschlagene Tür mit seiner Schulter aufgesprengt hat, kann dann die armseligen vier Schraublein seines Sarges nicht mehr sprengen. Kennt ihr etwa den heiligen Christoph, dessen Beine so aussehen wie davongelaufene hundertjährige Buchen und dessen Buckel schier also groß ist wie der Buckel des Annaberges — seht ihr, wie er zusammengedrückt wird, da er das Kindlein Jesu über das Wasser tragen soll? Ja, wer

Jesus, den Herrn der Welt, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, erträgt, der ist stark, der ist stark, dreimal, zehnmal, hundertmal stark. Jetzt habt ihr's, wer das starke Weib ist: Maria, die das Kindlein Jesu nicht bloß über einen Bach, sondern über das ganze Gebirge Juda getragen hat, Maria ist das starke Weib! Und wer hat dieses starke Weib gefunden, wer hat es zur Welt gebracht? Unsere Großmutter Anna. Und ich habe drüben in Böhmen einmal ein Bild gesehen: Mutter Anna selbdritt: sie trägt Maria auf dem Schoße, und Maria hält dabei ihr starkes Kindlein auf dem Arm. Und die Knie der Großmutter zittern nicht und brechen nicht entzwei. Stärker als der heilige Riese Christoph war also Anna, denn sie trug nicht bloß das Jesuskindlein, sondern noch seine Mutter dazu. Lernt also: Nicht wer drei Zentner auf dem Buckel tragen kann wie der Müller von Waldis, nicht der ist stark, sondern wer Jesum Christum und seine liebe Mutter im Herzen trägt, der ist stark!"

Da ging's durch die alten Weiblein und Männlein wie ein Ruck. Sie machten alle so triumphierende Augen wie der Briefträger vom Anna-berge, wenn er mit der Hand auf seine Lederhosen schlug und sagte: „Ja, diese Beine, das sind Beine!“, oder wie der Schmied von Neu-robe, wenn er die alte Geschichte von der eisenbeschlagenen Tür erzählte, oder wie der Waldbücher

Müller, wenn er mit den Zentnersäcken wie mit Gummibällen um sich warf.

Ich selbst war einer der schwächlichsten Jungen von Schlegel, nicht zwar in den Beinen, denn springen und laufen konnte ich besser als die anderen, auch nicht im Kopfe, denn mit diesem hatte ich sogar eine ganze Klasse übersprungen, aber in den Armen und Gelenken. Ich war also darauf angewiesen, die Worte des Predigers rein geistig zu verstehen. Es regte sich etwas ganz Starkes in mir, es muß das Heilige in mir gewesen sein — Jesus und Maria, ich trug sie ja immer in meinem Herzen.

„Tragt nur Jesus und Maria in eurem Herzen, dann wird euch selbst der Teufel nicht unterkriegen. Amen!“, schloß endlich der Prediger, und ich dachte gar nicht mehr daran, daß mich am Tage zuvor sogar der Dinter Paul bei einer Kauferei um meine neue Stahlfeder so untergeköriegt hatte, daß meine Schulbücher über die ganze Straße ausgestreut waren.

Auf die Predigt folgten lange Litaneien, Gesänge, Gebete, bis die Kerzen schier niedergebrannt waren. Da erhob sich die Großmutter, nahm mich bei der Hand und drängte mich durch die dichtgefüllten Gänge hinaus ans Licht. Wie ein Zauberland lag ausgebreitet das ganze Neuroder Thal. Wie eine fremde Welt war der Festplatz vor der Kapelle mit den Buden und Schirmzelten.

Auf einmal standen wir vor dem Kessel mit der heißen Wurst. Großmutter kaufte ein Paar Wiener Würstchen und eine weiße Semmel: „Da, nimm! Die Semmel und eines von den beiden Würstchen kannst du essen. Das andere kannst du deinen Schwestern mit heim nehmen.“

Ihr Städter wißt nicht, was ein Wiener Würstchen für einen ganz ungereizten Jungengaulen ist. Was ich bisher gegessen und getrunken hatte, war alles schier so zart und fein gewesen wie Muttermilch und Wiesenwasser. Und jetzt, dieser Geschmack! Wie ein Raubtier hätte ich in diese fleischliche Beute hineinbeißen können, schreiend vor wilder Gier. Aber in Anbetracht der kurzen Länge eines solchen Würstchens — oder weil das Heilige in mir das Gesetz des Mäßes diktierte — begnügte ich mich lange Zeit mit dem Riechen und dann mit unendlich kleinen Bissen. Das schöne Weiß der kreuzweise geflochtenen Semmel erinnerte mich wohl auch daran, daß es außer dem Fleisch noch eine andere Nahrung gab.

Wir waren schon weit hinunter durch den dunklen Wald, und es öffnete sich schon der Blick über die Kieferhäuser, Siehdichfür, Roterleone, Hutberg und Oberberg bis an den Rand der Grafschaft Glaz, an das Eulengebirge, die alte ziegelofenartige Festung Silberberg, den Königshainer Spitzberg, an den Glazer Schneeberg, der in unendlich selig blauer Ferne lag. Die untergehende

Sonne hatte unser Neusorge schon mit warmem Abendschatten zugedeckt, blickte aber noch den Hutberg an, ließ allerfernste Gehöfte auffunkeln wie glimmende Kienspäne und erzählte noch dem Schneeberg das blaue Märchen von der Ewigkeit: Es müssen alle Berge einmal sterben, aber sie werden auferstehen und zusammensein wie ein heiliger Wunderberg, so zart wie Luft, so blau wie der Himmel; und er wird sein der heilige Berg Sion; und Engel bauen auf seinen Gipfeln die ewige Stadt Jerusalem in Morgenglanz und Abendfrieden; und Gott wird König sein in dieser Stadt und wird ein Silberglöcklein läuten, daß die Sterne leuchten Tag und Nacht und daß Engel und Menschen, daß Tiere und Bäume, Blätter und Blumen alle zu ihm kommen . . .

Da sah ich plötzlich, daß ich das letzte Stücklein meiner Wurst verzehrt hatte, ohne es zu merken und zu schmecken. Das tat mir sehr leid. Ich hätte wenigstens noch einmal schmecken sollen, denn ich hatte doch noch so sehr viel Geschmack danach. Ganz still ging ich neben der müden Großmutter, die mir fast leise singend das blaue Märchen vom Berg Sion erzählt hatte. Meine Hand fuhr wie von allein in die rechte Rocktasche — zum anderen Würstchen. Es war noch ganz warm, und es war so weich, daß es eine Freude war, es zu drücken. Ich mußte es mir wenigstens einmal ansehen. Großmutter tat, als ob sie gar nichts merkte, und

ließ mich auch ein Stücklein hinter sich gehen. So konnte ich es herausziehen und soweit enthüllen, als ich es sehen wollte. Betäubend stieg sein Duft in mein Gesicht und kroch mir die Nase herauf. Ich führte es auch an den Mund und fand, daß ich nur etwas zu ziehen brauchte, um diesen köstlichen Saft zu genießen, ohne daß das Würstchen kleiner wurde.

Das mußte aber recht schnell gehen, denn es geizte sich doch, daß ich gleich wieder neben der Großmutter ging. Ich hätte mich doch zu Tode geschämt, wenn sie es gemerkt hätte. Aber vielleicht noch einmal! Dann ging ich wirklich wieder neben der Großmutter.

Bei der Kiefer mit dem Bilde der Mutter Anna blieb Großmutter stehen, um den Abschied zu beten. Da holte uns aber eine alte Nachbarin ein und fing mit der Großmutter zu reden an. Jetzt kannte die Versuchung keine äußeren Grenzen mehr. Wer hatte das Würstchen mit dem Millimetermaß gemessen? Wer konnte sagen, wie lang es war? Ein Löfflein hatte es schon durch das Ziehen bekommen. Wenn es nur auf beiden Seiten noch zugemacht werden konnte, war es doch immer ein ganzes Würstchen, wenn es auch einige Millimeter kürzer war. Ich drückte und zog also, bis ich ein ganz klein wenig von der Füllung im Munde hatte. Richtig, die Haut ließ sich so zusammen-drehen, daß es wieder ein ganzes Würstchen wurde!

Ich kam nun aus den Nezen und Irrschlüssen dieser praktischen Philosophie nicht mehr heraus. Bald lief ich wie unschuldig vor dem alten, müden Freundespaar, meiner Großmutter und der Nachbarin, einher, bald machte ich mich hinter ihrem Rücken von neuem schuldig. Das habe ich nie auf die Dauer vertragen können, diesen Wechsel von Unschuldigtum und Schuldigsein. Darum war etwas in mir — wohl das Heilige in mir — aufrichtig froh, daß die Nachbarin unten auf der Straße bei Wolf Franz von meiner Großmutter Abschied nahm und die Straße weiterging, während wir „bei Wolf Franz runter“ mußten. Großmutter griff nach meiner Hand, vielleicht weil sie mich lieb hatte, vielleicht weil sie auf dem holprigen Wege einen Halt brauchte.

„Du riechst immer noch nach dem Würstchen,“ sagte sie mir ein Stücklein weiter.

„Ja, Großmutter, ich habe doch noch — das für die Schwestern. Und das riecht noch. Und es ist auch immer noch ein bißel warm.“

Ich fühlte wieder daran. Es war immer noch ziemlich lang. Aber es sollte ja auch unter vier Mädels geteilt werden. Da kam der enge Steig, der zwischen hohen Kornfeldern von unserer Wiese bis zum Hause führte. Großmutter ging voran, denn wenn man müde ist, zertritt man leicht die tiefgeneigten Halme. Mein Gott, wie da die Versuchung noch einmal groß wurde! Ich zog das Pa-

pierpäcklein noch einmal aus der Tasche und hätte bald das ganze übrige Stück in den Mund gesteckt. Da würgte es mich aber an der Kehle. War es das Heilige und Lebendige in mir? Mein Mund schloß sich ganz fest. Ich drehte noch ein wenig an der Haut, um ein kleines Knötlein fertig zu bringen, wie es der Fleischer macht, und steckte dann das Päcklein wieder ein.

Schon wurden die braunen und blonden Köpfe meiner Schwestern sichtbar, die uns durch das Korn entgegenkamen. „Ich bringe euch eine große Wurst mit. Großmutter hat sie gekauft!“ schrie ich ihnen entgegen. „Jede kann sich einen Bissen nehmen.“

Meine Schwestern haben mich von jeher durch ihre Selbstlosigkeit beschämt, die jüngste, die etwa dreijährige Anna, die sich später, kurz nach ihrer Erstkommunion, durch eine That selbstloser Fürsorge den Todeskeim holte, sperrte zwar damals ihr Mäulchen weit auf. Als sie aber den scharfen Geschmack der Wurst verspürte, zog sie sich sofort zurück. Martha, die Zweitjüngste, nahm einen kleinen Bissen. Agnes sagte bloß: „Pfui, ich mag nicht.“ Sie ist auch jetzt noch heikel gegen alles, was nicht daheim hergerichtet wird. Hedwig, die mir an Alter, Charakter und Gesicht am nächsten stand, hätte ganz gern gegessen, besann sich aber gleich: Ich solle doch der Mutter das übrige Stücklein geben. Und die Mutter sagte: „Ich ock sel-

ber,“ worin mich Hedwig noch einmal sehr lebhaft bestärkte, so daß ich es auch tat.

Großmutter hatte der Wanderung des Stückleins Wurst aufmerksam zugehört. Dann sagte sie: „Weißt du noch, Joseph: der Schuldbrief ist zerrissen, aber wir müssen immer noch Zinsen und Prozente zahlen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie in ihr Ausgedingehaus. Ich schlich ihr nach und traf sie, wie sie gerade Feuer machen wollte, um sich den Abendkaffee aufzuwärmen. Ich wollte ihr alles eingestehen, da sie es doch wußte, und schwänzelte um sie herum und tat behilflich und betunlich, um den Anfang eines Geständnisses wenigstens bei einem Zipfel zu erwischen. Es kam mir wieder ein: „Ein starkes Weib, wer wird es finden? Ja, wer wird es finden, ja, wer wird es finden?“ Ich dachte an den hl. Christoph mit den Buchenbeinen und dem Annabergbuckel, und wie er zusammenknickte, als er das Jesuskind trug. Da richtete ich mich auf und sagte: „Großmutter . . .“ Gleich zog sich aber mein Mund schief, und es gab mir ein paar Stöße von der Brust herauf, und es krümmerte mich zwischen Augen und Nase.

Da lächelte die Großmutter, fuhr mir mit den Knöchlein ihrer Finger in die Haare und sagte: „’s is schon gut. Du bist müde, gieh oß schlöffa!“

Das Heilige in der Seele des Graffschafter

Jungen ist noch ganz klein und schwach. Und es will so klein und schwach sein. Es läßt sein Feuer nicht aufglühen und seine Kraft nicht lodern. Wo das Göttliche auf Erden ist, da will es ein langsames Werden sein und will nicht schneller werden als alles irdische Sein. Wie alle anderen Mütter, so wartete auch die jungfräuliche Mutter Maria in dem Häuslein von Nazareth neun Monate lang. Wer einen katholischen Kalender hat, der rechne einmal die Zeit von Mariä Verkündigung am 25. März bis zum hl. Weihnachtsfest am 25. Dezember. Nur manchmal, nur ganz leise, nur ganz selten ließ es sich spüren als das Göttliche. Die alten Evangelien wissen nur von einem Falle zu erzählen, von damals, als der geheime Gruß von Maria zu Elisabeth, von Mutterschoß zu Mutterschoß ging. Darum soll sich niemand wundern, daß das Heilige in mir nicht größere Wunder getan, daß es im Menschlichen ganz verborgen blieb, daß es weder als Mahner, noch als Richter, noch als Strafer offenbar wurde, sondern daß es nur in mir horchte und wartete, bis die Großmutter sagte: „'s is schon gut!“

5. Der Herrgott vom Herden Heinrich

Es war eine wunderbare Zeit, da die Jungfrau von Nazareth das Heilige unter ihrem Herzen trug und ihm Fleisch und Blut, Gestalt und Namen gab. Ich denke mir, daß sie bei ihren Näharbeiten manchmal stille hielt und ganz leise sagte: „Mein Herr! Mein Jesus!“ Tauchte vor ihrem Auge das Bild eines zarten Kindleins auf oder eines blondlockigen Knaben? Unter denen, die Maria lieb hatten, bildete und erhielt sich die Meinung, daß Maria immer zuerst an einen armseligen, verfolgten, zerschundenen Gottesknecht denken mußte. Denn mitten unter allen frohen und stolzen Weissagungen der Propheten hatte sie auch die schmerzliche Weissagung gelesen: „Er steigt empor wie ein Baumzweig und wie eine Wurzel aus dürstendem Lande; er hat keine Gestalt und keine Schönheit. Wir sahen ihn, und es war kein Anblick zum Wohlgefallen, sahen ihn verachtet als den Gerिंगsten unter den Menschen, als einen Schmerzensmann in allem Elend, und sein Angesicht war zugedeckt wie etwas

Häßliches, weshalb wir seiner nicht achteten. Wahrlich, er hat unsere Leiden getragen und unsere Schmerzen auf sich genommen. Und wir hielten ihn für einen Ausfägigen, den Gott geschlagen und gebeugt hat . . ." Weiß Gott, ob sie vor Tränen weiter lesen konnte! Und doch wurde sie immer wieder froh, und manchmal wohl begann sie zu singen: „Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist jubelt in Gott — meinem Jesus!" Denn das hat Gott den Müttern gegeben, daß sie sich ihres Kindleins freuen, auch wenn es nicht schön sein sollte, auch wenn es krank und elend sein sollte.

Die Welt freilich erwartete den Messias als einen schönen, stolzen Königsprinzen. Gott weiß, daß er auch der guten Welt nicht gar zu viel Enttäuschung zutrauen darf, darum zeigte er ihr den Messias wenigstens als ein schönes, zierliches Knäblein im Arm der Mutter. Nur die besonders Ausgewählten erkannten das andere gleich zuerst. Mein Großvater malte den Schäflein, die von den Hirten dem neugeborenen Messias dargebracht wurden, immer ein rotes Kreuz auf das schneeweiße Fell und sagte: „Die Hirten werden wohl geahnt haben, daß Jesus als Lamm Gottes sein rotes Blut am Kreuze vergießen werde, denn sie lasen ja das Prophetenwort: Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird." Auch einer der heiligen drei Könige muß es geahnt haben, denn er brachte als

Geschenk eine Arznei mit, die liebe, bittere Myrrhe. Und der greise Simeon sagte gleich zu Maria: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auf-
erstehung vieler in Israel und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird — und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler offenbar werden.“

So ist die Gestalt, die das Göttliche in der Seele des Grasschafter Jungen zuerst annimmt, nicht die Gestalt des Kindleins von Bethlehem, sondern die des Gekreuzigten vom Kalvarienberge, und das Leben Jesu in der Grasschaft fängt immer mit seinem Tode an. Das „Herrgottlein“ ist Christus am Kreuz. Nur in den Häusern, die zur heiligen Weihnacht noch die „Geburt Christi“ aufstellen, gewinnt das Göttliche ein anderes Antlitz und Bild. Aber nicht, als ob es ein zweites Antlitz wäre. Denn das „Herrgottlein“ am Kreuz ist dem Grasschafter auch wie ein Kind, und er spricht so zärtlich zu ihm wie zu einem Kinde.

Es ist überhaupt eine falsche Ansicht, daß für die Kinder die Kindheit Jesu, für die Jünglinge sein Jünglingsalter, für die Männer seine Mannesjahre seien. In der Kindheit liebte ich den Heiland, wie er den Heldenkampf mit dem Teufel stritt, wie er Lahme und Gichtbrüchige heilte, wie er die große Volkschar ernährte, wie er dann seine Hände binden, seinen Leib blutig geißeln ließ, wie er das Kreuz trug und am Kreuze starb. Jetzt,

da ich Mann geworden bin, ist mir das Kindlein in der Krippe Freund, Meister und Erlöser geworden. In der Kindheit sah ich sogar in dem freundlichen Kindlein auf Mariens Schoß den Gekreuzigten, jetzt sehe ich in dem Gekreuzigten das Kind, das große Kind, das mich zum Vater führen soll. In der Kindheit war mir das Göttlichsein soviel wie Heldsein in Lehre, Leid und Tod; jetzt ist mir das Göttlichsein echtes Kindsein. Am Kreuze offenbarte Christus sein Kindsein: Zum ersten Male spricht er im Text der heiligen Evangelien am Kreuz den Namen „Mutter“ aus, und eines seiner allerletzten Worte am Kreuze ist das Wort „Vater“.

Ich war wohl erst vier oder fünf Jahre. Da bekam mein Bruder, der Tischlerlehrling, von seinem Meister den ehrenvollen Auftrag, bei unserem Nachbarn, dem Herden Heinrich, die Stubenfenster anzustreichen, und ich durfte dabei sein. Das war nicht beim „schwarzen Herden“, sondern beim Herden Heinrich, was übrigens alle wissen sollten. Denn unter den vierzehn „Besigern“ in Neusorge hießen drei Herden. Sie hatten die drei ältesten Wirtschaften, und da die Letzten immer sehen müssen, was übrig bleibt, hatten die drei Herden auch die größten Wirtschaften. Ihre Häuser waren massiv gebaut und hatten so dicke Wände, daß die Sonne kaum hinein konnte. Und drinnen war alles dunkel und feucht. Das

war für mich sehr interessant. Es roch ordentlich gut, weil es anders roch als in unserem luftdurchlässigen, lichten Holzhäuslein. Ein Tröpflein nach dem andern sickerte von den Wänden und grub in Kalk und Putz und Moder die schönsten Linien in die Fläche. Da sah man Landkarten von nie entdeckten Ländern, vielleicht Mondlandschaften, sah Fresken mit den merkwürdigsten Gestalten. Ein Mann mit langer Nase steckte gerade seine große Zeh in den Mund, was ich daheim gleich nachzumachen beschloß, denn das galt ohnedem als eine der größten Heldentaten unter uns Jungen. Dort war ein Kopf mit ganz dicken Wangen, hier einer mit ganz mageren. Dort stachen zwei schielende Augen aus dem Kalk heraus, da glözte etwas, von dem man nicht recht wußte, ob es ein Kalb oder Mensch war. Und mitten unter all diesem Gewühl von Gestalten hing der Heiland am Kreuz.

Die Fensterrahmen sahen aus wie schimmelig gewordenener Samt. Mein Bruder strich und strich. Ein Tag nach dem anderen und ein Farbetopf nach dem anderen ging darauf. Aber endlich gelang es. Da sah der Herden Heinrich in den Farbetopf und erkannte, daß noch ein Rest von Farbe darin sei. Das machte ihn zuerst ganz ratlos. Es war, als ob sein ganzes Vermögen samt den Hypothekenbriefen da drinnen im Farbetopf sei und nun am Ende gar von dem Wittigfungen weggeschleppt

werden könnte. Endlich fand er die Lösung dieses Bauernseelenkonfliktes. Er zog langsam seinen Blick aus der Farbe heraus, ließ ihn recht abtröpfeln und sah meinen Bruder beim Ohre vorbei an, klappte langsam seinen Mund auf, dann wieder zu und dann wieder auf, und sagte mit seiner langgedehnten, aber sehr schön klingenden Sprache: „Gelt, bezohla muuß ich's ju asu wie a suu. Kännnda Se ne dovoone mei liebes Herrgootla a Brenkala weiß macha?“

Das „Herrgottlein“ vom Herden Heinrich war ein echter Christus, der sich in nichts, außer der Sünde, von den Menschen unterscheiden wollte, unter denen er Knechtsgestalt annahm. Er war sogar kaum von der Wand zu unterscheiden, an der er hing und die ich deshalb genauer beschrieben habe. Er sah aus wie ein richtiger grober Bauernknecht, der aus lauter Faulheit da oben am Kreuze eingeschlafen war. Mein Gott, verzeihe mir, wenn es Sünde ist, aber ich muß doch sagen, wie es war; denn ich habe mir vorgenommen, in diesem ganzen Buche keine Lüge niederzuschreiben. Es kommt auch noch schlimmer.

Mein Bruder, der niemals richtige Geizhalsigkeit leiden konnte, vor allem nicht den Geiz mit Farben — daheim fehlte es uns zwar oft an Geld und Brot, aber niemals an Farbe — schüttelte mit merkwürdigem Geräusch noch einmal die Farbendüte über dem Topfe aus, versuchte auch,

mit allerhand Druck der Firnisflasche noch einige Tröpflein zu entlocken, und sagte dann: „Ja, für Ihren Herrgott könnt's noch reichen.“

Unterdes hatte der Herden Heinrich das Kreuz heruntergelangt. Man hörte richtig das Knistern der zerreißenen Spinnweben. Ich stand unten an dem Schemel, auf den der Herden Heinrich geklettert war und wollte das Kreuz in Empfang nehmen. Das ging alles so langsam wie damals, als Nikodemus den Heiland vom Kreuze nahm. Und siehe da, der Gekreuzigte senkte sich zu mir herab mit seinen ausgebreiteten Armen, als wollte er mich umfassen. Ich hatte gerade gesehen, daß die große Zehe vom Herden Heinrich schier so aussah wie die eine Hälfte vom Hufe unserer „Strieme“. Aber jetzt verging mir alle Bosheit, und ich breitete jetzt auch meine Arme aus. O welch ein Jammer und welch ein Elend! Der Herrgott sah von nahem aus wie ein geschlachtetes Tier. Der Kopf hing zur Seite, und die eine Wange sah ganz zerschlagen aus. Ich hatte einmal einen Knecht gesehen, den ein anderer Knecht so geohrfeigt hatte, daß seine Wange ganz ähnlich aussah.

Mein, ich habe nicht gezittert, als ich das Kreuzifix zu meinem Bruder hintrug. Mein Bruder sagte bloß: „Joseph, du siehst ja so schlecht aus! Es ist hier zu wenig Luft, schür' dich nach Hause zur Mutter!“

Ich habe meinem Bruder, der elf Jahre älter war, immer so gefolgt wie einem Vater und ging aus dem Hause.

Die Abendsonne leuchtete gerade so schön über den Annaberg herüber, und das Gras war so warm um meine Füße, und das Getreide duftete, und ich sehnte mich so sehr nach meiner Mutter. Die brachte gerade eine Bürde Heu von der Wiese und schüttete sie in die Scheune. Da lief es mir plötzlich ganz heiß aus den Augen, und am Halse drückte es und stieß es ganz unbändig. Die Mutter sah sich um und sagte: „Joseph, warum heulst du denn?“

„Beim Herden Heinrich haben sie einen so hässlichen Herrgott. Den haben sie sicher gehauen!“

Die Mutter kannte diesen Herrgott: „Du, der ist nicht hässlich, der sieht bloß aus, wie er ausgesehen hat.“

Unterdes war meine Großmutter aus der Haustür getreten und sagte: „Ja, Joseph, die Menschen haben den Herrgott so gehauen, daß er selber gesagt hat: Ich bin nicht wie ein Mensch, sondern wie ein zertretener Wurm.“

Solche wissenschaftliche Erklärungen haben mich immer beruhigt, und mit dem letzten Nicken meines Zäpfchens sagte ich fragend: „Warum denn?“

Gott sei noch einmal gedankt für die Einrichtung der Großmutter! Was wäre so ein Junge, wie ich war, ohne Großmutter! Meine Großmutter

lebte schon etwa sechs Jahre im Ausgedinge, frei von wirtschaftlichen Sorgen, und konnte durch Lesung und Betrachtung ihre Gottseligkeit und Gotteswissenschaft bereichern.

Großmutter beantwortete mein Warum: „Siehe, es steht geschrieben: Er aber ist verwundet um unserer Sünden willen und zerschlagen um unserer Missetaten willen.“

„Missetaten“ war damals noch ein Fremdwort für mich. Aber es klang schon so scharf wie ein Beil und so spitz wie ein Bohrer, und auf einmal fiel mir ein: Ich habe schon eine Missetat getan!

Das war bei Großvaters Begräbnis gewesen. Es war ein schöner Tag, wohl der allerschönste Tag in meinem dritten Lebensjahre, und noch jetzt weiß ich von der Heiligkeit und Lustigkeit dieses Tages. Ich schlief in einer kleinen Holzkiste, die mit Stroh und einigen Lumpen gefüllt war. Als ich erwachte, waren viele schöne Leute in unserer Stube und tranken aus goldgeränderten Tassen Kaffee. Einige standen schon auf, und es war gar zu schön, wie soviele Menschen miteinander sprachen: Tanten, Onkel, Paten, Nachbarn und Nachbarinnen. Und es duftete in der ganzen Stube nach Rosmarin. Dann war die Stube auf einmal leer. Nur die Tante Schmitten blieb als Heimhüterin zu Hause. Das war ein Funkeln und Leuchten auf den großen, weißgedeckten Tischen: Kaffeeschalen, Kuchenteller, Krüge, und mitten

brunter eine Zuckerschale, gehäuft voll von Zuckerstücken. Tante Schmitten, die ich immer sehr lieb gehabt, da sie ein ganz rundes, freundliches Gesicht mit außerordentlich guten Augen hatte, verließ einige Augenblicke die Stube. Rasch sprang ich aus meiner Kiste, kletterte auf einen Stuhl, und von diesem reichte ich bis zur Zuckerschale. Rasch war ein solch großes, schönes Zuckerstück in meinem Munde. Da erfaßte mich's von innen. Wenn das Haus in Flammen aufgegangen oder die ganze Zuckerschale umgestürzt wäre, hätte es mich nicht mehr durchfahren können. Weiß Gott, ob es nicht das Heilige war, das seit der Taufe in mir wohnte. Es verjagte mich, wie es die Stammeltern aus dem Paradies verjagt hatte. Ich sprang zur Stubentür, ich wollte fliehen, ich war auch gleich draußen und wollte mich im Holzschuppen oder irgendwo auf der Welt verstecken und achtete doch gar nicht darauf, daß ich noch im Hemblein war. Nach einiger Zeit besann ich mich und wollte mir meine Höslein holen. Da war die Haustür zugeschlossen. In Angst und Verzweiflung schlug ich an die Tür, und gleich kam die gute Tante Schmitten gelaufen, öffnete und brach in die freudige Frage aus: „Nee, Junge, wo bist du denn?“ „Ich wollte nur ein bißlein spazieren gehen,“ log ich ihr vor. Sie hatte meine Missethat nicht gemerkt und überhäufte mich nun mit Güte den ganzen Vormittag lang. Immer wieder steckte sie

mir ein Stücklein Zucker in den Mund, aber ich glaube, es hat mir nicht gut geschmeckt.

Das war die Missetat, die wie ein Bliß in meine Seele fuhr, als Großmutter die Isaiasstelle zitierte.

Wenn in jenen Jahren daheim irgend etwas in Unordnung oder verloren war, so hieß es immer: „Der Joseph wird's wohl gewesen sein,“ und da es meist stimmte, glaubte ich es schließlich selber. Und jetzt war ich felsenfest überzeugt: Ich allein bin schuld, daß der Herrgott vom Herden Heinrich so verbogen und zerschlagen aussah.

Aber ich glaubte, mir noch einmal heraushelfen zu können. Ich hatte mir vom letzten Patenbesuch ein Bonbon aufgehoben. Es war zwar schon ziemlich klein geworden, da ich immer wieder einmal daran gelect hatte, aber die Hauptsache, was ein Bonbon zu einem Bonbon macht und von jedem anderen Gegenstand unterscheidet, war doch noch da, und ich beschloß, es dem Herrgott vom Herden Heinrich zu bringen, es in den geöffneten Mund seines zerschlagenen Antlitzes zu stecken, oder, wenn das nicht ginge, vielleicht in seine Dornenkrone zu bergen, um meine Missetat wieder gutzumachen.

Gleichzeitig fiel mir ein, daß die Fensterfarbe doch eigentlich mit Rot gemischt werden mußte, damit die richtige Fleischfarbe herauskäme. Ich holte also noch aus unserer Farbenkiste einen kleinen Napf mit roter Farbe und sprang rasch hinüber zum Herden Heinrich.

Mein Bruder war immer noch erzürnt über den Geiz des Nachbarn und wies mich mit meiner roten Farbe zurück.

Da sah ich wieder die tiefe Kerbe auf der rechten Seite, wo der Lanzenstich hindurchgegangen war, und die Striemen über der Schulter und die tiefen Löcher an den Händen und Füßen. Da muß doch überall viel rotes Blut herausgeflossen sein! Mein Plan war gefaßt. In meinem Farbenäpflein war ein kleiner Pinsel, da würde alles gehen.

Als mein Bruder den allerletzten Rest seiner Fensterfarbe an dem Herrgott verstrichen hatte, ging er hinaus, um sich an der Pumpe die Hände zu waschen. Nicht von der Farbe, denn Ölfarbe geht nicht vom kalten Wasser los, sondern wie Pilatus. Ich bin unschuldig an . . . der Fensterfarbe des Herrgotts. Er wusch, Gott sei Dank, sehr lange.

Daß mein Bonbon nicht in den Mund des Herrgotts hineingehen würde, das hatte ich schon berechnet. Aber auch aus der Krone fiel es immer wieder in den Schmutz des Lehmbofens. Kurz entschlossen steckte ich es deshalb in meinen eigenen Mund. Nun aber nahm ich mein Pinselchen und malte die Kerbe an der Seite des Herrgotts blutig rot. Ach, wie das wunderschön wirkte auf dem weißen Körper! Ich war ganz überrascht und verzückt. Ein Rubin auf dem weißen Kleide einer Braut kann nicht schöner wirken.

Farben haben mich immer um den Verstand bringen können. Ich malte nun auch große rote Flecken um die Nägel, die durch Füße und Hände gingen, setzte an die Dornenkrone lauter rote Punkte und tupfte dann mit dem Pinsel überallhin, wo ich dachte, daß der Heiland geblutet hätte. Und wenn der Pinsel gut gefüllt war, lief die rote Farbe wie wirkliches Blut an den weißen Gliedmaßen entlang. „Armes Herrgottlein!“ dachte ich klagend und zärtlich, „wie hast du geblutet, überall, überall!“ Und da das Bonbon unterdessen entweder zerbissen oder zergangen war, trieb mir das Mitleid das Wasser in die Augen. Aber ich konnte kaum aufhören zu malen.

Da kam mein Bruder wieder herein und sah die Bescherung. „Verflischter Junge!“ schrie er, der sonst so gütig und mild sein konnte, und gab mir ein paar Ohrfeigen, daß mein Kopf schier so zur Seite hing wie der Kopf des um meiner Missethat willen zerschlagenen Herrgotts.

So begann sich mir das Leben Jesu zu offenbaren. Begann nicht mit der Geburt des holdseligen Gottesknaben, sondern mit den Leiden und dem Kreuz des Gottesknechtes. Und es war keine rein geistige oder bloß eingebilbete Offenbarung, sondern es ging von Körper zu Körper, und die Ohrfeigen, die ich dabei bekommen habe, waren ziemlich von derselben Qualität wie die Backenstrieche, die Jesus einst empfangen hatte.

6. Der Traum Josephs

In der Schule lernt man das Leben Jesu schier auf dieselbe Weise wie das Leben Friedrichs des Großen oder Napoleons: als etwas, was längst vorüber ist. In diesem Sinne hatte ich schon in den ersten Klassen der Volksschule das Leben Christi kennen gelernt. Hier und da mag mir dabei wohl ein frommer Gedanke gekommen sein, aber ich weiß trotz meines guten Gedächtnisses für Erlebnisse gar nichts mehr davon. Alles andere, was ich in der Schule lernte, suchte ich daheim in Praxis umzuwandeln. Die Schrifttypen, die ich kennen lernte, benützte ich, um für die Brettwagen der Nachbarn die polizeilich geforderten Namентаfeln zu malen. Den „Alpenjäger“ und andere Gedichte versuchte ich in einen Gemäldezyklus umzuwandeln, schnitt mir auch Bogen und Pfeil, um auf die Jagd zu gehen. Das vom Riesengebirge habe ich schon anderswo erzählt. Auch die Geschichte vom Alten Testament beeinflusste wohl öfters mein Jungenleben. Die „Erschaffung der Welt“ war für mich geradezu

katastrophal: Ich hatte die Welt bis dahin geradezu gar nicht gesehen, so türmte sie sich jetzt auf einmal um mich auf. Aber die Geschichten aus dem Leben Jesu liefen an mir herunter wie der Regen von einem guten Strohdache. Ich lernte sie kennen und erkannte sie nicht. Merkwürdig, daß gerade diese Unterscheidung einer meiner ersten bibelkritischen Fragen zugrunde lag. In der Bibel stand, daß Maria mit einem Manne verlobt war, welcher Joseph hieß; daß sie aber trotzdem sagte: „Wie kann dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Der Lehrer erklärte ganz richtig: „Sie kannte ihn, hatte aber mit ihm noch keine Bekanntschaft.“ Weil wir durch unsere Fragen bewiesen, daß wir uns für diese Angelegenheit sehr interessierten, erzählte uns der Lehrer eine Geschichte, die in unserer Kinderbibel ausgelassen war:

„Maria und Joseph waren nur durch das Gesetz miteinander verlobt und wollten vielleicht gar nicht zusammenziehen. Und als Joseph merkte, daß Maria Mutter werden sollte, da wußte er überhaupt nicht recht, was er machen sollte. Maria war ganz still und sagte nichts von der Verkündigung des Engels. Da dachte Joseph: ‚Es wird wohl am besten sein, wenn ich mich ganz von Maria trenne.‘ Noch ging er mit diesem Gedanken um, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traume und sprach: ‚Joseph, Sohn Davids, mach’ dir keinen Kummer, sondern nimm Maria als dein Weib

zu dir. Denn die Frucht ihres Leibes ist vom Heiligen Geiste. Sie wird einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.' Da war Joseph ganz glücklich. Denn wer damals einem Kinde den Namen geben durfte, der galt als der rechte Vater des Kindes. Und Joseph hatte sich schon so sehr danach gesehnt, einem Sohne den Namen geben zu können. Er stand vom Schlafe auf und tat, wie ihm der Engel befohlen hatte: Er nahm sein Weib zu sich. Aber das Evangelium sagt: Er erkannte sie nicht, das heißt: Er lebte nicht in Bekanntschaft mit ihr, sondern wie ein Vater mit seiner Tochter."

Wir waren alle ganz still bei dieser Erzählung. Denn wir hatten doch schon alle unsere „Bekanntschaften“ und wußten wohl, daß es etwas ganz Heiliges sei, keine solche Bekanntschaft zu haben.

Unsere Aufmerksamkeit beglückte den jungen Lehrer so sehr, daß er nicht aufhören konnte, zu erklären. Er wurde ganz rot in seinem Gesichte; denn er hatte auch eine Bekanntschaft, und wir Jungen wußten darum. Aber was in jedem katholischen Menschen ist, nämlich eine ganz verborgene, ganz tiefe, ganz unfreiwillige Sehnsucht nach Jungfräulichkeit, das schien jetzt über ihn zu kommen. Wir wußten nicht, was, aber wir sahen doch, wie es in ihm leuchtete, als er sprach: „Wer mit Jesus Bekanntschaft hat, braucht keine andere Bekannt-

schaft. Darum unterscheiden sich die Pfarrer und die Pater und die Krankenschwestern im Dorfe von allen anderen Menschen; sie haben keine Bekanntschaft, sie leben wie die Engel."

So ungefähr erklärte der junge Lehrer, aber noch viel schöner und ergreifender. Jetzt erst fiel mir auf, daß ich schon lange eine Bekanntschaft mit Jesus hatte. Es war aber nicht das Bibellernen. Beim Bibellernen war mir Jesus immer wie eine fremde Person. Ich wußte überhaupt nicht, was es war. Es war wie lauter Spazierengehen miteinander; es war wie süßes Beieinandersitzen und Miteinanderreden an irgendeinem Wegrand; es war wie lauter Beieinanderruhen, wie etwas, was vor vielen, vielen Jahren war, und doch wie etwas von gestern und heute.

Aber es konnte doch nicht sein, denn ich hatte doch schon drei andere Bekanntschaften. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, meinte ich; vielleicht habe ich nur einen lieblichen Traum gehabt. War es nicht einmal bei der Heuernte drunten auf der kleinen Wiese am Ende unserer Wirtschaft?

Dann kamen wieder viele Bibelstunden, in denen ich von Jesus lernte wie später von Friedrich dem Großen und noch später von Napoleon und Alexander dem Großen. Die Bekanntschaft mit Jesus zog sich indes außerhalb der Bibelstunden durch mein Schuljungenleben. Sie berührte mich nur selten und immer so, daß ich es erst nachher merkte.

Und niemand sah mir's an, daß ich so heilige Stunden hatte. Es war überhaupt soviel Unerklärliches. Die Leute hatten mich wohl alle lieb, und doch bildete sich eine Gewohnheit aus, von den „bösen Wittigjungen“ zu reden. Ich war sehr erzürnt darüber, aber auch überzeugt, daß ich wirklich böse war. Großmutter wußte wieder das rechte Wort, um alles Unerklärliche zu erklären: „Es steht geschrieben: Er nimmt sich der Sünder an.“ Auch wollte ich doch die Niesel Berta zur Frau haben. Gewiß, es sollte keine solche Bekanntschaft werden, wie sie an den Sommerabenden auf der Straße von Schlegel nach Neurode oft zu sehen war. Vielleicht, so hoffte ich, erscheint auch mir einmal ein Engel im Traum und spricht: „Joseph, mach' dir keinen Kummer, sondern nimm die Niesel Berta als dein Weib zu dir.“ Es war dies wohl eine der ersten von den vielen falschen Hoffnungen, die ich auf Gott gesetzt und für die mir Gott sovieler unerhoffte Dinge bereitet hat.

7. Ein Kind

Noch 300 Jahre nach Christi Geburt hatten die Christen kein Weihnachtsfest. Es war der christlichen Menschheit in ihrer Jugend so gegangen wie jedem Grafschafter Jungen. Sie lernte Christus als den Gekreuzigten kennen und lieben, das heißt: in ihr wurde Christus als Gekreuzigter geboren, nicht als Kindlein in Freude, sondern als Mann im Leide. Wohl stand schon im Kredo: Geboren aus Maria, der Jungfrau; aber es war, als ob diese Worte noch nicht die Brücke zum Leben gefunden hätten, während die Worte: Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben, begraben, auferstanden von den Toten — schon das ganze christliche Leben ergriffen hatten. Und am Osterfeste, an dem manche christlichen Länder den Tod des Herrn, andere dagegen die Auferstehung feierten, kam die ganze Ergriffenheit der jungen Christenheit zum Ausdruck.

Allmählich bildete sich aber ein anderes Fest, das Fest der Erscheinung des Göttlichen, Epiphania. Da erinnerten sich die Christen mit großer

Freude, wie das Heilige der Welt offenbar geworden ist. Es war das Fest der Taufe Christi und des ersten Wunders Christi, ein Fest des Meeres und der Flüsse und der Wasserbrunnen, denn am Wasser hatte sich das Heilige geoffenbart: am Jordan war Gottes Zeugnis vom Himmel gekommen: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe,“ und an den Wasserkrügen von Kana hatte sich die göttliche Macht Christi kund getan. Aber waren dies wirklich die allerersten Offenbarungen des Göttlichen in der Welt? Das christliche Gemüt besann sich. Es besann sich langsam. Da auf einmal ging ihm der Sinn der herrlichen Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande auf: Das war doch eine ganz leuchtende Offenbarung des Göttlichen in der Welt! Und wenn nun Epiphania herankam, dachten die Christen am liebsten an diese erste Offenbarung. Der Stern von Bethlehem leuchtete auf, die fremden Männer kamen vom Morgen her, wohl aus Phrygien, kamen mit langen Schritten und trugen auf vorgestreckten Händen ihre Gaben, brachten sie der heiligen Frau mit dem Gotteskinde. Da ist auch schon der Stall von Bethlehem zu sehen, die Krippe, Ochs und Esel, und sogar der gute heilige Joseph.

Aber warum denkt ihr noch nicht an das süße Geheimnis der Geburt Christi, ihr frommen Psalmenfänger? Habt ihr es ganz vergessen? Warum

feiert ihr noch nicht die heilige Nacht? Ach, ich verstehe: man muß euch Zeit lassen, ihr habt noch zu viel anderes Großes und Heiliges zu denken, ihr werdet bald auch dieses zarte Erleben in der heiligen Nacht euch zu eigen machen. Man darf das christliche Gemüt nicht drängen. Das Heilige darin wächst ganz langsam wie eine Fensterblume und kommt ganz langsam zum Bewußtsein wie ein Kindlein im Arm der Mutter oder wie ein Kranker, der in wochenlangen Fiebern lag. Da kann schon alles in den Büchern stehen, da kann der Schriftkundige schon reiches Wissen haben, aber im Leben ist es noch wie tot, ist es noch schlummernd, bis es endlich doch erwacht, eines nach dem anderen, bis es blüht in der Morgensonne, bis es in seine Händlein klatscht vor lauter Freude und kindlichem Erkennen.

Und richtig, im vierten Jahrhundert fangen die christlichen Prediger an, Weihnachtspredigten zu halten. Und sie wissen es auf einmal: an dem Tag, da die Sonne neugeboren wird, am uralten Sonnenfeste, am 25. Dezember, da muß unseres Herzens Sonne geboren sein in Bethlehem. Nun hebt das Singen und Klingen an, das Gloria, der Herr ist da. Die christliche Welt hat ihr Weihnachtsfest. Und war das Christentum schon reich an Freude und Leben, jetzt ist es überreich. Es fängt ein neues Leben an. In neuer Liebe lebt das Heilige in den Menschen. Jesu geheimnisvolles

Leben in der Christenheit, die er sich als seinen Leib, als das Corpus Christi, gebildet hatte, macht aus Märtyrermännern und Einsiedlerhelden zarte, demütige Kindlein, wohl wissend, daß nicht im Lehren, Leiden und Sterben, nicht in Wunderheilung und Totenauferstehung das höchste und letzte Göttliche ist, sondern im Kindsein. Jesu „irdisches“ oder „geschichtliches“ Leben ging von der Krippe zum Kreuz; Jesu mystisches Leben, das natürlich ebenso irdisch und geschichtlich ist wie jenes, also Jesu Leben in uns, geht vom Kreuz zur Krippe.

Ein weites, fernes Ziel ist das Kindsein. Auch wenn wir viel davon reden, haben wir es noch nicht. Der Weg dahin geht über Golgatha und alle Kreuzwegstationen. Auch als die christliche Welt die ersten Weihnachten feierte, als sie anfang, an der Krippe ihr Knie zu beugen, wurden die Christen durchaus nicht alle sogleich Kinder. Viel besser war es schon, als am Anfang des 13. Jahrhunderts der heilige Franz von Assisi mit seinen Brüdern um die Weihnachtszeit hinausging in den Wald, um an einer Heulkrippe die heilige Nacht zu feiern. Die hatten schon das Kindsein an sich, waren richtige selige Kinder geworden, und die Welt hätte damals eigentlich untergehen können. Aber es war noch nicht Zeit. Die Kirche verlangte damals von Franz und seinen Brüdern, daß sie, die eigentlich nur Kinder sein wollten, ganz

brave und richtige Ordensmänner werden sollten. Franz zerdrückte sich wie ein ertappter Junge eine Träne im Auge, schluckte tapfer seinen Kinderwunsch hinunter und ward gehorsam. Seitdem ist jeder echte Franziskaner zwar nach außen ein großer, tapferer Mann, im Innern aber, wo es niemand sieht, ein zartes Kindlein oder wenigstens ein still vergnügter Bub, je nachdem er seinen Meister versteht.

Wollte ich mein Leben beschreiben und mit dem Leben Jesu in Zusammenklang bringen, so müßte ich das Evangelium von hinten abzuschreiben beginnen. Denn mein Leben — mein wahres Leben — begann mit einer Auferstehung. Ich bringe hier nicht eigene Phantasien vor, sondern schließe mich der Sprache des Apostels Paulus an: Ich war begraben mit Christus im Wasser der Taufe und stieg mit neuem Leben aus diesem Grab empor. Dann lernte ich den Gekreuzigten als meinen Herrgott kennen, trug wohl auch manches bittere Leid mit ihm und — ich kann wohl sagen — alle seine Armut. Wohl hatte ich stets einen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen konnte, das war aber, wie schon einmal gesagt, eine kleine Holzkiste und, als diese bei dem beständigen Wachstum meiner Beine zu kurz wurde, die Hobelbank meines Vaters, eine Zeitlang auch eine Strohpritsche, in der gewöhnlich auch ein paar Familien Mäuslein herbergten. Dann feierte ich, immer weiter im Evan-

gelium zurückgehend, das Abendmahl mit Christus, durchlebte seine Wanderjahre, studierte seine Lehren, focht seinen Kampf mit dem Teufel, liebte mit ihm die Zimmermannsarbeit und gehe nun mit großem Verlangen seinem Kindsein entgegen. Das Evangelium rollt sich also tatsächlich umgekehrt, von hinten nach vorn ab. Ich hoffe stark, daß einmal Maria meine wahre Mutter wird und daß auch St. Joseph die Mahnung hört, sich meiner anzunehmen.

Aber manchmal ist es mir, als ob das Evangelium sich in meinem Leben öfter als einmal abrolle, nur jedesmal deutlicher und lesbarer, manchmal von Beicht zu Beicht, manchmal von Jahr zu Jahr, manchmal in längeren Abschnitten meines Lebens. Das bringt natürlich jede, auch noch so eigensinnige Chronologie in Unordnung. Aber was kümmert sich das Göttliche um Chronologie! Und das Göttliche ist doch in mir — nicht nach eigenem Zeugnis, sondern nach dem wahrhaftigen Zeugnis des katholischen Glaubens, ich sage es mit Beschämung und zitternder Ehrfurcht, da ich es nun einmal nicht verschweigen darf. Darum klingt das Evangelium durch mein Leben. Sagen die Naturkundigen, daß das Kind im Mutter Schoße den Entwicklungsweg der Menschheit durchlaufe, von der Form des ursprünglichsten und einfachsten Lebewesens bis zum allerfeinsten Organismus des Menschen, von Pflanze und Tier zum Menschen

— zum Engel. Weiß Gott, ob dies richtig ist! Aber wie oft wiederholt sich dieser Weg im Leben des Menschen, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn. Ich sah Engel in Menschengestalt zu Tieren werden, wie Pflanzen vegetieren, ich sah vertierte Menschen zu Engeln werden. Da geht die Chronologie auch ganz durcheinander, und doch lohnt es sich, diese Werdegänge zu beobachten.

Ich war schon oft, was ich einst zu werden hoffe, Kind Gottes. Ich will es immer mehr werden. Nichts anderes will ich mehr werden. Aber jedesmal geht es über Golgatha nach Bethlehem. Großwerden und Kleinwerden, das sind die beiden stets wechselnden Schritte, die das Heilige in uns geht. Es ist dies ein schöner Weg, wenn man auch dabei äußerlich oft eine lächerliche Figur macht.

Eine solche lächerliche Figur machte auch der lange Handelsmann, der oft mit seinem Kasten in unser einsames Häuslein kam. Sonst nicht, sondern nur einmal in der Weihnachtszeit, als er vor unserer „Geburt Christi“ plötzlich ein Kind wurde! Sonst war er ein langer, vierschrotiger Kerl mit herabhängendem Schnauzer und kräftigen Kinnbacken, vor denen man schon ganz ohne die übrigen schreckenerregenden Zutaten Angst bekommen konnte, wenn die Mutter nicht da war. Er war für Gigantenkämpfe geschaffen, oder wenigstens für einen Steinbruch, oder wenigstens für eine Schmiedewerkstatt, oder wenigstens für einen

Pflug mit Ochsengeßpann — handelte aber, von Haus zu Haus stampfend, mit den allerleichtesten Dingen von der Welt, mit Näh- und Stecknadeln, mit Zwirnsfäden auf Röllchen, auf Sternchen, in Zaspeln und Strähnen, mit Hemdknöpflein und Hosenknoöpflein, Messerchen, Spiegelchen, Bröschlein und Spänglein. Das faßte er alles mit seinen Riesenfäusten an, aber so zart, wie wenn des großen Herrgotts Hand ein Kindlein in der Mutter Schoß legt. Tief mußte er sich bücken, wenn er zur Thür hereinschritt. Noch war der Absatz seines linken Stiefels an der Türschwelle, da wartete schon die Spitze seines rechten Stiefels einen Viertelmillimeter vor dem Tischbein, und sein Kopf probierte vorsichtig, ob er sich mit den Balken der Stubendecke vertragen könne. Er fragte nicht, ob es recht wäre oder unrecht wäre, er breitete seine Waren auf dem Wirtschaftstische aus, hier und da ein Stäublein Mehl wegblasend oder ein Krümlein Brot aufspickend und zum Munde führend. Legte die Röllchen und Sternchen, die Zaspeln und die Strähnen schwarzen und weißen Zwirnes hin, öffnete die Schächtelchen und Papiertäschlein mit den feinen Nadeln, garnierte den ganzen Tisch mit weißen und bunten Knöpfen, so daß er aussah wie das Himmelszelt mit lauter Sternen, und sprach dabei den alten Händlerspruch:

Pflauma, Bärna, Äppelspaala . . .

Hätta S' oß wos dogen! a!

Aala Hirssche, Moh —

Haala S' oß wos do!

Damals, zur Weihnachtszeit — die Mutter war ins Dorf, und wir Kinder waren allein daheim —, hielt er mitten im Auspacken inne und horchte auf. Mitten durch das ernste, schwerfällige Tictack unseres alten Sängers ging es wie der geschwinde Herzschlag eines kleinen Kindes: Ticke-ticke-ticke-ticke-ticke. Das war das Uhrwerk hinter dem Stall von Bethlehem, das ein halb Duzend Engeln antrieb, um das Jesuskind zappelnd zu fliegen, Tag und Nacht, während das große Räderwerk, das die Straßen von Bethlehem, die Windmühlen, die Wachsoldaten, den Kuckuck bewegte, still stand und auf das Aufziehen wartete.

„Donnerwatter!“ gurgelte es aus dem härtigen Gesichte, „was habt ihr d'n doo?“

„Dos is doch de Gebort!“ gab ich zum Bescheid.

„Dos wäß ich alläne, du Noosnose!“ erwiderte der Handelsmann meine Höflichkeit, ließ seinen Zwirn Zwirn sein und stellte sich vor die „Geburt“ — blieb stehen und ließ seine Arme und sein Ruckknackerkinn tief herunterhängen, als warte er darauf, daß ihm das halbe Duzend Englein in den Mund flöge, — blieb stehen und stehen. Wir wußten nicht, was geschehen sollte. Es war, als ob er ohnmächtig geworden wäre, und wir kuschelten uns ineinander und drückten uns schier bis zur Stubentür.

Das tickende Knacken des kleinen Uhrwerks hinter dem Stalle von Bethlehem, das wir sonst fast gar nicht mehr hörten, wurde immer lauter. Es sprang aus seinem Versteck hervor und sprang durch die ganze Stube und tanzte wie auf harten Absätzen über Tisch und Dielen. So still war alles andere in der Stube geworden.

Horch, da fing es an zu reden. Es kam aber nicht aus dem offenen Munde des Handelsmannes, es kam schier wie aus seinem Bauche: „In jenen Tagen — in jenen Tagen — in jenen Tagen“ —

Das war geradezu ängstlich, und ich meinte, es sei nun höchste Zeit, die Situation zu klären, löste mich von der schützenden Weichheit der verklommenen Mädchenarme meiner Schwestern und ging auf den Backofen zu, wo das Triebwerk für unsere Geburt stand.

„Ich wer' 'n mal aufziehen!“

Schon hatte ich die Kurbel ergriffen, und die Feder des Aufzugsrades knackte schon. Da drehte sich der Legionär, der vor dem Stadttor von Bethlehem stand, rechts um und sah dem Handelsmann ins Gesicht. Der war auf einmal wieder lebendig, machte einen Schritt nach dem Backofen zu, griff mich am Kragen, hatte mich auch schon mitten in der Stube und sprach: „Zieh mer erscht amol dos Gewerke in meinem Koppe uf! In jenen Tagen — in jenen Tagen — Wie gieht's wetter?“

Da hatte ich gewonnenes Spiel. Mit Hilfe mei-

ner Schwester Hedwig hoffte ich die Geschichte von der Geburt Christi erzählen zu können, schielte zu ihr hinüber und begann: „In jenen Tagen, da — da ließ der Kaiser Augustus“ — (Was ließ er doch gleich? Die Kinderbibel hat doch oft Ausdrücke, die einem gar nicht mehr einfallen, auch wenn man genau weiß, um was es sich eigentlich handelt. Ich beschloß also zu erzählen, was ich wußte) — „da ließ der Kaiser Augustus lauter Schandarmen durch das jüdische Land reiten. Die mußten überall Zettel verteilen, daß die Leute alle an ihren Geburtsort reisen und sich dort beim Schulzen melden sollten. Joseph und Maria reisten nach Bethlehem, weil dort ihr Urgroßvater, der König David, her war. Sie wollten im Wirtshause übernachten. Aber der Wirt sagte: Habt ihr Geld? Da sagte Joseph: Nein, Geld haben wir keins —“.

Sing doch plötzlich meine Schwester an: „Sie, da loicht! Dos stiecht ne ei der Bibel. Do stiecht bloß: Joseph und Maria begaben sich nach Bethlehem, der Stadt Davids, weil sie aus dem Geschlechte Davids waren. Sie fanden aber keinen Platz in der Herberge und gingen deshalb zur Stadt hinaus in einen Stall. Als sie daselbst waren, gebar Maria ihren Sohn. Sie wickelte das Kind in Windeln und legte es in eine Krippe.“

Der lange Handelsmann hatte sich wieder zu dem Stall von Bethlehem gewendet und hörte gar

nicht mehr, was meine Schwester vortrug. Es wurde wieder ganz still in der Stube. Wie leicht-herzig und gleichgültig können Kinder dieses Evangelium verkünden! Den Mann erschüttert es im Innersten. Was er je von der Menschheit erfahren hat, vom Geborenwerden und vom Sterben; was er je ertragen und geduldet hat, alles Lachen und alles Weinen, alle Liebe und aller Haß; was unerkannt und unbewußt in den Gründen seiner Seele liegt, das regt sich und sucht sich zu formen, wenn er an der Wiege eines Kindleins steht. Zwei Begriffe stellen sich in seiner Seele nebeneinander: Wiege und Welt. Eine Philosophie ganz sonderbarer Art spinnt sich in seinem Kopfe zusammen. Ich weiß noch aus meinen allerersten Lebensjahren, wie mein Großvater, so oft er unsere Wiege sah, das Verslein sprach:

Wiejabocha, Wiejabocha (Wiegenbogen),
Du host de ganze Welt belocha (belogen).

Der Vers sagte ganz das Gegentheil von dem, was der Großvater meinte. Aber er schloß in sich zusammen die beiden Grundelemente jener sonderbaren Philosophie: Wiege und Welt.

Es ist zu dumm, daß ich es nicht genauer sagen kann, was ein gewöhnlicher Grafschafter Mann an der Wiege eines Kindleins denkt und empfindet. Es ist aber auch noch nie gesagt worden. Es hat nur immer aus den Augen herausgeschimmert, es

lag nur immer auf den gebeugten Schultern, diese Weltwichtigkeit der Wiege.

Der Handelsmann hob jetzt langsam seinen rechten Arm, griff mit Daumen und Zeigefinger in den Stall von Bethlehem — und ergriff das kleine, wiegenförmige Kripplein, in dem auf Stroh und feinen Linnenspizen das Jesukindlein lag. Ich rannte hinzu und wollte mit böser Stimme schreien: „Dos tärrn Se ne!“ Aber da machte er ein so weiches Gesicht, als wollte er den hl. Joseph oder die Muttergottes nachmachen, und hielt Kripplein und Kind wie ein Vogelnest in den großen Händen — und tat, als ob er das Kind schaukeln wollte, und tat, als ob er es küssen wollte.

Dann setzte er sich auf den nächsten Schemel, als ob es ihn verdrösse, ein so großer Mann zu sein, und begann zu singen:

So ruht wohl in der Mutter Schoß
so manches Kindlein klein.

Doch wird das arme Kindlein groß,
dann fühlt es Angst und Pein.

O Jesulein, in deiner Huld,
vergib mir meine Sündenschuld!

Eia! Eia!

Liebe Frau Mareia!

Dann machte er sich mit seinen Fingern zwischen Auge und Nase zu schaffen und tat, als ob er den Schnupfen hätte, und, damit wir es glaubten, nieste

er auch ein paarmal künstlich. Meine wohlerzogene Schwester sagte pflichtschuldigst: „Goot half!“ Und er antwortete fromm: „Goot bezohls!“ Dann begann er auf Hochdeutsch (denn wenn ein Grafschafter eine schwierigere Sache erklären will, spricht er hochdeutsch):

„Das ist nämlich das allereinzige Kind auf der ganzen Welt. Wer wieder ein Kind sein will, muß in diesem Kinde sein. Adam war schon ein großer Junge, als er erschaffen wurde, und Eva ein großes Mädchen, die bald heiraten wollte. Sie sollte auch den Adam bald heiraten und sollte gerade ein so hübsches, unschuldiges Kindlein auf die Welt bringen. Denn der Herrgott wollte partout einmal ein solches Kindlein sehen. Da hat sich aber der Teufel dazwischen mengeliert: Die Freude wollte er dem Herrgott schon verderben! Er vergiftete die ganzen Apfel an dem schönsten Baum vom Paradiese und redete dann den dummen Menschen vor: sie würden ganz klug werden, wenn sie in diese Apfel hineinbeißen täten. Der Herrgott verbot es zwar, aber die Eva konnte es nicht aushalten und meinte, der Adam solle doch einmal probieren. Da wurde Adam zwar klug, aber er hatte das Gift der Sünde. Eva blieb zwar dumm, denn sie merkte, daß es dem Adam ganz schlecht wurde vor lauter Klugheit. Aber als sie nun das erste Kindlein kriegten, da war es schon von Adams Klugheit und Sünde angesteckt.

Es konnte kein eigentliches Kindlein sein, denn dazu hatte es schon zuviel Klugheit geerbt, und war ein böser Junge vom ersten Tage an. Da war der Herrgott traurig, denn er wollte doch partout einmal ein richtiges Kindlein sehen. Er jagte Adam und Eva aus dem Garten und hatte nur noch richtige Freude, wenn ein dummes Vöglein aus dem Ei herauskroch, oder wenn ein Zicklein oder ein Kälblein geboren wurde. Auf die Kinder der Menschen aber sah er nicht einmal hin, denn so was Kluges und Hochmütiges mochte er nicht ansehen. Aber er hatte doch immer noch Sehnsucht nach einem solchen Kindlein.

„Da war in Gott die ewige Weisheit oder das Wort, ganz genau so groß und schön wie Gottvater, und es war der Sohn Gottes. Der dachte sich: Ich will dem Vater schon einmal diese Freude machen. Er paßte auf, bis Joachim und Anna ein Kind bekommen sollten. Rasch nahm er das Gift aus dem Menschenblute heraus, und als das neue Mädchen groß genug geworden war, machte er sich ganz klein, noch kleiner als ein Kind, noch kleiner als ein Mohnkörnlein und versteckte sich im Schoß der Jungfrau Maria. Dort begann er zu wachsen wie ein Kind, bis er zu Weihnachten auf die Welt kam. Das war die höchste Zeit, denn damals kamen die Kinder schon mit großen Bärten zur Welt, und es war zum Grauen mit den Menschen. Jetzt, da der Gottessohn, die ewige Weis-

heit, Kind geworden war, jetzt wurde alles gut. Und wer zu dem Kindlein kam und an das Kindlein glaubte, der wurde wieder gesund von der Vergiftung, und wenn's auch schon ein ganz alter Mann war, so konnte er doch im Herzen wieder ganz ein Kindlein werden, und der Herrgott hatte eine große Freude daran. Seht doch, wie die alten Männer dort, die Hirten auf dem Berge, jauchzen und springen! Sie sind ganz verrückt vor Freude und tun wieder wie Kinder. Brängt amol oire Bibel har!"

Das war nun endlich einmal eine wirklich schöne Geschichte, die mich ganz besonders tröstete. Einige hochmütige Verwandte, die nicht nur sieben Morgen Acker wie wir, sondern zehn Morgen besaßen, hatten einmal unter sich gesagt: „Da Wittig Josla is wol a beßla tomp (dumm).“ Das hatte ich nie verwinden können. Jetzt aber sah ich ein, daß die ganze Klugheit doch bloß vom Teufel stamme, und daß dem Herrgott nichts so gut gefiele wie ein wirklich dummer Junge. Wohl war mir zu Zeiten auch schon die Sehnsucht nach einem Barte gekommen; es war aber von vornherein eine ziemlich hoffnungslose Sehnsucht gewesen, denn die Männer im Gebirge haben doch oft keinen rechten Bartwuchs. Darum konnte ich diese Unkindlichkeit jetzt mit leichtem Herzen fallen lassen und rannte freudig nach meinem Schulzecker, um die Biblische Geschichte zu holen.

Der Handelsmann nahm bedächtig seine Brille heraus, zog sie aus ihrem Futteral, wischte sie sorgfältig mit seinem blaugepuncten Schnupftüchlein ab, zog ihre Bügel über seine Ohren, nahm das Buch und las, das Krippllein mit dem Jesuskind ganz behutsam auf seinen Knien haltend:

„In derselben Gegend waren Hirten, welche Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, welche allem Volke zuteil werden wird. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher ist Christus der Herr. Und dies soll euch zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kindlein finden, das in Windeln eingewickelt ist und in einer Krippe liegt.

„Sogleich war bei dem Engel eine Schar des himmlischen Heeres. Sie lobten Gott und sprachen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.‘ Hierauf kehrten die Engel in den Himmel zurück. Die Hirten aber sprachen zueinander: ‚Laßt uns nach Bethlehem gehen und sehen, was uns der Herr verkündet hat!‘ Sie gingen eilends und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie das Kind sahen, fanden sie wahr, was ihnen darüber gesagt worden war.

Sie erzählten es, und alle, die es hörten, wunderten sich. Maria aber behielt alle diese Worte und überlegte sie in ihrem Herzen. Und die Hirten kehrten zurück und lobten und priesen Gott um des willen, was sie gehört und gesehen hatten."

Gern hätte ich dieses lange Lesestück unterbrochen und ungeduldig gesagt: „Sie, dos weiß' mer schon olls.“ Aber der Mann tat zu andächtig und zitterig beim Lesen, und meine Schwestern machten Gesichter, als ob sie dies alles zum ersten Male hörten. Jetzt stellte der Mann das Kripplein wieder in den Stall, machte eine tiefe Verbeugung und fragte mich: „Jonge, host du a Pfeifla oder eene Mundharmonika?"

„Di ja, ober de giehn nemme“, antwortete ich.

Da nahm er ein rundes Scheitlein Holz vom Ofen herunter, setzte es wie eine Klarinette an den Mund und blies ein lustiges Lied ohne Worte: Dibelbumbumbum, dibelbumbumbum —, hob seinen rechten Fuß und seinen linken Fuß und begann in der ganzen Stube herumzutanzten, faßte die Schwestern an der Hand, und wir wurden alle so fröhlich und lachten und sprangen, bald in Reigen, bald in Ketten, bald einzeln, und jauchten: „Dos is ober hübsch!"

„Bisht!“ unterbrach der Handelsmann plötzlich den Tanz und den Jubel: „'s kemmt jemand, 's komma a poore! 's komma Pfade gerieta, on Kamele, on a großer Elefant! 's komma Ferscha

on Keenige ogerieta. Satt oß, satt oß, satt oß
(seht doch)!"

Da reckte er sich königlich auf und hielt seinen Oberkörper, als ob er auf hohem Pferde säße. Mit den Beinen und Füßen machte er aber den stolzen Gang des Pferdes nach. Mit dem Munde spielte er König und Pferd zugleich. Erst wieherte er, dann wies er, seine Flöte als Szepter gebrauchend, zu dem Stern in der „Geburt“ und rief plötzlich: „Satt er da Stern? Satt er dos Gefunkel?"

Und er brauchte gar nicht mehr die Bibel, er wußte jetzt auf einmal alles auswendig, und er machte alles nach: „Und als Jesus zu Bethlehem geboren war in den Tagen des Herodes, siehe da kamen Weisen aus dem Morgenlande — satt er'sch, dat iber a Eberbarg! — nach Jerusalem zum König Herodes (er schritt dabei, sich überall umsehend, schließlich auf unseren alten Kachelofen zu) und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten! Als der König Herodes dies hörte, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Er ließ alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und fragte sie, wo Christus geboren werden sollte. Sie sprachen: Zu Bethlehem, im Stamme Juda. Denn also steht geschrieben beim Propheten Michäas: Du Bethlehem im Lande Juda bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas; denn

aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll! Nun rief Herodes die Weisen heimlich zu sich und erforschte genau die Zeit, da ihnen der Stern erschienen war. Dann schickte er sie nach Bethlehem und sprach: Gehet hin und forschet genau nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, so zeigt es mir an, damit auch ich komme, es anzubeten."

Dann drehte sich der Handelsmann wieder auf die Stadt Bethlehem in der „Geburt“ zu und deklamierte weiter, aber so, als ob er alles erlebte: „Die Weisen machten sich sogleich auf den Weg nach Bethlehem. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er stillstand über dem Orte, wo das Kind war. Als sie den Stern sahen, hatten sie eine übergroße Freude. Sie gingen hinein, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an."

Da kniete auch der lange Handelsmann vor der Krippe und war wieder wie ganz ohnmächtig. Nach einer Weile erhob er sich, ging zum Tische und nahm einige Zaspeln Zwirn, einige Kärtlein mit Knöpfen und einige Papiertäschlein mit Nadeln, trug alles zum Stall von Bethlehem und legte es vorsichtig vor dem Jesuskindlein nieder.

Das war nun das Allerinteressanteste. Die Mädel guckten und guckten und stießen sich. Der Mann aber sagte ganz leise: „Sie taten auch

ihre Schätze auf und opferten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. In der Nacht befahl ihnen Gott im Traume, daß sie nicht mehr zu Herodes gehen sollten. Sie kehrten deshalb auf einem anderen Wege in ihr Land zurück."

Dabei packte er seine Waren wieder in den schwarzen Kasten, gab mir ein kleines Taschenmesser, den Schwestern aber einige glänzende Bröschlein und wollte gehen. Es war, als ob er sich schämte. Ich trat zu ihm hin und sagte:

„Blein Se ne noch a beßla? Es is doch nooch der bethlemitische Kindermord.“

„Dos konste allene macha. Ich ho' der ju schon 's Massala (Messerlein) derzune gegon (gegeben)!“

Glücklicherweise kam mitten in diese gespannte Stimmung meine Mutter vom Dorfe zurück, begrüßte den Handelsmann als alten Bekannten und sagte, sie möchte wohl ein paar Zaspeln Zwirn dabeihalten. Der Handelsmann, der sonst für sein Leben gern verkaufte, schien aber keine Lust mehr zu einem Geschäft zu haben und sprach: „Ich ho' bloß da Kendan wos firgemacht.“

„Und a hot dem Jesukendla Zwern on Knepplan gegon!“ riefen wir einstimmig.

Da nötigte ihn die Mutter, noch ein wenig zu bleiben, und brachte ihm eine Schale Kaffee und ein paar Streiflein Kuchen. Und als er ganz andächtig aß, da bettelten wir ihn: „Macha S'

oß noch was! Sie hon ju die Darstellung Jesu im Tempel vergassa."

„Du konst se ju firlasa, ich mach's dann anoch!"

Und ich las, wie Jesus, als er vierzig Tage alt war, von Maria und Joseph in den Tempel gebracht wurde, wie Joseph ein paar Turteltauben opferte, wie der greise Simeon ganz außer sich vor Freude war, daß er endlich den Heiland sah, und wie auch die Prophetin Anna den Heiland erkannte. Da stand der Handelsmann auf, schnallte sich seine Tasche über den Rücken, trat zur „Geburt" und sprach das Gebet des Simeon nach:

„Nun entlässest du, o Herr, nach deinem Worte deinen Diener in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast vor dem Angesicht aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung deines Volkes Israel."

Dann sah er sich um, nach uns und nach der Mutter, als ob er auch uns meinen wollte: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel als ein Zeichen, dem man widersprechen wird. Und deine eigene Seele wird ein Schwert durchbringen." Gab der Mutter die Hand und sagte: „Bezohl's A Goot fer a Kaffee on Kucha! Ei Goots Noma!"

Und die Mutter: „Bezohl's A Goot fer a Zwern! Ei Goots Noma!"

So stieg der große Mann mit der schwarzen
Kiste durch den tiefen Schnee, und wir hörten,
wie er zu singen begann:

Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!

8. Der bethlehemitische Kindermord

Der lange Handelsmann hatte uns mit seiner Theaterei angesteckt. Die heilige Geschichte war Leben für uns geworden. Freilich habe ich erst in meinen eigenen Mannesjahren richtig verstanden, was in des Handelsmanns Seele vor sich gegangen ist. Das Heilige in ihm war aufgewacht oder gar im Weihnachtsglauben wiedergeboren worden. Das Kind in ihm erlebte von neuem seine Geschichte, wenn auch in ganz anderen Formen als vor zwei Jahrtausenden in Palästina. Ein ganz klein wenig fühlten wir aber schon damals, daß in der Theaterei etwas Ernstes gewesen war. So bloß aus Spaß gibt ein Handelsmann nicht seine Ware hin. Schwester Hedwig behauptete sogar, er habe „geheult“. Ich dachte rationalistischer und sagte: „Er hat bloß niesen müssen.“ Mutter aber meinte: „Lott ock da Mon!“ —

Jedenfalls wollten wir nun den „bethlehemitischen Kindermord“ im Ernste nachholen. Ich sollte im ersten und im dritten Theile den hl. Joseph,

im zweiten Theile aber, und zwar mit meinem neuen Messer, den Herodes und seine Henker spielen, und meine Schwestern mit ihren Puppen wollten die Frauen- und Kinderrollen übernehmen.

Legte mich also langhin auf die Ofenbank wie ein richtiger müder Zimmermann und begann zu schnarchen. Nehmt mir's nicht übel, aber ich habe später gesehen, daß der hl. Joseph in den Krippenspielen trotz der großen Verehrung, die er beim Grasschäfter Volk genießt, immer ein wenig komisch dargestellt wird. Das kommt davon, daß die Zimmerleute gern mit sich spaßen ließen und solches auch von ihrem Zunftpatron ohne weiteres annehmen zu dürfen glaubten.

Da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traume. Es war meine Schwester Hedwig, die sich dazu ein Bettuch umgelegt und mit ihrer neuen Brosche am Halse zugesteckt hatte, so daß sie, als ich sie ein wenig anblinzelte, wirklich ganz übernatürlich aussah. Und der Engel des Herrn sprach zu Joseph im Traume: „Steh' auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Aegypten, und bleibe da, bis ich es dir sage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten.“

Da stand ich sogleich auf, wischte mir den Schlaf aus den Augen und — das Herz klopfte mir ordentlich — lief schnell zur „Geburt“, stieg auf einen Stuhl, griff rasch nach dem Jesuskindlein und nach der hl. Maria und rannte, da ich eigent-

lich nicht recht wußte, wo Agypten lag, rasch auf den Backofen, wo ich die heiligen Figuren hinter dem Räderwerk versteckte. Mein Gott, dachte ich mir, wenn jetzt eine Maus über das liebe Wachskindlein kommt und daran knappert! — und rief in die Stube hinunter: „Ich bleibe der hl. Joseph; spielt ihr den Herodes allein!“

„Nein, nein,“ schrien die Schwestern, „der Herodes war ein Mann. So was kann nur ein Mann machen!“

Das sah ich ein und kam herunter. Da ging eine häßliche Verwandlung in mir vor, die mir noch jetzt ein Geheimnis ist: All die heilige Josephsorge um das Wachskindlein war verschwunden; ich fühlte mich zum Mörder bestimmt. Ich wollte totmachen, was mir in den Weg kam, und machte sogleich mein Schnappmesser auf.

„Nein, nein,“ fiel mir die Schwester Hedwig ins Handwerk, „du mußt erst richtig warten. Denn Herodes hatte nämlich einige Zeit auf die Rückkehr der Weisen gewartet, und du mußt erst richtig zornig werden, denn: Als er aber sah, daß er hintergangen worden sei, wurde er sehr zornig!“

Ich merkte aber, daß sie dies nur sagte, um erst rasch ihre schöne Puppe zu verstecken. Und da das Heilige in mir vor Schrecken über meine herodianische Blutgier ganz zurückgewichen war, dachte ich mit wahrhaft herodianischer List: „Wart oft, du tüßches Luder!“ und sagte ingrimmig:

„Gut, ich werde warten und zornig sein und setze mich dazu auf den Ofenschemel. Denn der Rachelofen ist schon vorhin beim langen Handelsmann Jerusalem gewesen. Aber ihr Weiber von Bethlehern und Umgegend,“ dekretierte ich von meinem Ofenschemel, indem ich die Ofenkrücke in die Hand nahm, „gehet sofort hinaus, obennaus und untenaus, und sehet nach, ob die drei Könige nicht bald zurückkommen, oder ob sie mich hintergangen haben!“

Ich wollte nämlich bald über die Puppen herfallen. Hedwig schien dies zu ahnen. Da sie aber dem Befehl des Spiels folgen und deshalb hinausgehen mußte, empfahl sie, beinahe weinend, der Mutter ihren Liebling: „Mutter, paßt auf meine Puppe auf, dem Joseph ist nicht zu trauen!“

Das machte Eindruck auf mich, und ich begnügte mich damit, einstweilen das Schnappmesser aufzumachen und im übrigen zornig zu warten. Die Mädchen kamen auch gleich zurück und riefen: „Herr Herodes, die Könige sind alle hintergegangen. Sie sind schon hinten bei Stillern nauf!“

Da sprang ich auf und schrie aus Leibeskräften: „Ich bin zornig, ich bin sehr zornig, ich bin richtig sehr zornig!“ und rannte mit gezücktem Messer zur Puppenwiege meiner Schwester. Das war kein Spiel mehr. Die Schwestern gellten vor Angst, rissen ihre Puppen und Püpplein aus Puppenwiege, Puppenwagen

und Puppenstube heraus und preßten sie an ihr Herz. Ich war wütend und riß meiner kleinsten Schwester ihr Püpplein aus den Händen, stach danach und warf es auf den Fußboden. Heulend stoben die anderen auseinander und schrien: „Wir sagen's der Mutter!“

Die Mutter war aber in die Scheune gegangen. Ich stellte mich schnell an die Stubentür und machte von da aus mehrere Vorstöße gegen die zeternden Mädchen. Es gelang mir auch, noch mehrere Puppen zu erbeuten und abzustechen; denn die Mädchen hatten zuviel in ihrem Arm zu tragen. Aber Hedwig hatte noch immer ihre schöne Puppe unter ihrer Schürze. Ich rannte ihr jetzt nach und stellte sie im Backofenwinkel, mit Messer und Ofenkrücke drehend. Da rief sie unter Schluchzen: „Das gilt nicht! Meine Puppe ist schon über zwei Jahre und ist doch außerdem ein Mädchen. Es heißt aber in der Bibel: Und er schickte hin und ließ in Bethlehäm und in der ganzen Umgegend alle Knäblein ermorden, welche zwei Jahre und darunter alt waren! Du hast es überhaupt nicht richtig gemacht, denn du hast ja lauter Mädchen erstochen. Du hättest bloß deinen kleinen Hampelmann erstechen dürfen!“

Das brachte mich einigermaßen zur Besinnung, und ich sagte: „Der Herodes wird doch nicht seine eigenen Hampelmännerkinder erstechen!“

Ich ließ aber ab von meiner Wütereier. Die

Schwestern hoben ihre zerzausten und erstochenen Puppen von der Diele auf und heulten über die Massen: „Da entstand großes Wehklagen, und die Mütter wollten sich nicht trösten lassen.“

Ich ärgerte mich über mein Spiel, legte die Ofenkrücke wieder an ihren Ort, klappte das Schnappmesserchen zu und sagte: „Ich spiele lieber wieder den hl. Joseph!“ — kroch auf den Backofen zu dem Jesuskindlein und seiner heiligen Mutter.

Da kam die Mutter wieder aus der Scheune zurück und sah die Feten in der Stube herumliegen und merkte die rotgeweinten Augen der Schwestern. Sie war ernstlich böse und fragte gleich: „Wo ist der Joseph?“

Meine Schwester Agnes klatschte: „Er ist auf dem Backofen.“

„Komm mal runter, Joseph!“

Da wurde mir ziemlich warm. Schwester Hedwig sagte aber bald: „Der spielt jetzt wieder den heiligen Joseph, und er soll erst runterkommen, wenn ihn der Engel ruft.“

Da war Mutter, die nie gern zuhieb, entwaffnet und ließ uns gewähren. Hedwig hatte sich schon wieder das weiße Tuch umgebunden.

Nicht lange nachher starb auch Herodes. Siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Aegypten und sprach zu ihm: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und ziehe in

das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben."

Ich wollte aber erst warten, bis Mutter wieder hinaus war. Darum sagte der Engel jetzt nachdrücklicher: „Komm oß jetzt runter, Joseph; die Mutter tut dir nichts."

Ich nahm also andächtig das Wachskindlein und die Marienfigur, kletterte vom Backofen herunter und stellte wieder alles in den Stall von Bethlehern. Um aber vor meiner Mutter ganz sicher zu sein, rezitierte ich im Gebetston: „Joseph stand auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Nachdem er im Schläfe eine Weisung erhalten hatte, zog er nach Galiläa und wohnte in Nazareth."

Ich war aber in den nächsten Tagen so still, als ob ich etwas ganz Ernstes erlebt hätte, und träumte einmal, daß die Mäuse das Wachskindlein fressen wollten, daß ich sie aber mit Ofenkrüde und Messer davonjagen konnte.

Wenn ich jetzt an diese Groteske zurückdenke, so erscheint es mir fast, als sei es damals dem Herodes, den ich selber spielte, gelungen, das Heilige in mir zu töten, wenn es nicht etwa in meiner Natur ein geheimes Agypten gefunden hat, wo es sich bergen konnte, solange dieser Herodes lebte. Der richtige Herodes spielte übrigens in ganz merkwürdiger Weise die Rolle des Teufels, der das Heilige zu töten versucht — des schlauen Teufels,

der die allein richtige Methode befolgt: Das Heilige kann man am besten töten, wenn man das Kindliche tötet. Aber auch des dummen Teufels, der nicht bedenkt, daß sich das Heilige nach irgend-einem Agypten retten kann.

Wie Jesu Leben sich in allen Generationen erneuert, die ihre Wiedergeburt in der Taufe finden, so erneuert sich auch der bethlehemitische Kindermord in allen Generationen, besonders aber in unserer Zeit. Es ist, als ob ein geheimer Befehl von irgendeinem Herodeshofe ausgegangen wäre, das Kindliche möglichst radikal auszurotten. Und die Helfershelfer denken gar nicht mehr daran, daß damit eigentlich das Heilige ausgerottet werden soll. Und dieser bethlehemitische Kindesmord beschränkt sich nicht etwa bloß auf die Knaben, sondern erstreckt sich besonders auf die Mädchen, in denen ja das Heilige ebenso lebendig lebt wie in den Knaben. Man kann gar nicht zeitig genug aus den Kindern große Leute machen, also das Kindliche töten.

In der Volksschule geht es noch, obwohl so ein kleiner Kerl von einem Graffschafter Jungen schon Dinge lernt, die ein Alter sehr notwendig für sein Geschäft braucht. Was habe ich manche schöne Kinderstunde mit Zinsrechnungen verbracht! Sie machten mir Spaß und sahen nach keinem Kindesmord aus. Ich fand sie sogar sehr wichtig, „für das spätere Leben“, und alle Lehrer und Lehre-

rimmen werden mich für einfältig halten, wenn ich darin eine Gefährdung des Heiligen sehe. Aber desto schlimmer! Die Welt ist sich ihres Kindermordes gar nicht mehr bewußt! Ich traf im Botanischen Garten ein junges Mädchen, das ich wegen seiner Kindeslieblichkeit in den Volksschuljahren sehr lieb gehabt hatte. Es las Scheffels „Eckehard“, ein Buch, das ich an der Schwelle meines Mannesalters zum ersten Male gelesen hatte — es war auch in diesem Alter noch zu früh. Das Mädchen las mit glühenden Wangen. Es erschrak, als es mich sah. Es blickte mich mit überreifen Augen an. Es hatte alles Weh martervoller Liebe in den Augen, und alle Scham sündiger Liebe färbte ihre Wangen.

„Wer hat dir dieses Buch in die Hand gegeben?“
— „Wir müssen es von der Schule aus lesen; wir müssen ja soviel Werke klassischer Schriftsteller gelesen haben!“

Die Dichter sind viel zu anständige Menschen, um Kinder töten zu wollen. Die Dichter schreiben solche Werke für gereifte Männer, die einen Hieb mit dem Schwerte vertragen können. Seit wann gehört es zur Jugendbildung, daß man die Kindheit und Jungfräulichkeit mit Männlichkeit erwürgt? Was alte Mathematiker, Chemiker, Physiker in der Vollreife ihrer Wissenschaft gefunden haben und endlich beweisen konnten, verlangt man heute von dem aufschießenden Jüngling und sogar

von der knospenden Jungfrau, und es ist der höchste Triumph der Schulpädagogik, daß sie es sogar mit eigenem Denken auffinden und beweisen sollen! Der alte Pythagoras, der seinen Lehrsatz wohl als das Glück seiner Mannesjahre pries, ist in seiner Männlichkeit überflügelt von einem Geschlecht, das er auf den Spielplatz gesagt hätte. Philosophische Probleme, für die erst nach dem dreißigsten, vierzigsten Lebensjahre das Organ im Gehirn wächst, werden aus achtzehnjährigen Mädchen heraus-examinirt, daß es nur so eine Lust ist.

Der lange Handelsmann würde, wenn die Graf-schafter Berge aus Glas wären und wenn er hätte durch sie hindurchschauen können, ganz sicher gesagt haben: Es gibt eine Stadt, und die heißt Breslau, dort wächst schon den Jungen und sogar den Mädchen der lange Philosophenbart, und es wird nicht mehr lange dauern, da kommen wieder wie in der Zeit vor Christi Geburt die Kinder mit Bärten zur Welt! Glücklicherweise nimmt das Körperliche der jungen Menschen nicht gleich teil an dem frühen Altern der Seele, so daß wir uns noch an mancher roten Wange und an manchem morgensonnigen Auge erfreuen können. Aber im Geistesleben wird das Kindhafte früh umgebracht, und es ist nicht einmal ein Wehklagen unter den Müttern; sie freuen sich sogar über das Damen-hafte ihrer Mädchen und über das Männlichgetue der Jungen.

Ich sah auch einen bethlehemitischen Kindermord im wahren Bethlehem, in der Kirche. Nun fahre aber langsam, meine liebe Feder, über das Papier und frage bei jedem Buchstaben erst einmal in der Zentralleitung alles Denkens an, ob das auch richtig ist, was hier geschrieben werden soll.

Der ganze Religionsunterricht, den Jesus den Kindern seines Volkes gab, bestand darin, daß er sie auf seine Knie nahm, sie segnete und dabei die Worte sprach: „Ihrer ist das Himmelreich.“ Das war etwas für Kinder! Der heutige Religionsunterricht versucht aber aus den Kindern schon perfekte Theologen zu machen. Der Katechismus ist ein Auszug aus der Summa theologica für Männer. Gründe und Gegengründe werden erörtert. Es geht zu wie auf einer theologischen Disputation. Und wenn erst gar die Kontroversfragen behandelt werden, dann wird der ganze Reichstag von Worms in die Seele der Kinder verpflanzt. Beichten müssen die Kinder lernen, viel besser als es die Großen jemals vermögen, hauptsächlich damit sie es „später“ richtig können. Und ehe sie der Heiland an sein Herz ziehen darf in der hl. Kommunion, werden sie ernstlich examiniert, ob sie auch genug „wissen“, und sie müssen Akte des Glaubens, der Reue, der Sehnsucht, der Liebe erwecken können, wie sie ein König David, ein Weltapostel Paulus, eine hl. Theresia auf der Höhe ihres religiösen Lebens geformt haben. Sie müssen an den langen,

feierlichen Gottesdiensten der Großen teilnehmen, müssen Predigten anhören, deren Länge, Breite und Tiefe selbst ein Großer nicht immer ertragen kann. Da wird das Kindhafte mit solchem Erfolge getötet, daß das Heilige für lange Zeit entflieht und oft gar nicht mehr in das Land Israel zurückkehren zu wollen scheint. Für viele Menschen war der letzte „Kinder-gottesdienst“ überhaupt der letzte Gottesdienst, für viele die Erste hl. Kommunion auch die letzte.

Das Kind Jesus floh vor Herodes nach Ägypten, in das Land der Heiden, um nicht in Israel getötet zu werden. Außerhalb Israels bewahrte sich das Heilige. Etwas Ähnliches beobachtete ich in dem Leben Jesu, das sich in jedem christlichen Menschen erneuert: Wie oft entzogen wir uns der Erziehung? Wir wollten in Kinderweise Kinder sein, wollten weder Philosophenbärte noch Eremitenbärte an unsere Seele wachsen lassen und retteten unser Kindsein und damit auch das Heilige — mitten in Ungehorsam und hart getadelter Unart — mitten im Lande Ägypten. Musterkinder, die vor lauter Artigkeit im Lande Israel blieben und das Kindhafte in sich umbringen ließen, verloren nach der Schulzeit jeden Halt oder wurden welttüchtige Menschen — Menschen ohne das Heilige, Menschen ohne den Glauben an Jesus Christus. Die Durchgänger von damals haben aber alle in das Land Israel zurückgefunden und tragen

das Heilige in sich, wenn auch unter Leid und Kreuz.

Aber ich bitte euch bei Gott: verstehet das bloß richtig! Ich will hier den Kindern nicht eine Anweisung zu Unart und Ungehorsam geben, ich will die tausend Mühen um die rechte Erziehung nicht tadeln. Aber tötet mir durch eure Erziehung nicht das Kindhafte! Ihr könntet gar zu leicht auch das Heilige töten. Gewiß ist es gefahrloser und wird immer lieber gehört, wenn man zu „strenger Kindererziehung“ auffordert. Aber dürfte das andere nicht auch einmal gesagt werden? Wenn ihr indes nicht hören wollet, so schadet es nicht. Das Heilige, das eure Kinder vor der Erwürgung ihrer Kindhaftigkeit schützen will, wird auch gegen euren Willen und gegen eure Klugheit immer den Weg aus dem Israel eurer Gebote und Maßregeln in das Land Aegypten finden, und ihr werdet, ohne es zu wissen, dastehen wie der dumme Herodes, dem Jesus doch durchgegangen ist.

Ewigen Segen meinen lieben Eltern, die mein Kindsein behüteten! Ich habe nie gemerkt, daß sie Erzieher sein wollten. Sie waren nur stille Beobachter und aufrichtige Wegweiser bei jeder ernstlichen Wegkreuzung. Vor anderen Erziehern bin ich freilich gar manchmal nach Aegypten geflohen.

9. Daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist

Manche Menschen glauben, daß, wo etwas Heiliges oder Göttliches lebt, auch sogleich irgendein Leuchten hervorbrechen müsse. Zum mindesten verlangen sie eine ganz außerordentliche Tugend, engelgleiche Artigkeit, Zartheit und Sanftheit. So etwas muß auch immer gut gewaschen und gekämmt sein. Man macht besonderer Umstände halber höchstens einige Ausnahmen, so bei der heiligen Büßerin Magdalena, bei einigen Eremiten. In der Regel sehen die Heiligen, und sogar unser lieber Jesus mit dem Gottesherzen, in der Vorstellung des christlichen Volkes und in der heutigen kirchlichen Kunst so aus, als ob sie frisch vom Theaterfriseur kämen. Wieder muß ich alles Heilige und Göttliche auf Erden und im Himmel um Verzeihung bitten für diese Ausdrucksweise. Aber es ist eben einmal so, und eine fromme Klosteroberin erklärte mir: Das müsse auch so sein, denn es sei doch jetzt eben alles Heilige und Göttliche in der Verklärung vorzustellen. Ach, und die

Augen! Immer so fromm wie bei ganz frommen Klosterschwestern. Und die Hände! Immer so fein und zart wie richtige Künstlerhände, oder wie man sie beim Klavierspielen oder bei Häfelarbeiten bekommt. Und die Füße! Immer künstlerisch gestellt, oft wie im Tanzschritt vorwärtsschreitend.

Ich sage aufrichtig: Das tut mir leid. Das ärgert mich. Das Heilige und Göttliche ist nun einmal nicht so. Und auch die ewige Verklärung wird nicht wie Frisierarbeit und bengalische Beleuchtung wirken. Um den Jesusknaben hat es ganz gewiß nie geheimnisvoll geleuchtet. Er war ganz gewiß ein richtiger Junge; denn er hat uns ja „in allem, außer der Sünde, gleich“ sein wollen.

Weil aber die Menschen meinen, das Heilige und Göttliche müsse immer gleich leuchten und unendlich fromm und brav sein, so vermögen sie es gar nicht auf der Erde zu erkennen. Sie gehen daran vorüber und haben nichts davon. Insbesondere merken sie an einem Grasschafter Jungen gar nichts Heiliges und Göttliches, wenn es sich nicht zufällig um ein Musterkind handelt. Daß bei der Taufe die ganze heilige Dreifaltigkeit von dem Jungen Besitz genommen hat und nun wirklich in ihm wohnt, niemand denkt daran, weil die Strahlen fehlen, weil das Gesicht öfters ungewaschen ist, weil die Füße nicht in heiligmäßiger Gravität einher-schreiten — und weil die Beine in Hosen stecken.

Überhaupt: ein Heiliger in Hosen! Heilige zeigen ihre Beine nicht. Sie haben lange, griechische Tuniken. In Hosen darf sich höchstens der heilige Florian, der heilige Moriz oder sonst ein heiliger Krieger zeigen.

Schade, daß ihr so sehr dumme Vorstellungen habt. Ihr würdet sonst das Heilige und Göttliche öfters sehen, sogar in Hosen und Hemdsärmeln.

Die meisten Menschen sagen es ja nicht, aber es erscheint ihnen doch recht merkwürdig, daß das Göttliche, das aus Maria geboren wurde, dreißig Jahre lang so ganz wie ein gewöhnlicher Mensch gelebt hat, nachdem das Gloria der Engel und das Gefunkel des Dreikönigsternes vorüber war. Sie trösten sich mit der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus, in der doch wenigstens etwas Außergewöhnliches vorkommt. Aber es bleibt doch halt merkwürdig, denken sie. Und manche sagen: Es wird schon etwas vorgekommen sein, es ist bloß nicht aufgeschrieben. Und manche denken sich alles mögliche Wunderbare aus und erzählen es. Und wer an Märchen Freude hat, mag seine Freude behalten. Wer aber an der Wahrheit Freude hat, lasse sich sagen, daß nach der Meinung aller ernstesten Bibel-erklärer die Kindheit und das Jünglingsalter Jesu mit Ausnahme des Jerusalemer Vorkommnisses gar nichts Außergewöhnliches an sich hatte. Wenn man sich dessen ganz klar bewußt bleibt, wird man

viel besser verstehen, daß Jesus wirklich in einem Graßhafter Jungen lebt, ohne daß besondere Zeichen der Heiligkeit bemerkbar sind.

Aber was in Jerusalem vorkam, das muß auch einmal im Leben eines jeden Getauften vorkommen, nämlich daß der Mensch mit seinem neuen göttlichen Leben einmal plötzlich auf Vaterhaus und irdischer Eltern treue Liebe ganz vergißt und nur in dem sein will, was seines Vaters ist. Denn das ist die Offenbarung des Göttlichen im Menschen, daß der Mensch den Herrgott als Vater erkennt und bei ihm sein will. Nicht Wunder, nicht Erscheinung, sondern nur dies!

Darum hat auch das Evangelium sonst gar nichts aus den ersten dreißig Jahren Jesu erzählt als nur dies. Nicht, was er in Agypten gesehen und erlernt, nicht wie er Zimmerlehrling, Zimmergesell und vielleicht gar Zimmermeister geworden ist, nicht, was er alles gezimmert hat, Stühlchen für seine liebe Mutter, Sessel und Tische, Holzschuppen und Dachgerüste, sondern nur dies!

Das war aber auch wieder so einfach, daß es jedem hellen, aufgeschlossenen Jungen ähnlich passieren konnte. Wir wissen von manchem christlichen Kinde, daß es durch eine Antwort die gelehrtesten Männer ein wenig perplex gemacht hat. Das Besondere aber war hier, daß die Fragen und Antworten zum ersten Male die Weisheit des Göttlichen im Kinde offenbarten.

Zum ersten Male war es aber so, wie der Evangelist Lukas es beschrieb:

Das Kind wuchs heran und ward kräftig. Es nahm zu an Weisheit. Und Gottes Wohlgefallen ruhte auf ihm. Alljährlich zogen seine Eltern zum Osterfest nach Jerusalem hinauf. Als nun Jesus zwölf Jahre alt war und sie wieder nach ihrer festlichen Gewohnheit hinaufgingen, da blieb der Jesusknabe in Jerusalem zurück, während die Eltern, ohne es zu merken, nach den Festtagen die Heimreise antraten. In der Meinung, er sei bei der Reisegesellschaft, legten sie eine Tagesreise zurück und suchten ihn bei Verwandten und Bekannten. Als sie ihn aber nicht fanden, kehrten sie, um ihn zu suchen, nach Jerusalem zurück. Erst nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und fragte sie. Alle, die ihn hörten, staunten über sein Verständnis und über seine Antworten. Jene aber waren tief ergriffen, als sie ihn sahen, und seine Mutter fragte ihn: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Da sprach er zu ihnen: „Wie konntet ihr mich suchen? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Aber sie verstanden nicht, was er ihnen sagen wollte. Dann zog er mit ihnen nach Nazareth hinab und war ihnen untertan. Doch seine Mutter behielt alle die Vor-

gänge treu im Gedächtnis. Dann nahm Jesus zu an Weisheit und Körpergröße und ward Gott und den Menschen immer wohlgefälliger.

Da der Evangelist hier ausdrücklich von dem treuen Gedächtnis der Mutter Maria spricht, will er wohl damit bekunden, daß dieser Bericht aus dem Munde Marias stammt — und wohl alle die Berichte aus Jesu erster Jugendzeit, wie er sie dem christlichen Volke erzählt. Man hört ordentlich das Mutterherz darin klopfen. Die Mütter erfahren zuerst, was Heiliges und Göttliches in einem Kinde ist. Sie horchen und horchen, beobachten und beobachten. Sie verstehen nicht alles, aber sie verstehen genug. Da rufen manche Bibelleser verwundert aus: „Wie konnte Maria das nicht verstehen, was Jesus sprach: ‚Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?‘ Wie konnte sie das nicht verstehen, da ihr doch der Engel verkündigt hatte, daß das Heilige, das sie gebären würde, Sohn des Allerhöchsten genannt werden würde!“ O du Lieber, was du davon verstehst, hat Maria auch verstanden. Damals schon. Aber später, als sie zum zweiten Male drei Tage lang mit Schmerzen ihren Jesus suchen mußte, als er nämlich drei Tage lang im Grabe war, da verstand sie erst ganz richtig, was Jesus damit sagen wollte. Denn damals fragte sie nicht erst: „Kind, warum hast du uns das getan?“ Da neigte sie ihr Dolorosahaupt demütig, denn sie

wußte: „Er muß den Willen seines Vaters thun“ — und hoffte wohl, daß sie ihn wiederum finden werde am dritten Tag.

Mütter, so horchet, so fügt euch, so versteht das Heilige und Göttliche, das in euren Kindern ist! Es kommt einmal über jedes christliche Kind die geheimnisvolle Gewalt, die es emporhebt über seine natürliche Zugehörigkeit zu Vater und Mutter auf Erden. Es kommt einmal die Stunde, in der Gott im Himmel seine Vaterrechte geltend macht. Da sieht die Mutter in des Kindes Auge, und siehe, etwas Fremdes und Heiliges blickt ihr entgegen. Es ist die Stunde, in der das Kind Mutterherz und Vaterhaus vergißt und nur in dem sein will, was seines Vaters ist.

Ein erleuchteter Mann — ich weiß wirklich nicht mehr, wer es war — hat einmal die Worte niedergeschrieben: „Wenn in einem katholischen Jungen nicht wenigstens eine Zeitlang der Entschluß ist, Priester oder Ordensmann zu werden, oder in einem Mädchen der andächtige Wunsch, einmal ins Kloster zu gehen, dann muß irgendetwas nicht in Ordnung sein.“ Nun, ich will nicht so weit gehen. Aber irgendeinmal muß das Heilige im katholischen Menschen im Tempel zu Jerusalem bleiben wollen, eigensinnig, wenn nicht gar hinterlistig.

Das Heilige in mir wollte einmal durchaus im Pfarrhause von Schlegel bleiben und durchaus nicht

mehr nach Neusorge zurückkehren. Aber davon habe ich schon früher öfters erzählt. Damals wurde es von meinen Tanten überlistet.

Ganz ähnlich dem Gange des zwölfjährigen Jesus nach Jerusalem war meine erste Wallfahrt nach Albendorf. Auch davon habe ich schon erzählt. Aber damals machte das Heilige in mir weiter keine Schwierigkeiten mit dem Heimgehen, obwohl die Albendorfer Wallfahrtskirche dem Tempel von Jerusalem ähnlich gebaut ist.

Überhaupt hat das Heilige in mir bei Gottesdiensten und Kirchenbesuchen stets mit einer Stunde und darunter genug gehabt. Es ging gern mit, aber es kehrte auch immer gern wieder in unser Neusorger Häuslein zurück. So blieb es bis zum heutigen Tag. Und es war selbst in der Peterskirche in Rom nicht anders. Das hat mir schon oft Bedenken gemacht.

Dagegen wollte es durchaus einmal in der Einsiedelei auf dem Schlegler Kirchelberge bleiben. Ich war nach der Schule zu meiner Tante ins Pfarrhaus gegangen, weil es in den letzten Vormittagsstunden so stark zu regnen angefangen hatte, daß ich noch ein wenig mit dem Heimweg warten wollte — doch ich mag nicht lügen, ich war ins Pfarrhaus gegangen, weil ich bei dem starken Regen eine Ausrede hatte, daß ich nicht gleich aus der Schule heimkam. Tante sagte gleich: „Nein, bei dem Regen kannst du nicht heimgehen; ich

schreibe einen Zettel für deine Mutter, daß sie dir nicht böse ist."

Da blieb ich im Pfarrhaus, das ich immer zu den „heiligen Stätten“ gerechnet habe. Das Schlegler Pfarrhaus war auch eine heilige Stätte. Da war immer eine so große Güte, eine so heilige Liebe, eine tausendfältige Barmherzigkeit gegen alle Armen, eine Freude in allem Kreuz und Leid. Der stille, sanfte Pfarrer, der unsagbar Geprüfte, der ein fressendes Krebsgeschwür am rechten Auge so himmlisch still trug wie eine Braut die Rose, die ihr der Liebste ins Lockenhaar gesteckt, ging wie ein Segen durch Flur und Räume und blieb so gern bei mir stehen, und da er gerade vor einigen Tagen sein rechtes Auge verloren hatte und nun sah, wie es mich erbarmte, sprach er zu mir, mit der Hand zum Kreuze weisend: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!"

Tante sah mir's wohl an, daß ich wieder das Heimgehen vergessen würde. Als der Himmel draußen ein wenig heller wurde, sagte sie mir: „Du, der Einsiedler hat heute früh seinen Schirm hier vergessen. Morgen früh regnet es sicher wieder; da wird er ganz naß, wenn er zur Messe kommt. Trage ihm doch den Schirm auf den Berg! Ich schreib's mit auf den Zettel."

Wenn der Heiland damals in den Ostertagen hätte auf den Schlegler Kirchberg zum Einsiedler

gehen dürfen, wäre er sicher nicht drei Tage bei den alten Schriftgelehrten sitzen geblieben, sondern wäre sofort auf den Berg gegangen, besonders mit einem Entschuldigungszettel von meiner Tante.

Wie so ein Schirm von einem Einsiedler aussieht, könnt ihr euch ja denken. Aus Seide war er nicht. Seide ist überhaupt für die Grafschaft Glaz bei ihren ehrlichen Regengüssen durchaus ungeeignet. Aber wie vornehm kam mir dieser Schirm vor. Meine Großmutter hatte noch Schirme aus blauem Stoff mit Rohrbeigen. Meines Vaters Schirme hatten doch wenigstens Drahtgestell, aber er kaufte sie immer bei dem „Plätsjuden“ auf dem Kohlendorfer Königsschießen für 1 Mark 20 das Stück, worauf sie schon beim Heimwege ihre schöne schwarze Farbe merklich in Grau verwandelten, wenn es ein wenig regnete. Aber Einsiedlers Schirm, den hatte der Einsiedler von dem vorvorigen Pfarrer geerbt, und man sah ihm seine vornehme Herkunft noch deutlich am Griffe an. Ich kam mir schon wie ein halber Geistlicher vor, als ich ihn die drei Viertelstunden auf den Berg trug. Der Himmel hatte sich ein wenig geklärt, und mitunter brach die Sonne aus dem Gewölk. Die Felder standen in ihrem Junigrün ganz frisch gewaschen und duftend vor lauter Reinheit. Bäume und Büsche am Berg lachten wie badende Jungen am sonnigsten Ufer und spritzten mir die nun überflüssige Feuchtigkeit ins Gesicht. Es war wunder-

schön und wunderlustig. Aber was war das gegen den vornehmen Schirm, den ich tragen durfte! Lacht nicht! Manch anderer Affe übersieht die gesamte Herrlichkeit der Erde und des Himmels über irgendeinem Gegenstand seiner Eitelkeit. Ihr auch manchmal.

Der Einsiedler wohnt in einer kleinen, gewölbten Zelle, die an die Allerheiligenkapelle angebaut ist wie ein Schwalbennest. Er gehört dem Dritten Orden des hl. Franz an und trägt, wenn er zur Kirche geht, Habit und Rosenkranz. Daheim aber nur Handwerkerkleidung und eine lange Tischlerschürze. Nein, darauf kommt es nicht an — man merkt gar nicht den Unterschied zwischen seiner offiziellen und seiner privaten Kleidung. Denn er trägt darüber oder darunter, weiß Gott, ein anderes, kaum durchsichtiges oder, im anderen Falle, ganz deutlich durchscheinendes Gewand wie aus Sonnenstrahlen und Himmelsluft gewebt, ein Etwas, woran ich immer denken muß, wenn ich vom „Gewand der heiligmachenden Gnade“ lese oder höre, oder wenn ich das Wort betrachte: „Ziehet an den Herrn Jesus Christus!“ Was er darunter oder darüber trägt, kommt einem schier gar nicht zum Bewußtsein.

Ich traf ihn daheim an, denn wegen der Feuchtigkeit konnte er weder in seinem Gärtlein arbeiten noch im Busche Reifig oder sonst was sammeln.

„Ah, du bringst mir meinen Schirm!“ rief er freudig. „Bist du ein guter Junge!“

Da sieht man doch ganz deutlich, daß man, um gut zu sein, bloß einen vergessenen Schirm heimzutragen braucht. Wie leicht ist das Gutsein! Der Heiland hat bloß verlangt, daß man dem Dürstenden ein Glas Wasser reicht. Das ist noch viel leichter. Was seufzt ihr da bloß so, wenn man von euch verlangt, daß ihr gut seiet!

Das war ein wirkliches Gutsein: Der Einsiedler war mir gut, ich war ihm gut; die Zelle, das Kreuz an der Wand, der blechbeschlagene Tisch, der knisternde Kachelofen, der dampfende „Körnellkaffee“ auf der Ofenbank — alles sah so wirklich und so absolut gut aus. Und der Säger an der Wand schwang seinen Perpendikel und sagte immerfort: „’s ist gut, ’s gut, ’s gut.“

Wenn ich nun ein richtiges Erbauungsbuch schreiben wollte, würde mir die Versuchung kommen, hier ein gar frommes Gespräch über Gott und seine Heiligen einzudichten. Aber ich glaube, wir haben überhaupt nichts von Gott gesprochen außer dem „Gott bezahl’s!“ und „Gott lohn’s!“ bei der Honigschnitte, die mir der Einsiedler gab. Nun habe ich aber an der Honigschnitte sicher bloß eine Viertelstunde gegessen. Es verging jedoch eine Stunde nach der andern, und es war immer noch so schön, als ob wir beim Herrgott selber wären — so muß ich wohl sagen,

wenn ich alles sagen will. Ich war von der Wahrheit der katholischen Religion so fest überzeugt und zur vollkommensten Tugendübung so aufrichtig entschlossen wie nach der allerlängsten Predigt — nur Einsiedler wollte ich nicht werden, denn ich wollte ja heiraten; aber auch das erschien mir jetzt in einem ganz heiligen Glanze. Und ich war so gottvereint wie kaum einmal später, wenn ich den kostbaren Leib des Herrn empfangen durfte. Die frömmsten Lieder meinte ich gehört zu haben. Nein, im Tempel Salomons konnte es nicht schöner sein, konnte es überhaupt nicht einmal halb so schön sein, sonst hätte sich Jesus vor dem sechsten Tage nicht finden lassen.

Hätte nun der Einsiedler gesagt: „Du mußt wohl jetzt nach Hause gehen, die Mutter wird auf dich warten“, so hätte ich es als eine tiefe Beleidigung aufgefaßt. Denn heimschicken, das trägt kein Grasschafter Junge. Da können jahrelange Feindschaften daraus werden. Aber er sagte bloß: „Jetzt werde ich dich wohl nicht mehr sehr lange dabehalten dürfen; die Mutter bekommt am Ende Angst um dich!“

„Die Mutter —?“ — Wer war denn die Mutter? Nun, es fiel mir ja im selben Augenblicke ein, wie es einem Gefangenen frühmorgens beim Erwachen wieder einfällt, wo er eigentlich ist. Ich fühlte auch gleich nach dem Entschuldigungs-

zettel meiner Tante, sah aber ein, daß er eigentlich seit drei Stunden verfallen sei.

Es war ein schwerer Abstieg vom Berge nach Neusorge hinunter. Den steilsten Abhang sprang ich hinunter, hart vorüber an den gähnenden Abgründen alter Steinbrüche.

Die Mutter spielte auch diesmal nicht die Rolle Marias. Ich sah es ihr nicht an, daß sie mich mit Schmerzen gesucht. Sie lachte mir sogar entgegen und rief: „Na, wärst du nur ganz beim Einsiedler geblieben!“

Wie konnte sie wissen, wo ich gewesen war? Denke niemand von meiner ganz naturhaften Mutter, daß sie etwa ein Geheimwissen besaß. Wohl war auch in ihr das Heilige. Aber sie war damals noch so jung und frisch, daß bei ihr alles natürlich zuging. Meine Tante hatte einen von den „alten Männern“ aus dem Krankenhause herausgeschickt, der ihr angesichts einer Schale Kaffee gern die Nachricht brachte: Tante Agnes lasse ihr sagen, der Joseph wäre zum Einsiedler geschickt worden und würde wohl vor dem Dunkelwerden nicht heimkommen.

Diesen Nachmittag also war das Heilige in mir wie damals am Jerusalemer Osterfeste „in dem, was seines Vaters ist“.

10. Wovon das Evangelium schweigt

as erste Wort, das uns aus dem Munde Jesu Christi erhalten geblieben ist, war das Wort des Zwölfjährigen: „Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Es war eine demütige Gegenfrage des Göttlichen auf das menschlich-mütterliche „Warum?“ Mariens. „Warum?“ Das ist die uralte Frage der Menschheit an die Gottheit. „Warum hast du uns das getan? Warum so viel Leid und Schmerz und Tod? Warum dieses Schicksal und jenes Schicksal? Dieses Erlebnis und jenes Erlebnis? In Jesu Gegenfrage stehen zwei Worte, an denen ich mein ganzes Leben lang nicht vorbeikommen kann; ich muß davor stehen bleiben und muß sie anschauen wie zwei unendlich tiefe Augen, die in mein Leben blicken. Es sind die beiden Worte: „Muß“ und „Vater“. Der heilige Evangelist schrieb diese Worte nieder — und begann zu schweigen. Achtzehn Jahre des Lebens Jesu gehen an ihm vorüber

— und er schweigt. Er ist wie von einem Banne getroffen, so schweigt er.

Wenn die Evangelien schweigen, muß etwas ganz Heiliges und Unausprechliches sein. Es sind später falsche, geschwätzigte Evangelisten gekommen und haben versucht, dieses Schweigen der achtzehn Jahre zu durchbrechen, indem sie allerhand Kuriositäten erzählten: Jesus sei in Aegypten gewesen und habe in diesem uralten Lande der Weisheit geheimnisvolle Kraft und geheimnisvolles Wissen erlernt. Aber sie waren Träumer und Lügner. Unser ehrliches Wissen über jene achtzehn Jahre beschränkt sich auf die schlichte Mitteilung des wahren Evangeliums: „Jesus zog mit Maria und Joseph hinab vom Tempel und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und er nahm zu an Weisheit und Körpergröße und ward Gott und den Menschen immer wohlgefälliger.“ Er hatte auch sicher kein geheimes Getue an sich. Er gefiel den Menschen gut. Sie liebten ihn, wie man einen ehrlichen und freundlichen Zimmermannsjungen liebt. Er selbst wurde Zimmermann.

Dank einer gütigen Führung Gottes weiß ich, was Zimmermannsarbeit für eine schöne Arbeit ist. Tausend Freuden erlebt der Zimmermann an einem einzigen Tag. Wenn er früh in die Werkstatt tritt, duften ihm all die Hölzer entgegen, und die schönen Werkzeuge grüßen ihn. Da biegt sich und schmiegt sich alles in seiner Hand.

Und es ist eine so reinliche Arbeit. Seht doch nur die weißen Hobelspäne an! Winkelmaß, Schmiege, Lot und Zirkel wissen, daß Zimmermannsarbeit nicht eine grobe, körperliche Arbeit ist, sondern eine ganz feine, geistige Arbeit. Wag's kein Dummer, Zimmermann zu werden! Ehe die Mathematiker alle die herrlichen Gesetze ihrer Wissenschaft entdeckt hatten, wußte sie schon der Zimmermann. Die alten Mathematiker hatten eine so große Seligkeit in ihrer Wissenschaft, daß einer von ihnen sagte: Die Götter im Olymp treiben Mathematik. Das war wie eine Prophetie: Wenn Gott einmal Mensch wird, muß er Zimmermann werden. Und wie recht sich da der junge Körper! Zimmerleute sind schlanke, große Leute. Blickt in ihre Augen! Sind sie nicht viel klarer als anderer Menschen Augen? Wie sie die gerade Linie treffen! Wie sie die kleinste Abweichung vom rechten Maße erkennen! Wie sie die Tiefe und Weite erfassen! Und erst die Höhe! Der First des Hauses, das ist die schönste Linie des Zimmermanns. Dort oben befestigt er den bekränzten Baum.

Es war wirklich so, als sei der Gottessohn nur deshalb auf die Erde gekommen, um Zimmermann zu sein. Es regte sich gar nichts, was auf eine Änderung schließen ließ. Achtzehn Jahre lang!

Hatte Jesus nicht im Tempel gesagt, er müsse in dem sein, was seines Vaters ist? Und jetzt

war er Zimmermann und blieb und blieb es. Was ist das für ein „Müssen“, wenn es auch anders sein kann! Ist er seinem „Müssen“ untreu geworden? Hat er es aus Gehorsam aufgegeben? Das kann nicht sein, denn einem solchen „Müssen“ gegenüber wäre jeder Gehorsam Sünde. Wohl zog Jesus, da er nun seit seinem zwölften Jahre zu den Männern zählte, wenigstens alle drei Jahre, wahrscheinlich aber jedes Jahr, nach Jerusalem zum Osterfeste. Aber er blieb nie länger dort als andere Männer. Wenigstens hören wir gar nichts davon. Er kam immer wieder zurück zu der schönen Zimmermannsarbeit. Wohl fabeln manche, er habe dabei sehr oft an seine zukünftige Lehrtätigkeit gedacht und manchmal sogar wie in träumerischer Vision ein Kreuz gezimmert. Aber wer so fabelt, versteht Jesus nicht. Er war eben, was er war: er war Zimmermann. Das war sein „Müssen“, das war „das, was seines Vaters ist“!

Beim Zimmermannsberuf verstehe ich dies. Das Heilige in mir hat sich immer wohlgeföhlt bei Zimmermannsarbeit. Da war es stark gegen alle seine Feinde, da herrschte es in mir, wie es ihm zukam. Und ich muß auch erwähnen, daß meine Mutter immer, wenn mich jemand von solcher Arbeit wegholen wollte, dies wehrte, indem sie sagte: „Laßt ihn!“ Bei anderen Handwerken würde ich es weniger gut verstehen, daß Jesus in ihnen gewesen wäre wie „in dem, was seines Vaters

ist". Schrecklich stelle ich mir's vor, wenn Sankt Joseph Schneidermeister gewesen wäre und seinen göttlichen Pflegesohn als Schneidergesellen beschäftigt hätte. Ich will auf dieses ehrsame Handwerk nichts bringen, kein spöttisches Wort von ihm sagen oder sagen lassen. Aber ein Schneidermeister selber, dem ich dieses theologische Problem vorlegte, sagte mir: Nein, das könne er sich selber nicht vorstellen! Und doch muß ich gestehen, daß das Göttliche auch im Schneiderberufe ebenso göttlich ist wie im Zimmermannsberufe, ganz in dem, was des Vaters ist. Es kommt nur immer darauf an, was Gott will. So wäre es auch denkbar, daß Jesus unter anderen Umständen im bunten Studentenmühllein aufs Gymnasium gegangen wäre und dort Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik die helle Menge studiert hätte — bis zum Abitur. Und daß er dann die Universität bezogen hätte, zehn Semester lang, wie es heute die katholische Kirche von ihren Priesteramtskandidaten verlangt. Und er hätte wohl nie gesagt: „Was brauche ich diesen Krimskrams für meinen eigentlichen Beruf,“ sondern er hätte einfach studiert und studiert, bis „die Stunde“ gekommen wäre, in der sein Vater im Himmel etwas anderes von ihm verlangt oder ihm etwas anderes gegeben hätte. Was brauchte er von St. Joseph einen geraden, glatten Schnitt sägen oder die Balken kunstgerecht verzapfen zu lernen, um später

„sein Volk zu erlösen von seinen Sünden“? Und dennoch lernte er es!

Wenn ich ihn recht verstehe, so hat er wohl mit seinem menschlichen Denken immer gedacht, dem Zimmermannsberufe treu zu bleiben, solange es der Wille des himmlischen Vaters wäre. Denn durch nichts anderes kann man die Welt erlösen als allein dadurch, daß man Gott als Vater erkennt und gar nichts anderes will, als seinen Willen vollbringen.

Maria wußte wohl, daß einmal „seine Stunde“ kommen werde. Sie hatte nicht vergessen, was ihr vom Engel Gabriel und dann von den Hirten und dann von den morgenländischen Weisen gesagt worden war. Manche meinen, Jesus müsse wohl schon in jenen stillen achtzehn Jahren manches Wunder gewirkt und manche Not wunderbar behoben haben. Sonst hätte Maria bei der Hochzeit zu Kana nicht so vertrauensvoll zu ihm sagen können: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Ich weiß es nicht, aber ich kann es mir nicht so denken. Wenn die Eltern oder andere Leute in Nazareth einmal in Not waren, hat ihnen Jesus sicher geholfen, aber eben so, wie es ein guter Sohn und Nachbar tut, wie es ein richtiger Zimmermann tun kann, wenn die göttliche Vorsehung dazu ihr Ja und ihren Segen gibt. Für Maria war es genug, daß sie wußte: Er kann alles, wenn nur eben erst seine Stunde gekommen ist.

Wann diese Stunde kommen sollte, überließ Jesus ganz seinem himmlischen Vater. Man merkt dies ganz deutlich auf der Hochzeit zu Kana. Da hatte er eben gesagt: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen,“ und siehe da, kaum ein paar Atemzüge später war sie schon gekommen!

Manche denken, diese verschwiegene achtzehn Jahre seien eigentlich ganz überflüssig gewesen, eine dumme Wartezeit. Die eigentliche Tätigkeit Jesu habe erst in seinem dreißigsten Lebensjahre begonnen. Dann erst habe er die Erlösung gewirkt. Ich will ja niemandem widersprechen, der irgend etwas Frommes und Wahres sagt, aber ich will auch meine eigene Meinung nicht aufgeben. Ich denke, daß Jesus die Welt auch durch seine Zimmermannsarbeit belehrt und erlöst hat, einfach dadurch, daß er sich so gern und so klar dem „Muß“ fügte, in dem zu sein, was seines Vaters ist, was seinem Vater gehört, was sein Vater will. Schon dadurch hob er auf den jahrhundertalten Troß der Menschheit gegen das Muß des täglichen Lebens, der Wege Gottes, der Führungen und Fügungen des Vaters. Schon dadurch zeigte er den Menschen, wie sie zeitlich und ewig glücklich werden können, und machte all die falsche und stolze Philosophie der Erde zunichte. Was er in den drei letzten Lebensjahren noch gelehrt und getan und gelitten hat, war eigentlich im Wesen dasselbe. Es war nur noch deutlicher und

ergreifender für alle, die nicht still genug sind, um aus den stillen achtzehn Jahren schon Lehre und Erlösung überreich zu schöpfen. Es war nur die Übertragung aus dem Verborgenen und Wesentlichen ins große Weltgeschichtliche. Es war nur die Krönung durch das Kreuz. Als ihn dann einer fragte, warum das Schreckliche am Karfreitag geschehen ist, sprach er wieder das Wort vom „Müssen“ aus: „Musste nicht Christus dieses erleiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?“

Probiert es erst einmal! Fügt euch nach der Kinder Gottes Art in dieses geheimnissvolle Müssen, jeden Tag, jede Stunde — tut immer das, was gerade zu tun ist —, bleibt im Tempel, solange es der Vater von euch will, bleibt an der Hobelbank, solange ihr dazu berufen seid, immer mit dem Gedanken: „Muß ich nicht in dem sein, was meines Vaters ist?“ Dann werdet ihr schon auf Erden wahrhaftig erlöst sein und glücklich sein, und im Himmel werdet ihr sagen: „Musste ich nicht alles dies erleiden und so in meine Herrlichkeit eingehen?“ So und nur so allein wird die alte Sünde der Menschheit zuschanden gemacht und der Teufel auf den Kopf getreten.

Nein, in diesem Kapitel erzähle ich keine Geschichte, wie ihr sie gern leset. Wer in dem stillen Tun zu Nazareth nicht die allerwunderbarste Geschichte findet, für den möchte ich gar nicht weiter schreiben.

11. Das Gleichnis vom Erlenbaum und vom Wasserfall

Die heiligen Evangelisten hatten große Mühe bei der Niederschrift ihrer Evangelien. Sie wollten alles, was sie von Jesus wußten, hübsch nacheinander erzählen. Aber da kam es ihnen gleich wie eine ganze Flut. Es war, als ob alles nicht nur nacheinander, sondern auch nebeneinander und ineinander läge. Sie griffen ein Erlebnis heraus aus der ganzen Flut des Lebens. Aber gleich stellte sich neben dieses Erlebnis ein anderes. Es war zugleich, als ob es vorher oder nachher oder zur selben Zeit gewesen wäre. Wie man beim Anblick eines Waldes nicht ein Blatt nach dem anderen sieht, sondern alle auf einmal und doch wieder einzelne, so erfährt man das Göttliche immer alles auf einmal und doch wieder einzeln. Darum erzählen die Evangelisten das Leben Jesu in so verschiedener Reihenfolge, daß sich die gelehrten Bibelforscher noch heute die Köpfe zerbrechen, um die eigentliche geschichtliche Reihenfolge herauszubekommen. So geht es auch mir, wenn ich berichten will, wie sich das Leben Jesu,

das seit meiner Taufe in mir lebt, der Reihe nach vollzogen hat. Der eine Evangelist erzählt zum Beispiel die Tempelreinigung unter den Ereignissen des letzten Osterfestes im geschichtlichen Leben Jesu, der andere stellt sie ziemlich an die Spitze des öffentlichen Auftretens Jesu in Jerusalem. Es mögen sich auch manche Vorgänge wiederholt haben, von denen der einzelne Evangelist nur ein einziges Mal berichtet. Hier und da deuten die Evangelisten auch an, daß sie nur Einzelbeispiele auswählen. So hat der Teufel nicht nur am Ende der vierzig-tägigen Fasten den Heiland versucht, sondern noch öfter. Das eine Mal hat er sich sogar der treuen Biederkeit des guten Petrus bedient, so daß der Heiland diesen anfuhr: „Weiche von mir, Satan!“

Darum will ich es auch so machen wie die heiligen Evangelisten. Sie erzählten, wie es ihnen eingegeben wurde; ich will erzählen, wie es mir einkommt.

Etwa hundert Schritt von dem Stüblein, in dem ich dies schreibe, geht quer über unsere kleine Wirtschaft, hart am hohen Rande unserer Wiese, ein Steig, der vom Steinetal in das Ebersdorfer Thal führt. Da gehen die allerverschiedensten Leute, Steinmehen, die von den roten Brücken des Kirch-berges kommen, Bergmänner, die zu dem Ton-schacht im Längen Grunde wollen, Viehhändler, die von einem Thal ins andere ziehen, fromme Pil-ger, die zum Allerheiligentkirchlein oder zur Anna-

kapelle wallfahren, Schulbuben, Bettler und anderes Vagabundenvolk. Gerade an diesem Wege wuchs gleichzeitig mit mir ein junges Erlenbäumchen auf, dünn und schlank wie ich selber. Es machte jedem Spaß, der vorüberkam. Die einen ließen es ruhig stehen, die anderen brachen ihm seine Ästlein ab, und mehrere Male knickte man seinen ganzen Wipfel um. Jedesmal tat es mir sehr weh. Die Mutter wollte den festen und verbluderten Wildling ganz abschneiden, aber ich sagte ihr, es sei mein Baum. Da ließ sie ihn stehen. Und immer wieder wuchsen ihm neue Äste und neue Wipfel, bis endlich sein Stamm so stark und sein Wipfel so hoch war, daß ihn die Vorübergehenden in Frieden ließen. Und heute steht er stolzragend da, und mein Schwager, der neue Besitzer, der gerade jetzt neben mir in meinem Stüblein sitzt, erklärt mir, daß es der schönste Erlenbaum auf der ganzen Wiese ist.

So wuchs das Geistige, Heilige, Göttliche in mir auf. Immer wieder mußte es neu anfangen, immer wieder trieb es Zweige und Blätter, immer wieder bildete es neue Kronen, trotz aller Zerstörungen und Verstümmlungen. Und jetzt ist es ein festgewurzelter, hochragender Baum, in dessen Ästen wohl manch Himmelsvöglein nistet.

Hunderte Male wiederholte sich das Leben Jesu in mir. Jedesmal war es anders und doch immer wieder dasselbe. Und wenn Matthäus, Markus,

Lukas und Johannes kämen und dieses Leben beschreiben wollten, so würden ihre neuen Evangelien noch verschiedener sein als die alten, und doch untereinander gleich als Ausdruck desselben Lebens.

Es ist schwer, das Göttliche zeitlich zu fassen und zeitlich zu schildern. Ich stieg einmal zur Heuschauer hinauf, mitten durch Fels und Wald, wo der Wasserfall zu Tale stürzt. Da ich nie an einem frischen, klaren Wasser vorüberkam, ohne davon zu trinken, nahm ich meinen kleinen, zinnernen Becher und hielt ihn in das stürzende Wasser. Es hätte mir bald den Becher aus der Hand geschlagen, so toste und tobte es um den Becher, schüttete ihn voll, leerte ihn wieder, umgoß ihn, überflutete ihn, und als ich dann den Becher herauszog, waren nur einige Tröpflein darin. Aber meine ganze Hand und mein Rock waren davon feucht geworden, und mein Antlitz war übersprüht von den Wasserstäubchen. So geht es mir jetzt, da ich die Flut des lebendigen Wassers, das uns Christus gegeben, in diesem Büchlein sammeln will.

So ging es auch den Evangelisten. Wenn Jesus ein Wort sagte, war es wie ein flutendes Wasser, das vom Himmel kam. Die Apostel und Evangelisten hielten ihre Seelen wie Trinkbecher in die Flut. Aber die ganze Wahrheit konnte kein von Menschen verstehbares Wort erfassen. Der eine trug in seinem Becher mehr, der andere weniger.

davon. Und als sie ihre Evangelien schrieben, zeigte es sich, daß sie alle wohl Worte des ewigen Lebens schrieben, keiner aber genau so wie der andere.

Ich habe schon oft meinen Becher in diese heilige, gewaltige Flut getaucht, war schon oft Evangelist des Lebens Jesu, das in mir lebt. Aber jedesmal konnte ich nur einige Tröpflein schöpfen und weiterreichen. Sooft ich nun an dieselben Stellen komme, erkenne ich zwar dasselbe göttliche Leben, aber jedesmal sind es neue Tröpflein, die mir ins Bewußtsein kommen. Manchmal wenige, manchmal viele.

Verschont darum mein Buch mit euren chronologischen Versuchen! Treibt keine vergleichende Quellenkritik! Gehet lieber selber an den Strom und schöpft und trinket und reichet den Dürstenden dar, was immer ihr könnet!

Ich will es offen eingestehen, daß ich dies aus Not schreibe. Seitdem ich das vorige Kapitel beendet habe, sind fast vier Wochen vergangen. Tag für Tag bat ich zu Gott, er möge mir weiter helfen. Aber er half nicht. Er ließ mich in den achtzehn stillen Jahren stecken und wollte mir nicht zeigen, wie sich die Johannestaufe oder das Wunder von Kana oder irgendeines der späteren Ereignisse aus dem geschichtlichen Leben Jesu in meinem Leben wiederholt habe. Zwar bin auch ich versucht worden; zwar bin auch ich ausgesandt worden, den

Armen das Evangelium zu verkünden; zwar habe auch ich das schwere Kreuz getragen, bin darunter zusammengesunken, habe gerufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“, aber sooft ich den Becher chronologisch in die Flut hielt, blieb mir kein Tröpflein darin. Dagegen schien es, als ob das Göttliche in mir auch jetzt noch seine stillen achtzehn Jahre durchlebe. Immer in dem sein, was meines Vaters ist, immer dieses geheimnisvolle Müssen, das war alles, was ich erfahren zu haben glaubte. Wo immer mich auch das Schicksal hinführte, ich kehrte doch wieder zurück in die Zimmerwerkstatt von Nazareth, vergaß meinen Priester- und Gelehrten- und Schriftstellerberuf und nahm Säge und Hobel zur Hand und arbeitete und baute, bis dann die Stunde kam, in der Gott etwas anderes wollte. Jetzt sehe ich ein, daß niemand das Leben Jesu chronologisch nachleben kann. Das Göttliche ist wahrhaft frei von Zeit und Gestalt, wenn es auch wahrhaft eins ist: damals in seinem geschichtlichen Leben und heute im Leben der Kirche und der christlichen Seele.

12. Beim Bußprediger

Die alte Schlegler Pfarrkirche war ein kleiner barocker Saalbau mit Schindeldach und einem Türmlein mitten auf seinem First. Da der Weg von meinem Vaterhause zur Kirche dreitausend Meter und meine damaligen Beine, als nämlich die alte Kirche noch stand, zusammen nicht viel länger als einen einzigen Meter lang waren, bin ich nur, soviel ich weiß, ein einziges Mal in dieses ehrwürdige Gotteshaus gekommen. Gewiß hat mir meine Mutter, die mich mitgenommen, alles Heilige und Göttliche erklärt, das in der Kirche war, aber Eindruck hat auf mich nur der Rollenzug gemacht, der mechanisch die geöffnete Thür wieder verschloß. Den sehe ich jetzt noch vor Augen, wie er holprig polternd das Rädchen drehte und das Steingewicht in die Höhe zog und wieder herabließ. „Das will ich zu Hause nachmachen“, dachte ich mir — und wußte gar nicht, auf welcher tiefer Stufe bei mir noch die Nachahmung des Heiligen stand. Aber die Gesetze der Mechanik gehören ja auch zu dem, „was meines Vaters ist.“

Als ich das erste Jahr in die Schule ging, war die alte Kirche schon niedergerissen, und der Neubau der jetzigen weithalligen gotischen Kirche hatte begonnen. Auch in Jesu Jugendzeit ist der Tempel von Jerusalem neugebaut worden, und es besteht gar kein Zweifel, daß wir beide, Jesus und ich, den Bau mit lebhafter Begier verfolgten und daheim mit möglichster Genauigkeit nachzubilden versuchten. Ich wenigstens habe es so gemacht. Der Bau war zwar abgesperrt, und niemand durfte den Platz betreten. Aber ich mußte in dem sein, was meines Vaters ist, erkletterte eines Mittags, als die Maurer ins benachbarte Wirthshaus zum Essen gegangen waren, die hohe Planke und betrat die neue Halle. Ach, selbst St. Peter in Rom, seitdem er fertig steht, ist nicht so herrlich, wie eine Dorfkirche mitten im Bau. Da standen die Säulen in stolzer Reihe und ließen aus ihren lebendigen Stämmen das hohe Gewölb bis zum Himmel wachsen. Und dort das Presbyterium! Mir klopfte das Herz vor freudiger Überraschung: Feine Säulenbündel wuchsen empor und gliederten sich in die schwingenden Rippen des Gewölbes und ließen zwischen sich unendlich schöne Triforien und die hohen, hohen spitzen Fenster mit Maßwerk, das mir zwar jetzt ganz einfach erscheint, damals aber eine Offenbarung höchster Gotteskunst war. Und — das Gewölbe war schon blau gemalt, mit lauter funkelnden Goldsternen, wie der Himmel

so schön. Und aus den Säulenbündeln wuchsen grünblättrige Kapitele, und feine Blätterzweige begleiteten die Rippen ein ganzes Stücklein weit. Ich bin wohl niedergekniet und habe Gott ganz wortlos angebetet inmitten dieser werdenden Herrlichkeit, nicht ohne einige Besorgnis, wie ich wieder über die Planke kommen würde, denn mein Fuß war vom Herabspringen verstaucht.

Eine neue Kirche im Dorf bedeutet immer neues kirchliches Leben im Dorf. Da wird selbst der älteste und gebrechlichste Pfarrer wieder jung. Da bauen die Leute auch in sich den Tempel des Heiligen Geistes wieder auf. Die Steine reden und predigen gewaltig: „Wenn wir uralten, seit Ewigkeit verschlafenen Steine aufwachen und uns empor schwingen zur Höhe des Gewölbes und noch höher bis zur Zinne des himmelragenden Turmes, dann dürft ihr Menschen nicht zu faulen, toten Steinen werden! Sursum corda, sursum corda!“

Es ging durchs ganze Dorf und durch alle Kolonien ringsum bis zum letzten Häuslein an der Grenze eine Art Messiashoffnung. Die Menschen fanden keinen rechten Ausdruck dafür und sagten bloß: „Ja, wir bekommen eine neue Kirche!“

In jener Zeit erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Er hatte ein Kleid von Kamelhaaren und einen Ledergürtel um seine Lenden. Seine Speisen waren Heuschrecken und wilder Honig. Und er

wanderte durch die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe zur Buße und Vergebung der Sünden. Wie geschrieben steht im Buche der Reden des Propheten Jesaias: „Eine Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade! Erhöht soll werden jede Niederung, und niedrig soll werden jede Höhe. Das Krumme soll gerade, und was hochrig ist, soll ebener Weg werden. Und alles Fleisch soll das Heil Gottes sehen.“

Da gingen sie hinaus zu ihm aus Jerusalem und aus ganz Judäa und all den Landen am Jordan. Und sie ließen sich von ihm taufen im Jordan und beichteten ihre Sünden.

Als er aber viele Pharisäer und Sadduzäer sah unter den Scharen, die gekommen waren, sprach er zu ihnen: „Ihr Natternbrut! Wer hat euch gesagt, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet? Tuet rechtschaffene Buße! Redet euch nicht aus: Wir haben ja Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott vermag aus diesen Steinen dem Abraham andere Kinder zu erwecken. Denn schon ist die Axt an die Wurzel gelegt! Welcher Baum nicht gute Früchte trägt, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen werden!“

Und es fragte ihn das Volk: „Was sollen wir denn tun?“ Er antwortete: „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen dem, der keinen hat. Und mit der Speise thut es auch so!“

Es kamen auch Zöllner, um sich taufen zu lassen, und sprachen zu ihm: „Meister, was sollen wir tun?“ Er sprach zu ihnen: „Verlanget nicht mehr, als euch festgesetzt ist!“

Auch die Kriegsleute fragten ihn: „Was sollen wir denn tun?“ Und er antwortete ihnen: „Thuet niemand Gewalt und Unrecht an und seid zufrieden mit eurem Solde!“

Als aber das Volk meinte und alle dachten in ihrem Herzen von Johannes, ob er etwa der Messias wäre, da antwortete er und sprach zu allen: „Ich taufe euch mit Wasser. Es kommt aber einer, der stärker ist als ich und dem ich nicht einmal die Schuhe herbeibringen darf. Der wird euch taufen im Heiligen Geist und in Feuer. In seiner Hand ist die Wurfschaukel, und er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheuer sammeln und die Spreu verbrennen in unauslöschlichem Feuer.“

Da kam Jesus aus Galiläa an den Jordan zu Johannes, auf daß er von ihm getauft werde. Johannes aber wehrte es ihm und sprach: „Ich muß von dir getauft werden, und du kommst zu mir!“ Jesus aber antwortete ihm: „Laß es jetzt so geschehen, denn es geziemt uns, alles zu tun, was recht ist.“ Da ließ er ihn zu.

Meine Großmutter und meine Mutter waren an diesen Tagen, als ob das Ende der Welt gekommen wäre. Großmutter suchte sich ihr schönstes

Häublein, und Mutter stieg immer wieder aus dem Webstuhl. Vier Johannes waren auf einmal gekommen und predigten Buße vor allem Volk aus dem Dorfe und aus den Kolonien ringsum. Und die neuen Glocken läuteten den ganzen Tag vom Turm, und die Mönche predigten früh und vormittags und nachmittags und abends. Und wer am ersten Tage noch trozig daheim blieb und meinte, er sei längst gut genug und wisse schon alles, dem kribbelte es am zweiten Tag schon in den Sohlen, und am dritten Tag quetschte ihn Stuhl und Schemel und Bank, wohin immer er sich setzen wollte, bis er sich endlich die Sonntaghosen von „obendroben“ holte, um sich's doch einmal anzusehen. Und überall erzählte man sich, was man gehört, und es war immer dies eine: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele!“ Und alle sprachen's nach; und wenn auch kein Schlegler daran gedacht hatte, die ganze Welt zu gewinnen, so fühlte sich doch ein jeder schuldig, als ob er plötzlich in den Spiegel seines Lebens gesehen hätte und als ob er, gerade er es sei, der seine Seele verkauft hätte um den Preis der Welt.

Ich solle hübsch daheim bleiben, sagte die Mutter, das sei nur für die großen Leute. Aber in solchen geistlichen Dingen hebt Gott den Gehorsam auf. Das war mir sonnenklar. Und am zweiten Abend stahl ich mich von daheim fort und

rannte ins Dorf, in die Kirche. Es waren lauter Männer darin, und ich stellte mich mitten unter sie.

„Sagt doch den Jungen hinaus!“ stießen sich einige Männer an, denn es sollte gerade die Standespredigt für Männer sein. Und bald spürte ich auch einen kräftigen Griff am Kragen, und ein Mann sagte mir so leise, daß es wohl in der ganzen Kirche gehört wurde: „Jengla, du gehärscht ne dohar!“

Draußen in der frischen Luft bekam ich wieder Mut, ging durch eine andere Thür wieder in die Kirche und trug meinen Kopf so hoch und frech wie ein Ministrant, drängte ein paar Männer zur Seite, und als sich ihre Beine nicht recht rücken wollten, sagte ich: „Ich muß zur Kanzel, ich muß zum Herrn Missionär, ich muß zum Altar, ich muß zum Pfarrer!“ Und siehe da, es wich auf beiden Seiten wie die Fluten des Roten Meeres, und ich kam bis zur Kanzel, wo noch keine Männer standen. Unter der Kanzelstiege war es dunkel genug, dort blieb ich stehen.

Und schon schellte es an der Sakristeithür klirr und scharf. Ein großer, freundlicher Mann in rauhem Habit und weißem Strick trat hervor, oben lauter Heiterkeit, mitten lauter Würde, unten — ein so stolzer, heiliger Schritt, daß ich ganz gebannt war von dem Wunder der Männlichkeit, das ich da sah. Ich bekam einen sehr angenehmen

Eindruck von Buße, die ich mir bisher mit einem langen, schiefen Gesicht, einem krummen Rücken und zwei unsäglich wankelmütigen Beinen vorgestellt hatte. Ich gewann Vertrauen zur Buße.

Die stolzen Beine, auf denen mein Blick haften blieb, kamen immer näher; ich sah sie schon vor mir. Da bog sich die lange Gestalt, und wieder hatte ich eine Hand am Kragen, diesmal vorn. Und eine schöne Stimme klang über mir: „Du lieber Junge, was willst du denn hier?“

„Ich will Buße tun!“

„Da hör die Predigt. Das wird Buße genug sein für dich!“

Und ich hörte. Die Kanzelstiege, an die ich mich lehnte, summt von den sonoren Klängen dieser Predigt. Es ging mir durch Fleisch und Bein, daß es eine gewaltige Wahrheit gibt. Ich konnte wohl keinen Satz recht erfassen, hörte nur Klänge, aber erschütternde und überzeugende. Es warf mich schier auf die Erde, es hob mich hoch empor. Ich kann mir jetzt denken, daß der Pater von den sieben Haupt- oder Todsünden der Männer sprach. Damals aber war es mir, als schüfe er mich von innen heraus neu, als knetete er in dem Lehm und formte mich. O Gotteswort, du bist eine Macht, die nicht in Konsonanten und Vokalen wirkt. In Wundern wirkst du und in Meereswogen und im Bergetürmen, in wuchernder Frucht-

barkeit, in schaffendem Wucher. Ehe ich dich verstand, war ich in deiner Gewalt.

Hätten die Missionäre taufen dürfen wie Johannes am Jordan, ganz Schlegel wäre ins Jahrewasser gegangen, das durch seine Häuser fließt. Nach solchen flutenden Worten in der Wasserflut unterzutauchen und rein und neu in ein besseres Leben einzugehen, das muß etwas Notwendiges in sich haben. Wie eine Labsal war es, als der Pater nach der Predigt das Aspergil in das Weihwasser tauchte und seine Zuhörer besprengte. Mir selbst fiel ein Tröpflein auf die Nase, und ich leckte mit der Zunge darnach — denn meine Seele brannte.

Das wurde ja auf dem dunklen Heimweg besser, da ein feiner Sprühregen niederging — wohl aus Herrgotts Aspergil.

Am anderen Morgen verkündete der Pfarrer, daß die Missionäre bereit seien, alle frommen Gegenstände zu weihen, welche die Leute geweiht haben wollten. Und die Leute brachten und brachten. Wie in den Albendorfer Wallfahrtsbuden sah es um den Altar aus: ein ganzer Himmel von Kreuzen und „Muttergotsen“ und knienden Engeln und Heiligenbildern und Weihwasserkesseln und Rosenkränzen und Gebetbüchern. Und als der Raum nicht mehr ausreichte, wehrte der alte Kirchvater: Die Leute sollten nur alles hübsch

in den Händen halten, es würde auch aus der Weihe geweiht.

So stand ich mit den paar Heiligenbildlein, die ich in meinem Besitz hatte, und empfing die Weihe aus der Weihe. Ich besitze sie jetzt noch und, bei Gott, sie strömen noch immer die Weihe jener Tage aus.

„Es geziemt uns, alles zu erfüllen, was recht ist“, hatte Christus gesagt, als er sich von Johannes die „Taufe zur Buße“ erteilen ließ.

Als die Mission vorüber war, ging ich zu meiner Tante im Pfarrhause. Da stand der große, schöne Pater im Hausflur, seinen Koffer in der Hand, fertig zur Abreise. Meine Tante war immer dafür, daß alle nur mögliche Gerechtigkeit erfüllt werde und bat zu dem Pater hinauf — denn meine Tante war schier so klein und niedlich wie meine Großmutter —: „Herr Pater, geben Sie noch dem Jungen Ihren Segen!“ Da leuchtete es droben in den beiden Augen auf: „Ach, dich kenne ich ja! Erst mußt du mir das Segenskreuz auf die Stirn machen, dann kann ich's ja auch tun!“ Und schon erfaßte er mich über den Hüften und hob mich schier bis zum Sturgenwölbe hinauf. Ich sah die Stirn, getraute mich aber nicht, sie zu berühren. Da ließ er mich wieder herab, legte die Hand auf meinen Kopf und sagte: „Benedictione coelesti et terrestri benedicat te omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus!“ Dann kniete er

sich nieder zu mir, erfaßte meine Hand, führte sie in Kreuzform über seine Stirn und sagte wohl — ich weiß es nicht mehr genau —: „Benedictione coelesti benedicat me omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus!“ Denn Ordensleute erbitten für sich nur den himmlischen Segen, für andere aber auch den irdischen Segen.



13. Der heilige Geist

In meiner Jungenzeit war einige Monate lang mein stolzester Besiz ein Duzend bunter Tonkugeln, die ich den anderen Jungen theils „abgekaupelt“, theils im ehrlichen Spiel abgewonnen hatte. Da ich diesen Besiz nicht weiter dem launischen Wechsel des Glücks im Spiel mit anderen aussetzen wollte, spielte ich allein mit ihnen, indem ich sie bald nach ihren Farben, bald nach ihrer Größe, bald nach Zeit und Art ihres Erwerbs, bald nach irgendeinem anderen Prinzip ordnete. Ich sah sie alle auf einmal, wie der Herrgott Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, Seiendes und Nichtseiendes, Mögliches und Unmögliches alles auf einmal sieht. Und doch lagen sie immer nebeneinander, hintereinander, nacheinander. Meine Hand konnte sie alle auf einmal erfassen, aber mein Zeigefinger konnte immer nur eine nach der anderen berühren.

So verhält es sich mit den Tatsachen der vier heiligen Evangelien und auch meines eigenen Evangeliums. Sie sind alle in einer Einheit beschlossen,

und doch kann der Zeigefinger immer nur eine berühren.

„Da Jesus getauft war, stieg er alsbald heraus aus dem Wasser, und siehe, die Himmel öffneten sich ihm, und er sah den Geist Gottes herabfahren wie eine Taube und über sich kommen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel, die sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“

Da haben nun einige Irrlehrer gemeint, Jesus sei bloß ein Mensch gewesen und erst bei der Johannestaufe mit dem Geiste Gottes erfüllt und von Gott als Sohn anerkannt worden. Dabei hatte es sich schon vor jenen achtzehn stillen Jahren im Tempel von Jerusalem gezeigt, daß das Göttliche in ihm war und daß er wohl wußte, er sei der Sohn des Gottes, der im Tempel angebetet wurde. Das, was am Jordan geschah, war bei Jesus immer, aber es zeigte sich dieses Mal den Menschen, die es zu sehen bestimmt waren. Die altchristliche Kunst stellt den Johannes immer mit ausgestrecktem Zeigefinger dar. Er war der Zeigefinger der gotterkennenden Menschheit. Und er hat auch seinen Zuhörern bald erklärt, warum gerade jetzt der Zeigefinger mit dieser Tatsache in Berührung kam.

Er sagte zunächst von Jesus: „Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir war, denn er war eher als ich. Und ich kannte ihn nicht.“

Sonderbar! Er hatte doch schon im Schoß seiner Mutter Elisabeth die Nähe Jesu verspürt, und ich lasse mir auch nicht einreden, daß die beiden Jungen, deren Mütter sich so freundschaftlich besuchten, einander fremd blieben. Die Maler, die überhaupt manchmal mehr und besser sehen als die Theologen, malen sie gern in fröhlichem Kinderspiel, in treuer Jünglingsfreundschaft miteinander. Und es wäre auch nicht rechte Frauenart, wenn Maria und Elisabeth ihren Söhnen nicht wenigstens in reiferen Jahren von den heiligen Offenbarungen zur Zeit der Empfängnis und Geburt gesprochen haben sollten. Aber wie Jesus seine Göttlichkeit in der „Knechtsgestalt“, wie St. Paulus sagt, oder in der Zimmergesellengestalt seines wahren Menschentums trug, so mag auch Johannes in heiliger Prüfung der ihm berichteten Offenbarungen das Gottes- und Menschentum Jesu beobachtet haben, und da sich seine Erkenntnis wachsend entwickelte, wie es Gott für die Menschen bestimmt hat, war er jetzt soweit, daß er wohl wußte, es werde einer kommen, der vor ihm war, daß er aber seinen Verwandten Jesus noch nicht als den erkannte, der nach ihm kommen werde und doch schon vor ihm war. Jetzt auf einmal wußte er es, jetzt auf einmal kannte er den Messias. Darum sagte er:

„Ich kannte ihn nicht, aber auf daß er offenbar werde in Israel, darum kam ich, um zu taufen mit

Wasser. Und ich sah, daß der Geist herabfuhr wie eine Taube vom Himmel und auf ihm blieb. Und ich kannte ihn nicht. Aber der mich sandte zu taufen mit Wasser, der sprach zu mir: „Über welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, der ist's, welcher tauft mit dem Heiligen Geiste.“ Und ich sah es, und ich bezeuge, daß dieser ist Gottes Sohn.“

Des andern Tags stand Johannes abermals da, und zwei seiner Jünger. Der eine hieß auch Johannes. Es ist der Evangelist selber, der es erzählt. Der andere war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Und als der Täufer Jesum wandeln sah, sprach er: „Siehe das Lamm Gottes.“ Und die beiden Jünger hörten ihn das sagen und folgten Jesus nach. Jesus aber wandte sich um und sah sie nachkommen. Da sprach er zu ihnen: „Was suchet ihr?“

Sie antworteten ihm: „Rabbi (das heißt Meister), wo wohnst du?“ Er sprach zu ihnen: „Kommet und sehet!“

Sie kamen und sahen, wo er wohnte und blieben diesen Tag bei ihm. Es war um die zehnte Tagesstunde, also nachmittag um 4 Uhr.

So oft ich dies lese, ist es mir wie nach einem Traume, von dem man denkt: „Das habe ich doch schon irgend einmal erlebt!“ Man sucht und sinnt, aber man kann sich an nichts Bestimmtes erinnern. Da hat man eine Wahrheit erlebt, aber in ganz

anderer Form und Gestalt, als wie man sich im Traume erinnert hat.

Vor sechs Jahren starb in Schlegel die achtzigjährige Franziskanerin Scholastika, die mich schon im Wickelbettlein getragen hat. Wenn ich als Junge zu ihr kam, sagte sie mir oft: „Joseph, dein Namenspatron, der Zimmermann Joseph, war ein gerechter Mann. Sieh zu, daß du auch einer wirst!“ Das war nun mein Ideal: Ich wollte ein gerechter Mann werden, wenn ich eben gerade einmal daran dachte; ich wollte „alle Gerechtigkeit erfüllen“. Darum machte ich, wenn es nicht gerade anders kam, alles mit, was man in der katholischen Kirche als richtig empfindet. Und meinte, das sei eben die Religion. Alle Mittel und Mittelchen, welche die frommen Schwestern zum Heile ihrer Seele anwandten, gebrauchte ich mit derselben Selbstverständlichkeit, wie sich Jesus, der als Gottessohn keiner Taufe bedurft hätte, von Johannes taufen ließ, „damit alle Gerechtigkeit erfüllt werde“.

Ich muß gestehen, daß es auch jetzt noch nicht viel anders ist. Ich tue noch gern alles mit. Aber es ist doch — in anderem Geiste; ich möchte sagen: im Geiste der Geistlichen, wenn das nicht wie geistlicher Hochmut klingen würde, weshalb ich gleich hinzusetzen will, daß es mir durchaus nicht immer gelingt, sondern daß sich die körperliche Gesinnung sehr oft stark vordrängt und alles zu-

schanden macht. Ich möchte es auch nicht in dem Sinne sagen, weil ich jetzt seit neunzehn Jahren dem Amte nach Geistlicher bin. Man kann nämlich geistlich leben, auch wenn man dem Amte nach kein Geistlicher ist. Es ist ein Leben im Heiligen Geiste, ein Leben, in dem alles Menschenkörperliche und alles Menschenggeistige gar nichts ist, wenn es nicht erfüllt ist von dem Lichte und der Kraft des Heiligen Geistes. Die Werke der Gerechtigkeit, so schön sie sind, z. B. der Kirchenbesuch, das Fasten, das Almosen, das Messebestellen und vielleicht auch das Messelesen, sind doch nur äußerlich etwas, innerlich aber gar nichts, wenn sie nicht im Heiligen Geiste geschehen — wenn sich nicht der Himmel auftut und der Geist Gottes darüber herabkommt und bleibt. Mein Gott, könnte ich doch dies richtig schreiben, so daß es ein jeder versteht! Komm, Heiliger Geist, über meine Leser und lasse sie alle erkennen, was geistlich ist! Zeige ihnen, wie das Beten, Fasten, Almosengeben, Geboteerfüllen, Kirchengehen aussieht, wenn es bloß äußerlich recht und gerecht ist; zeige ihnen, wie alles dies, auch das Körperlichste und Äußerlichste, in deinem Lichte, in deiner Liebe, in deiner Kraft himmlischschön und gotteskinderartig wird! Dann werden sie erkennen, ob du auch über sie und auch über mich armen Jungen herabgekommen bist wie dereinst über Jesus.

Der Heilige Geist ist im christlichen Menschen seit der Wiedergeburt im Sakrament der Taufe, wie er in Jesus war seit seiner Empfängnis. Sein von oben Kommen ist nur sein Sichtbar- und Wirkksamwerden.

In meinem Leben offenbarte sich der Heilige Geist nicht in Gestalt einer Taube, sondern in der Gestalt eines jungen Kaplans, den wir „Pater May“ nannten. Das war ein geziemender Name, denn auch der Heilige Geist wird „Pater pauperum“ genannt, was hinwiederum der junge Kaplan auch war: ein ganz herzlich guter Vater der Armen, der Kranken und der Kinder. Ich will nicht sagen, daß er selbst der Heilige Geist war, obwohl er viele Ähnlichkeiten mit ihm hatte. Denn er war wie der Wind, bald da, bald dort. Er schien nur aus Geist zu bestehen, denn sein Körper war schwächlich, er gab nichts auf seinen Körper, und meine Tante sagte, er esse wie ein Sperling. Dabei meinte sie irrtümlich, daß die Sperlinge sehr enthaltsam seien. Und die nächste Pfarrwirtin, die ihn in ihre Hände bekam, erleichterte ihm diese Enthalttsamkeit von Speise und Trank, indem sie ihm auch das Wenige nicht gern gab. Er hatte mich sehr lieb, mit einer so zarten, beglückenden Liebe, wie ich sie nur dem Heiligen Geiste zutrauen möchte. Er war für mich armen Jungen, der nie an Geschenke gewöhnt worden war, ein wirklicher Dator munerum, ein Geber von Ge-

schenken. Immer gab er mir etwas, bald ein Bildlein, bald ein Stücklein Torte, das er sich bei irgendeinem Festessen eingesteckt hatte, bald einen Böhmen, der für mich eine ungeheuer kostbare Münze war — und zuletzt, als er von uns gehen mußte, eine Kaffeetasse mit der Inschrift: „Meinem lieben Kinde“. Das war für mich ungefähr dasselbe, was für Jesus die Stimme vom Himmel war: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Wer etwa denkt, daß ich in diesem Buche das Passende nur so zusammenphantasiere, der glaube doch wenigstens an diese Tasse, die ich noch jetzt unter meinen Kostbarkeiten aufbewahre! In diesem Manne offenbarte sich mir das „Geistliche“, also das echte Leben im Heiligen Geiste. Ja, es kam von ihm aus auf mich herab und blieb bei mir, wenigstens immer auf einige Tage. Und ich war immer wie ganz verwandelt und berauscht. Ich fühlte die Schönheit und Kraft eines anderen Lebens. Als er von uns fortgehen mußte, bat ich ihn, er möchte doch bleiben, und konnte gar nicht verstehen, daß er fortgehen wollte. „Möchten Sie nicht gern da bleiben?“ fragte ich. Da sagte er: „Wir Geistlichen bleiben nicht, wo wir gern bleiben möchten, sondern gehen, wohin wir gerufen werden.“ Das war für mich etwas unerhört Neues: Ein großer Mann folgt wie ein Kind und ist noch fröhlich dabei! Ich glaube, daß ich dann wenigstens ein

paar Stunden meiner Mutter gehorsam war wie ein Geistlicher seiner Kirche.

Als er mich zum ersten Male bei der Hand nahm und ein Stücklein die Schulgasse entlang führte, fragte ich ihn ähnlich wie Johannes und Andreas den Heiland: „Wo wohnen Sie denn, Herr Pater?“

„Komm und sieh!“ antwortete er freundlich.

Als mich meine Tante im Pfarrhof an der Hand des Kaplans sah, machte sie ein so unergründlich freudiges Gesicht, als ob ich wirklich zum Apostel berufen worden wäre.

Damit aber alles erfüllt werde, was geschrieben steht, ließ mich der Pater May einige Wochen später so zu ihm kommen, daß es wirklich wie bei Johannes und Andreas um „die zehnte Tagesstunde“, d. h. nachmittag um 4 Uhr, war. Und ich durfte bei ihm bleiben „diesen Tag“.

Laßt mich schweigen über diese seligen Stunden! Auch Johannes sagt in seinem Evangelium kein Sterbenswörtlein von dem, was er mit Andreas bei Jesus erlebt hatte jenen Tag. Ich will nur erzählen, wie mir dieser junge Kaplan zum ersten Male die Augen geöffnet hat über die allergrößte Sünde dieser Welt, über die alltägliche Lüge, aus welcher alles Unglück der Welt entsteht. Und wie er begonnen hat, die in der menschlichen Natur eingefressene Unwahrhaftigkeit in mir auszurotten, nicht mit augenblicklichem Erfolg, denn noch lange

hielt ich es für den größten Triumph des männlichen Geistes, richtig lügen zu können, aber doch so nach und nach.

Wir sahen uns ein Buch mit vielen Bildern an. Der Pater erklärte mir alle, aber „im Heiligen Geiste“, denn auch das weltlichste Bild kann so erklärt werden. Da trafen wir auf das Bild einer Nachtigall.

„Hast du schon eine Nachtigall singen hören?“ fragte er.

„O ja,“ antwortete ich nach einigem Überlegen. Denn für einen Schlegler Jungen wäre es doch eine Schande gewesen, so einen Vogel nicht singen gehört zu haben. Und, dachte ich, von den vielen Vögeln, die ich singen gehört habe, wird wohl einer eine Nachtigall gewesen sein.

Der Pater tat, als ob ich ihm die allerselbstverständlichste Antwort gegeben hätte und fragte wie bloß zur Orientierung:

„Wo hast du denn eine singen hören?“

„In Schneiderbauers Busche“, antwortete ich, doch ein wenig berührt von diesem dummen Frage-recht der Wahrheit.

„Das wird wohl keine Nachtigall gewesen sein, denn in der ganzen Grafschaft Glaz gibt es keine Nachtigall.“

Wenn ich später einmal keck darauflos log, oder wenn ich jetzt einmal in Versuchung komme, mich in einer Sache herauszureden, kommt mir's immer

wieder ein: „Das wird wohl keine Nachtigall gewesen sein!“

So kommt der Heilige Geist, so wirkt der Heilige Geist, so kämpft er gegen den Geist der Welt.

Als ich sechs Jahre später das hl. Sakrament der Firmung empfang, geschah in meinem sakramentalen Leben das, was im Leben Jesu nach der Johannestaufe am Jordan geschehen war. Und es wiederholte sich bei der Priesterweihe. Auch jenes Ereignis am Jordan nennt man eine Weihe, die „Messiasweihe Jesu“. Aber ich bleibe dabei, daß sich mir das Geistliche zum ersten Male in der Gestalt des Pater Noster geoffenbart hat, und wenn ich die Kaffeetasse anschau mit der Inschrift: „Meinem lieben Kinde“, dann sehe ich den Himmel offen und höre die Stimme: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

14. Versuchungen und Berufungen

Wieder geht der Zeiger an der Uhr des Evangeliums ein Stück meines Lebens rückwärts, während er im Leben Jesu vorwärts geht. Es war noch lange vor meiner Schulzeit und vor meiner Bekanntschaft mit dem „Pater May“.

„Was willst du denn, Junge?“

Meine Großmutter frug so, nachdem ich ihr Holz aus dem Schuppen geholt, die Decken auf der Stubendiele gerade gelegt, die Brille gepußt, ein Federchen vom Rock entfernt und tausend andere kleine Dienste getan hatte, an denen sie immer erkannte, daß ich irgendein theologisches Anliegen an sie hatte.

„Ich möchte gern wissen, was das ist: Führe uns nicht in Versuchung. Ist das, wenn mich der Vater einmal Sonntags zu einem Besuch bei Pate Lene auf den Leppelt mitnimmt? Da möchte ich nämlich nicht mehr so beten, denn eine solche Versuchung ist doch sehr hübsch.“

Da nahm Großmutter ein Buch aus dem

Schrank, setzte sich die Brille richtig mitten auf die kleine Nase, die so zierlich war, daß die Mitte gar nicht weit vom Ende abstand, und las:

„Jesus wird versucht vom Teufel. — Jesus aber voll des Heiligen Geistes ging vom Jordan zurück und ward vom Geist in die Wüste geführt, vierzig Tage lang. Und er ward vom Teufel versucht. Und er aß nichts in diesen Tagen. Und als sie vollendet waren, hungerte ihn.“

„Ach,“ unterbrach ich die Lesung, „eine Versuchung vom Teufel ist also, wenn man nicht ißt und dann hungert. Darum steht auch im Vater- unser: Unser tägliches Brot gib uns heute!“

„Du verstehst einen alten Quark,“ tadelte die Großmutter, besann sich aber und sagte dann: „Freilich, wenn du nicht ißt, wenn es die Mutter will. Da wird ein Junge blutarm, bekommt schwermütige Gedanken, und der böse Feind kann ihn dann leicht versuchen und zur Sünde herum- kriegen. Paß auf!“

„Es sprach aber der Teufel zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden.“

„Ach ja!“ rief ich staunend dazwischen, denn das dachte ich mir großartig: aus Steinen Brote zu machen. Großmutter schüttelte wehrend das Häublein:

„Und Jesus antwortete ihm: Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein,

sondern von allem, was aus dem Munde Gottes kommt. — Damit meinte er das Gebet, die Predigt, das Nachdenken über die Heilige Schrift und das Befolgen der Gebote Gottes.

„Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt — die Königreiche, die Fürstentümer, die Herzogtümer und vielleicht auch unsere Grafschaft — in einem einzigen Augenblicke — wie man bei einem Blick in der Nacht plötzlich die ganze Gegend sieht — und sprach zu ihm: Diese ganze Macht und Herrlichkeit will ich dir geben, denn mir ist sie übertragen, und wem ich will, gebe ich sie. Wofern du mich anbetest, soll das alles dein sein.“

„Großmutter, ich möchte ja bloß die Waldburger Fabrik mit den Maschinen — oder auch noch dazu vom Schneiderbauer die Pferde und die Felder und den ganzen Busch — oder aber noch lieber den Pfarrhof und den Garten.“

„Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“

Da blieb also höchstens der Pfarrhof übrig. Aber es soll in der Grafschaft einen Pfarrer geben, der oft auf den Kirchturm klettert und dort sein Abendessen isst. Das wäre auch schön. Doch ich wollte die Großmutter nicht wieder unterbrechen.

„Und der Teufel führte Jesus nach Jerusalem

und brachte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich von hier hinab."

"Och verflucht!" entfuhr mir's plötzlich.

"Denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, daß sie dich behüten, und sie werden dich auf den Händen tragen, damit du deinen Fuß nicht etwa an einen Stein stohest."

Das wußte ich schon, daß man seinem Schutzengel nicht zuviel zutrauen dürfe. Ich hatte auch einen, aber wie oft hatte ich mir meine große Zehe blutig gestoßen!

"Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesagt: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen."

"Das war recht!" rief ich aus, denn ich hatte damals noch nicht die homiletische Regel gelernt, daß man so etwas nicht sagen dürfe, da Jesus selbstverständlich immer recht hatte.

Großmutter setzte sich die Brille ein Stücklein weiter auf die Nasenspitze zu und sah mich forschend an und sagte: „Eine Versuchung ist es, wenn dich einmal nach mehr verlangt, als was dir der Herrgott alltäglich gibt und schickt. Denn er ist dein Vater und weiß am besten, was du jeden Tag brauchst."

Jetzt dreht sich der Zeiger des Evangeliums geschwind um die ganze Halbrunde meines Lebens und zeigt mir überall die Versuchungen.

Da hatte der Schlegler Postvorsteher einmal seine Kanzlei ausgeräumt, alle unnötigen und verschriebenen Papiere in einen großen Korb getan — denn es war damals die wunderbare Papiervermehrung — und den Korb auf dem Abfallhaufen an der Straße ausgeschüttet. Das ging damals noch in Schlegel. Ich kam aus der Schule mit meinem von jeher unbändigen Verlangen nach möglichst vielem weißen Papier, auf das man schreiben und malen kann. Gleich steckte ich meinen ganzen Schulzecker voll. Herden Bernhard, der mit mir ging, sah verächtlich zu: „Wozu brauchst du den Mist?“ Ich hätte am liebsten noch viel mehr gehabt, steckte mir noch einiges in die Rocktaschen und war zufrieden mit dem, was mir der Herrgott für diesen Tag geschickt und gegeben hatte.

Ein anderes Mal ging ich mit meiner Schwester Hedwig auf der Straße in der Gegend des Krähenhübels. Da leuchtete und glitzerte und blühte es vom Straßenrande her. Schnell hinunter! Was war das für eine Herrlichkeit! Spiegeln, Kämmchen, Zierknöpfe und Kartons, Bändchen, Zwirnrollen: Da muß ein betrunkenener Handelsmann in der Nacht geschlafen und seinen ganzen Korb verschüttet haben! Wir rafften, was wir raffen konnten und ließen nur liegen, was ganz zerdrückt war. So kamen wir heim.

Was man findet, gilt in der Grafschaft Glag als wohlervorbenes Eigentum, wenn es nicht zu

groß ist und wenn es nicht herauskommt. Wir waren darum sehr erstaunt, als die Mutter uns gleich wieder zurück sagte: Wir sollten alles wieder an Ort und Stelle tragen, denn der Handelsmann würde es suchen.

Ich trostete: „Dann nehmen's andere Kinder!“, ließ mich aber doch durch das bessere Beispiel meiner Schwester ziehen, allerdings mit dem geheimen Voratz, das eine Taschenspiegeln doch zu behalten. Drüben auf der Straße kam auch schon der immer noch sehr müde Handelsmann und guckte sich um, wo er etwa geschlafen haben könnte. Wir fragten ihn, ob er etwas verloren habe. Ja, es sei ihm etwas aus dem Korb gefallen. Da gaben wir ihm alles, ich sogar, weiß Gott warum, auch den sehr, sehr schönen Taschenspiegel.

Es wurde aber ein sehr, sehr schöner Tag. Ich ging nach dem Mittagessen mit meiner Schwester in die Beeren und fand in einer Schonung die allerrötesten und aller süßesten Erdbeeren, die wir essen durften, während wir die Blaubeeren sammeln mußten. Auch erzählten wir uns die aller schönsten Märchen, und es war im Walde wie im Himmel, besonders als wir auf das lichtblaue, mit Sternen besäte Kleid der Muttergottes kamen.

In Alsbendorf steht hinter den „Drei Versuchungen“ eine Kapelle. Da sitzt Jesus unter schattigen Bäumen und ruht sich aus. Einige

Engel singen hinter ihm ein Lied. Andere bringen Zeller und Körbchen mit lauter süßen Früchten und auch Erdbeeren. So denke ich es mir jetzt wenigstens; denn ich kann nicht gleich hinübergehen, um noch einmal nachzusehen. Unter dem Bilde aber steht geschrieben: „Matth. 4, 11. Da verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel kamen herbei und dienten Jesu.“ Damit hat jedoch die Geschichte der Versuchungen in meinem Leben und, wie der Evangelist Lukas andeutet, auch im Leben Jesu leider noch kein Ende. Aber es war immer so ähnlich. Deshalb übergeht Lukas alle anderen Versuchungen. Ich aber muß noch einiges erwähnen.

Wenn ein Maler die Versuchung irgendeines Heiligen darstellen will, z. B. die des hl. Antonius oder die des hl. Thomas von Aquin, so wählt er nach dem Wortlaut der Legende gewöhnlich ein schönes Mädchen oder eine üppige Frau. Ja, es ist soweit gekommen, daß man, wenn von Versuchungen die Rede ist, überhaupt nur an Versuchungen gegen die Keuschheit und Jungfräulichkeit denkt und die anderen Versuchungen so gut wie gar nicht beachtet oder für harmlos hält. Wenn da der Teufel dahinter steckt, so muß man sagen, daß es ein Meisterstück der Schlaueit ist: Er stellt auf alle Menschenwege groß und sichtbar das Fanggitter lockender Unkeuschheit auf, daneben aber legt er die Leimruten und Fußangeln aller

anderen Sünden. Nun macht er an das Fanggitter der lockenden Unkeuschheit ein großes, frommes Schild und malt darauf die Worte: „Hier ist der Weg zur Hölle.“ Es gehen ja doch noch genügend Menschen hinein. Die anderen aber sehen bebend auf das große Schild und treten beiseite. Und da sie immer nur von der einen Versuchung gehört haben, tappen sie jetzt achtlos auf die Leimruten und in die Fußangeln nebenan, fühlen sich sogar sehr wohl darin und sehen mit großem, geistigem Hochmut und verächtlichem Behagen auf die Unglücklichen, welche sich in jenem Fallgitter gleich zu Paaren fangen. Und die Frommen und Gottbehüteten, die sich von ihrem Schutzengel und anderen glücklichen Umständen auf dem schmalen Pfade, der zum Himmel führt, festhalten lassen, schelten auch auf die im Fanggitter; vor den anderen auf den Leimruten und in den Fußangeln aber ziehen sie den Hut und machen sie ihre Verneigung; denn es sind doch nun einmal ehrenwerte und anständige Menschen aus der besten Gesellschaft, auch wenn sie noch ein wenig zurückbleiben auf dem Wege zum Himmel.

In den Versuchungen Jesu, wenigstens soweit uns die Evangelien davon berichten, spielt die auf allen Menschenwegen lockende Unkeuschheit gar keine Rolle. Es ist, als ob es dem Teufel darauf gar nicht angekommen wäre. Es kam ihm auf eine viel größere Sünde an: Jesus sollte entweder

das Vertrauen auf den Vater brechen und der eigenen Wunderkraft vertrauen, oder er sollte die dem Vater allein gebührende Anbetung und treue Dienstleistung gegen eine Fürstenkrone und viele Weltherrlichkeit vertauschen, oder er sollte durch ein anmaßendes Wagnis das von Gott gewollte demüthige Vertrauen auf die Vorsehung Gottes verlegen. Der Teufel wollte Jesus um seinen Glauben bringen, daß er immer in dem sein müsse, was seines Vaters ist, zufrieden mit dem, was der Vater für jeden Tag schickt und gibt.

Großmutter hatte schon recht!

Für solche Versuchungen ist es eine besonders günstige Fangzeit, wenn es sich um die Berufswahl eines Menschen handelt. Da muß der Mensch, wenigstens wie er denkt, über den einen Tag hinweg in die ganze Zukunft schauen. Da macht er sich Pläne und Sorgen, prüft seine Kräfte und Talente, fragt sich: Wie werde ich glücklich, wie gelange ich zur Ehre und Wohlhabenheit?, kauft sich sogar Bücher darüber.

In einer Erzählung von Sienkiewicz berät sich eine adelige Dame mit einem Pfarrer über die Berufswahl ihres Sohnes und spricht: „Mein Sohn soll doch glücklich werden!“ Der Pfarrer aber antwortet: „Wer sagt denn das? Wir sind nicht auf Erden, um glücklich zu werden, sondern um Gott zu erkennen, ihm zu dienen, ihn zu lieben und dadurch zur ewigen Seligkeit zu gelangen!“

Das ist in anderen Worten die Antwort Jesu auf die drei Versuchungen des Teufels. Du kannst und sollst überhaupt keinen Beruf wählen, sonst wäre es kein Beruf. Es muß dich rufen. Das ist der Beruf. Es muß dich rufen Gott in den Notwendigkeiten des täglichen Lebens, in den gottgewollten Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft, in der Liebe zu leiblich und geistig Armen, in dem Priestermangel der Kirche, im Drange deines gläubigen Herzens, in der Kraft deines starken Armes, in der Geschicklichkeit deiner Hand, in der feinen Stimme deiner Seele. Gott ruft dich in dem, was du angefangen hast und was er mit dir vollenden will. Deshalb sollst du dich nicht auf Pläne und Wagnisse einlassen, sondern jeden Tag tun, was Gott dir schickt und gibt; dann bist du auf einmal in deinem Berufe, dann bist du in dem, was deines Vaters ist.

So bin ich zu meinem Berufe gekommen, und es schadet gar nichts an der Sache, wenn du auch achselzuckend zu mir sprichst: „Du kannst als Professor freilich zufrieden sein!“

Das eben kann der Teufel gar nicht leiden. Er benützt die Zeit, in der es einem ein wenig schlecht geht oder in der man ein wenig hungern muß, um seine Versuchungen anzubringen. Dem Heiland stellte er vor, er könne doch eigentlich bei seinen wunderbaren Kräften, bei seiner königlichen Erscheinung, bei seiner todes sicheren Sorglosigkeit und

seiner Schönheit entweder Magier oder König oder Zirkuskünstler werden. Es liegt viel Knabenhafte Torheit in dieser ganzen Geschichte. Diese dummen Versuchungen erreichten eben nur das Ohr und das Auge Jesu. Sein Herz blieb unberührt davon. Aber wer weiß, wie es geworden wäre, wenn dir oder mir so etwas Ähnliches passiert wäre. Auf den Zirkusspieler wäre ich ja bei meiner schlechten Note im Turnen nicht hereingefallen. Auch auf den König nicht, denn das Großtun liegt mir nicht. Aber auf den Magier, denn ich hatte mir schon bei Hirschfeld in Neurode für 10 Pfennige ein Buch über die Zauberkunst gekauft und auch monatelang probiert, ob ich nicht aus einem Stücklein Blei einen Böhmen machen könnte.

Mit dem Zauberbuche von Hirschfeld war es nichts Rechtes. Auch nicht mit den Monatsblättern, aus denen man jedem Weissagen kann, was er für eine Gemütsart habe, was er für eine Frau bekommen werde und welche Todesart, gewöhnlich Ertrinken oder ein hohes Alter, ihm bevorstehe.

Aber ich blieb dennoch wieder, wenn ich nach Walds zu meinem Vater in die Fabrik ging, stundenlang an dem Schaufenster von Hirschfeld stehen, als ob ich alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit dort sehen könnte. Es war nämlich dort ein „Reiseführer durch Oberbayern mit einem Stadtplane von München“ ausgestellt.

München war mein Traum seit meinem neunten Lebensjahre, seitdem nämlich mein Bruder dort lebte als Kunsttischler und Schüler der Kunstgewerbeschule. Ach, er war schon reich geworden, denn er hatte sich schon einen Überzieher kaufen können, der ihn so schön kleidete, daß mein Vater die Photographie stundenlang mit dem Vergrößerungsglase anschauen mußte und alle Vergrößerungsgläser der Umgegend zusammenborgte, um immer wieder die Photographie mit dem hübschen, flotten Jünglingsgesicht und dem schönen Überzieher anzusehen. Überzieher trugen damals bei uns nur die ganz Reichen und die ganz Reifen und Befährten.

München war der Inbegriff aller Herrlichkeit und Schönheit und Fröhlichkeit der Welt. Da ich ein wenig besser zeichnen konnte als die allernächstesten von meinen Mitschülern, so neigte ich sehr zu dem Beruf eines Künstlers, sei es zur Malerei, sei es zur Bildhauerei. Mein Bruder machte mir brieflich Mut. Vorbei waren alle meine frommen Gedanken unterwegs. Vorbei meine Gespräche mit den Blumen und Gräsern. Ich dachte nur noch, wie ich sie am besten zeichnen oder malen könnte, dachte nur an das romantische Dachstübchen in München, wo ich wohnen würde.

Und diese ganze, herrliche Stadt mit allen ihren Straßen, auch mit der Schillerstraße, wo mein Bruder wohnte und welche wohl zu den schönsten

Straßen Münchens gehören mußte, stand nun in dem Schaufenster von Hitschfeld — in dem „Reiseführer durch Oberbayern“.

Aber der Reiseführer kostete zwei Mark. Die hatte ich nicht. Und so ging mit Gottes Hilfe auch diese Versuchung an mir vorüber. Mit Gottes Hilfe; das soll kein Spott sein. Denn die Armut ist die allervorzüglichste Gotteshilfe zur Bewahrung vor allerhand Dummheiten, falschen Wegen, Sünden. Sie hilft dem Menschen — auch gegen Wunsch und Willen —, in dem zu bleiben, was des Vaters ist.

Auch der geistliche Stand ist oft eine schwere Versuchung. Man sieht den Pfarrer und den Kaplan in schönen, schwarzen Röcken oder in der ganzen Pracht der Kirchenkleidung. Man sieht sie friedsam im Pfarrgarten oder wie sie an der weiten Widmut hinaus die straßenabgelegenen Feldwege und Raine wandeln, das Brevier oder den Hut in der Hand, von spielenden Hündlein begleitet. Man sieht die Köchin mit duftendem Kaffee und seidenpapierdünnen Butterschnitten die Treppe hinaufgehen „zu den Herren“. Man möchte es auch so haben, man fühlt sich berufen zum Priestertum.

Diese Versuchung trat rein äußerlich an mich heran. Mein Herz wollte davon nichts wissen. Das war mir alles zu wenig natürlich. Die Geistlichen dürfen nicht lügen und nicht fluchen und

überhaupt nicht so richtige Männer sein. Es wehrte sich in mir alles gegen einen solchen Beruf. Nur begriff ich nicht recht, warum ich in der Stube eines Geistlichen, oder an seiner Hand wandelnd, immer so unsäglich glücklich war. Damals hatte sich mir das „Geistliche“ noch nicht in Gestalt des Pater May geoffenbart.

Auch als eine fromme Krankenschwester, die Franziskanerin Natalie, die meinen kranken Vater pflegte, mit aller Beharrlichkeit prophezeite: „Der Junge muß Geistlicher werden, er wird Geistlicher werden“, änderte sich in meiner Gesinnung nichts. Ich wollte damals noch Tischler werden. Aber ich konnte es auch nicht verhindern, daß etwas anderes als meine Gesinnung in mir für die Klosterschwester Partei nahm.

Meine Mutter, die — ich wußte es damals noch nicht — in der Zeit, da sie mich unter dem Herzen trug, bei einem feierlichen Hochamt den betenden Wunsch gehabt hatte, Gott möge ihr nach den vielen Mädeln doch auch wieder einen Jungen schenken, und es wäre doch schön, wenn dieser Junge Geistlicher würde, antwortete der Schwester: „Woher sollten wir denn das viele Geld zum Studieren hernehmen? Es wird uns kaum auf die zwanzig Taler Lehrgeld für den Tischler langen.“

„Ach, Geld gibt's genug in der Welt!“ erwiderte Schwester Natalie mit echt franziskanischem Leichtsinn.

Nun kam jeden Sommer wie eine treue Schwalbe der Pater May ins Dorf geflogen. Er hatte viele von den Schlegler Jungen sehr gern und fing sie bei solcher Gelegenheit ein, so geschickt wie eine Schwalbe die Mücken — oder wie Jesus die Apostel.

Wie die Schwalbe es macht, wißt ihr. Wie Jesus es machte, lest euch selber im Evangelium des hl. Johannes, Kapitel 1, Vers 35—51. Er hatte ja schon mit Johannes und Andreas angefangen. Andreas führte seinen Bruder Simon, der sonst immer mit dem Herzen und mit dem Munde voran war — es ist unser tapferer Apostel Petrus — zu Jesus. Dem Philippus brauchte Jesus nur zu winken, wie der Pater May uns. Philippus wieder lockte den Nathanael. Der lachte und sprach: „Kann denn aus dem lausigen Nazareth etwas Gutes kommen?“ Daran erkannte Jesus gleich, daß es ein guter und tüchtiger Mensch war. Er hatte es ja längst gewußt. Und als er ihn so fröhlich daherkommen sah, seine heilige Bosheit noch auf den lachendfragenden Lippen, sprach Jesus: „Siehe, ein wahrer Israelit, in welchem kein Falsch ist!“

„Woher kennst du mich?“

„Ehe denn Philippus dich rief, da du warst unter dem Feigenbaum, da sah ich dich!“

„Rabbi,“ rief nun Nathanael, und aller lustige

Spott wich von seinen Lippen, „du bist Gottes Sohn! Du bist der König Israels!“

Da war Jesus froh und sprach zu ihm: „Du glaubst, weil ich dir gesagt habe: Ich sah dich unter dem Feigenbaum. Du wirst Größeres sehen als dies. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes auf und ab steigen über dem Menschensohn!“

Man stellt sich wohl meist vor, daß diese jungen Männer fortan dauernd bei Jesus geblieben wären. Aber es war vielmehr so, wie wir Schlegler Jungen beim Pater May blieben. Die Berufung zur dauernden Nachfolge kam erst später.

Der Pater May wurde unterdes Pfarrer in Neu-Gersdorf, in einem der äußersten Winkel der Grafschaft Glaz, hoch oben in den Bergen. Weiter hinten liegt bloß noch die „Hölle“, dann das Bielanddörflein mit seiner wundertätigen Madonna, dann das „Paradies“ — dann hört die Welt eine Zeitlang auf.

„Kommt einmal zu mir!“ sagte der neuernannte Pfarrer zu mir und meinem Vetter, der jetzt Missionspriester in Amerika ist und von jeher mehr ins Weite und Große drängte als ich.

Als wir dann wieder mit schwerem Herzen heimgekehrt waren, schrieb ich dem Pfarrer einen Dankesbrief, auf den die Antwort kam: „Du solltest studieren. Ich will dir helfen. Besprich es ein-

mal mit dem Schlegler Pfarrer und frage deine ehrwürdige Tante im Hedwigs kloster in Breslau, ob du nicht dort wohnen könntest."

Die sonst immer so bedenklichen Eltern taten den schweren Gang zum Pfarrer, der mit seinem Ja das Versprechen verband, nach zwei Jahren jährlich fünfzig Mark für mich zu bezahlen. Ich sollte mich aber vom Pater Hermann, der als Pensionär in Schlegel lebte, den Herbst und Winter über auf die zweite Gymnasialklasse vorbereiten lassen, damit wir ein Jahr ersparten.

Das ging alles so, wie die Uhr läuft, wenn sie aufgezogen ist. Und das ist immer das beste Zeichen dafür, daß es nach dem Willen Gottes geht. Ich lernte mensa, agricola und nauta deklinieren, und der lateinische „Fisch“ und der „Landmann“ und der „Schiffer“ bogen sich nur so vor Lachen, bald richtig, wie es Pater Hermann wollte, öfter aber falsch, wie es Pater Hermann nicht wollte. So kamen wir von dem Fisch und dem Landmann und dem Schiffer nicht los, und je mehr sie sich bogen, desto mehr versteifte sich Pater Hermann auf sie — bis er zusammenbrach und es nicht mehr aushielt. Ich sollte doch vielleicht Missionär werden und an eine Missionsanstalt schreiben, wo es billiger wäre und wo auch nicht soviel verlangt würde. Und wenn ich richtigen Beruf hätte, würde ich ebensolieb Missionspriester wie Weltgeistlicher werden.

Aber nein, sagte ich, Missionspriester werde ich nicht. Und auch meine Mutter meinte: Zu den Heiden lasse sie mich nicht. Scheltet mich und meine Mutter nicht gar zu sehr des mangelnden Opferfinns! Was wollten wir machen, wenn mich Gott nicht zur Heidenmission bestimmt hatte? Auch seinen eigenen Sohn hat er nicht zur Heidenmission bestimmt, und Jesus weigerte sich sein Leben lang ebenso energisch wie ich, das Heimatland zu verlassen, so sehr auch die benachbarten Heiden mit tausend Armen nach ihm langten.

Da schrieb der Pfarrer May, ich solle zu ihm kommen; er habe von Anfang an diesen Wunsch gehabt und sei nur aus Rücksicht auf meinen Ortspfarrer davon zurückgestanden. Und was einmal später würde, ob ich Priester werde oder nicht, das solle ich ruhig Gott überlassen. Was war nun Versuchung, was war Berufung? Berufung war das, was geworden ist.

Ich nahm Abschied von Pater Hermann. Er weinte, ich konnte nicht vor Fröhlichkeit. Er breitete seine Hände aus über meinem Kopf und segnete mich: „Du heißest Joseph, das heißt Vermehrer. Vermehre die Gaben, die in dir sind!“

Ich dachte an meine falsch gebogenen „Zische“, „Landmänner“ und „Schiffer“.

Und als ich schon bei der Thür war, ergriff Pater Hermann noch einmal meine Hand und sprach: „Wenn du in die große Stadt aufs Gymnasium

kommt, werden deiner viele Gefahren und Versuchungen zur Untreue warten. Versprich mir, daß du treu bleibst deinem heiligen Berufe. Versprichst du mir's?"

Ach, ich konnte mir gar keine Möglichkeit denken, wie man einem so schönen Berufe untreu werden könnte. Denn das männliche Lügen und Fluchen lockte mich doch nicht mehr so sehr wie in der Zeit, da mir Schwester Natalie das Priestertum prophezeite. Und daß es ein so unendlich liebliches, rotwangiges und braunhaariges Mädchen auf der Welt gäbe wie die vierzehnjährige Pensionärin Hildegard bei den Hedwigsschwestern, das wußte ich damals noch nicht. Und auf die Niesel Berta und Herzog Maria und Wagner Agnes hatte ich in der Flut des Geistlichen, die damals über mich kam, schon längst vergessen. Ich hatte auch seit jener Annaberger Predigt nicht mehr viel von den Schlegler Mädchen wissen wollen.

Darum versprach ich's.

Vier Monate später saß ich schon in der vierten Klasse des Gymnasiums, hatte also nicht ein, sondern drei Jahre erspart. Den „Zisch“ und den „Landmann“ und den „Schiffer“ sahen wir beim Pfarrer May gar nicht erst mehr an, sondern beschäftigten uns gleich mit der vornehmeren Gesellschaft in der zweiten, dritten, vierten und fünften Deklination. Da bogen sich dann auch die Tische, Landmänner und Schiffer richtig, aus

reinem Anstand. Man muß sich nur nicht versuchen lassen.

Wer sich über den schnellen Fortschritt meiner Studien wundert, der sehe sich die Methode des Pfarrers May an oder lese bei Matthäus 4, 11: „Engel traten herbei und dienten ihm.“

15. Der neue Wein

Ich brauchte eigentlich gar nicht mehr Neugersdorf zu verlassen, um das Evangelium bis zum Ende zu erleben. Denn ich blieb dort vom Advent des Jahres 1892 bis zur Karwoche des nächsten Jahres und durfte an allem teilnehmen, was der Pfarrer tat, dachte, erlebte und erlitt. Jesus lebte in ihm. Jesus lebte auch in den armen, mühseligen und beladenen Leuten im Dorfe, die meistens Waldarbeiter waren oder kleine Sägemühlen betrieben oder Schindeln schnitten. Ich lernte fast alle ihre Schicksale kennen. Denn in seinem unsäglichen Erbarmen mit dem Elend, in seiner hellen Liebe zur Unschuld der Jungen und zur Treue der Alten, in seinem brennenden Zorn über die unheimliche Macht des Bösen suchte der Pfarrer Ruhe, Kraft und Erquickung bei mir, dem Kinde. Das war wohl die beste Vorbereitung auf mein späteres priesterliches Amt, die ich je genossen. Ja die einzige eigentliche. Denn was ist alles Latein, Griechisch, Französisch, alle Dogmatik, Moral und

kirchliche Jurisprudenz dort, wo nur die Liebe und der Zorn heilen kann!

Auch an der Lehrtätigkeit des Pfarrers durfte ich in einer Weise teilnehmen, wie es wohl selten einem Kinde vergönnt ist. Denn auf unseren weiten Wegen abends in der Dämmerung, wenn die Rosel, seine Schwester, noch mit dem Lichte sparen wollte, sprach er mit mir von allem, was er in der Schule und auf der Kanzel sagen wollte. Und ich durfte fragen, zweifeln, bewundern, bestreiten, Vorschläge machen — er überlegte alles und verachtete kein Wort. Und da er sich nicht mit der gewöhnlichen Auswahl der Bibeltexte begnügte, führte er mich oft in die geheimsten Winkel der Heiligen Schrift, und da forschten wir nach unbekannten Schätzen.

Eigentlichen gesellschaftlichen Verkehr mit den Leuten aus dem Dorfe pflegte der Pfarrer nicht, und ich wunderte mich oft im stillen, warum er nicht manchmal in die Gast- und Speisewirtschaft ging, wo die Männer oft zusammenkamen. Ich wäre gern mitgegangen, denn ich hörte den Männern ums Leben gern zu, wenn sie erzählten und logen und schier Unübertreffliches zu wissen und leisten zu können oder geleistet zu haben behaupteten. Weiß Gott, woher ich das hatte, denn mein Vater ging nie ins Wirtshaus.

Aber sehr oft traten wir auf unseren Abendgängen, oder wenn wir von dem Filialkirchlein in Bielendorf kamen, in irgendeines der weit-

zerstreuten Häuslein, und die Leute freuten sich, wenn wir kamen.

Es war auch einmal eine Hochzeit in Bielendorf, das eigentlich das Kapharnaum des Pfarrers, das heißt sein „Trostdorf“, war. „Auch die Mutter Jesu war dabei.“ In goldenem Kleide, mit Blumen reich umschmückt, stand sie an der Altarwand des Kirchleins, in dem die Trauung war. Jesus selbst thronte in seinem Zelt auf dem Altare. Daneben standen Petrus und Paulus, welcher letzterer bei der Hochzeit von Kana noch nicht von der Gnade Gottes geladen war.

Der Pfarrer las den Hochzeitsleuten einige kräftige und beherzigenswerte Stellen aus der Heiligen Schrift vor und deutete sie aus. Er begann:

„Am dritten Tag, als Jesus seine ersten Jünger gefunden hatte, war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa. Und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Als aber der Wein zu Ende ging, sprach die Mutter Jesu zu ihm: ‚Sie haben keinen Wein mehr.‘ Jesus sprach zu ihr: ‚Was ist mir und dir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.‘ Da gebot seine Mutter den Dienern: ‚Was er euch sagen wird, das thut.‘ Es waren aber sechs steinerne Wasserkrüge aufgestellt nach dem Waschungsgeßetz der Juden, und es gingen in jeden etwa hundert Liter. Jesus sprach zu den Dienern: ‚Füllet die Krüge mit Wasser!‘ Und sie füllten

sie bis obenan. Und Jesus sprach: „Schöpfet nun und bringet's dem Speisemeister.“ Und sie brachten es. Als er aber kostete — er wußte nicht, woher es war, die Diener aber wußten es, denn sie hatten das Wasser geschöpft —, da rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: „Jedermann gibt zuerst den guten Wein, und wenn sie satt getrunken, dann den geringeren. Du aber hast den guten Wein bis zuletzt aufbewahrt.“ Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.“

Ich hatte mich hinter die Brautmutter gesetzt und sah, wie sie jetzt den Brautvater anstieß und ihm zuflüsterte: „Du, Aaler, här' amol, wir missa dan Pfarr' on dan fremda Jonga zom Kaffee eiloda!“ Der Alte nickte.

Der Pfarrer ging gar nicht weiter auf die Hochzeit von Kana ein. Er sah wohl, daß der Evangelist diese Geschichte gar nicht der Hochzeit wegen geschrieben hatte, sondern um zu zeigen, wie die Mutter Jesu auf „die Stunde“ wartete, wie sie wußte, daß „die Stunde“ doch gekommen sei, während Jesus selbst jetzt noch nichts anderes wollte als das alltägliche „in dem sein Müssen, was des Vaters ist“, während er schier böse auf die Mutter war, daß sie auch nur eine Sekunde zu zeitig das Außerordentliche wollte — und wie dann die Stunde doch sogleich gekommen war und

wie ihr geliebter Rabbi gleich haufenweise Wasser in Wein verwandelte —, was sollten die paar Menschen mit sechshundert Liter Wein anfangen? — und wie Jesus so wunderherrlich da stand vor allen Hochzeitsgästen.

Deshalb ließ der Pfarrer das Evangelium fahren und predigte über einige Worte des heiligen Paulus. „Ihr Weiber, gehorchet euren Männern“, habe der heilige Paulus geschrieben. Aber wenn das Weib gut christlich sei, in diesem Falle möchte er lieber sagen: „Ihr Männer, tut nur immer, was eure Frauen gut finden!“ Das seien nun einmal die glücklichsten Ehen, in denen ein christliches Weib das Regiment führt. Und es würde in ganz Vielendorf, besonders in ganz Neu-Gersdorf, alles besser stehen, wenn die Männer mehr auf ihre Frauen hörten.

Der Brautvater nickte wieder mit dem Kopfe.

Nach der Trauung kam die Brautmutter in die Sakristei und sagte zum Pfarrer: Er habe eine so schöne Predigt über die Hochzeit zu Kana gehalten. Er solle doch zum Brautkaffee kommen. „Dos Jengla kenna Se ju mitbrenge“, sagte sie mit einem gütigen Blick auf mich zu.

Was in Palästina der Wein, das ist in der Grafschaft bei ganz armen Hochzeitsleuten der Kaffee. Der geht nie aus. Darum hätte auf dieser Hochzeit selbst Jesus keine Gelegenheit zu einem Wunder gehabt. Der Pfarrer theilte da-

für in seiner wunderbar gütigen und einfachen Weise sein freundliches Wesen nach allen Seiten aus. Und ich glaubte noch viel stärker als je zuvor, daß er ein echter Nachfolger Jesu sei.

Auf dem Heimwege fragte ich ihn: „Warum haben Sie nicht geheiratet?“

Das war eine sehr unpassende Frage, aber sie interessiert nun einmal jeden Grasschafter, sobald er in die Jahre der Unterscheidung gekommen ist.

Der Pfarrer antwortete: „Ich mußte wohl das thun, wozu mich der himmlische Vater bestimmt hat. Aber ich wollte dem Heiland das Wasser in Wein verwandeln helfen.“

„Soll ich auch Priester werden? Es ist doch so großer Priestermangel!“

„Du sollst gar nichts! Aber du wirst wohl. Du kannst Wasser in Wein verwandeln.“

Wenn jemand sagt, ich könne etwas, dann bin ich immer ganz stolz. Dann habe ich den Herrgott vieltausendmal lieber als sonst. Aber es darf nicht so allegorisch sein wie das vom Wasser und Wein.

Der Pfarrer blieb indes hartnäckig bei seiner Allegorie und sagte ungefähr so: „Wir haben Priestermangel. Aber die Welt hat uns Priester schon satt. Die Gäste haben genug getrunken von dem alten Wein. Sie trinken noch davon, solange er ihnen vorgesetzt wird, aber ihre Sehnsucht nach ihm ist gar nicht mehr groß. Manche trinken schon lieber Wasser statt jenes Weines. Wenn

Jesus nicht kommt und das Wasser in Wein verwandelt, dann wird es bald keine rechte Hochzeitsfreude mehr geben."

Wie sollte ich dies verstehen?

Es ist aber auch nicht notwendig, daß man das gleich versteht, was ein Prophet sagt. Der Prophet versteht es selbst nicht völlig. Es ist nun einmal so der Wille Gottes, daß Prophezeiungen stets dunkel bleiben, bis sie erfüllt sind.

Ich habe aber im Laufe der Zeit herausbekommen, daß der Pfarrer am Priesterstande unterschied zwischen dem Standesmäßigen, Amtsmäßigen und dem eigentlich Priesterlichen und Geistlichen. „Dem Römischen Reiche“, so sagte er wohl, „schickte Gott die ‚Befehlenden‘ (Imperatoren) und ‚Erhabenen‘ (Augusti) als ‚höchste Priester‘. Sie sollten mit Schwert und Gewalt die menschliche Ordnung aufrecht erhalten und so den Willen Gottes erfüllen. Sie waren wirkliche Priester Gottes, wie sie die damalige Zeit brauchte. Auch ihre Unterpriester im ganzen Reiche hatten diese Aufgabe. Und sie dachten alle, das sei das Höchste, bis die Römer nichts mehr Höheres kannten als den Staat und den Kaiser. Staat und Kaiser war ihnen Gott. — Dem jüdischen Volke sandte Gott die ‚Hohenpriester‘ und die Schriftgelehrten. Sie sollten das von Moses und seinen Nachfolgern niedergeschriebene Gebot Gottes, das Gesetz, auf Erden durchführen. Aber auch sie verwechselten die Auf-

gab Gott mit Gott selbst und diente dem Geseze, als ob das Gesez schon das Höchste wäre. Um des Gesezes willen quälten sie die Menschen und töteten sie — zuletzt selbst den Heiland —, anstatt sie zu retten und zu trösten und zu erlösen. Das war der Wein, den Gott, der Brautherr, der Menschheit zuerst vorsezte. Da kam die Zeit, da die Gäste genug getrunken hatten. Sie waren übersatt der menschlichen Herrschaft und der priesterlichen Gesezespredigt. Die alte Zeit hatte sich erfüllt; es war nichts mehr mit ihr zu machen. ‚Die Fülle der Zeit war gekommen.‘ Da kam Gott selber auf die Erde in Jesus Christus. Verwandelte er nun den geringeren Wein in guten, so daß wieder echte Gottesfreude am Hochzeitsfeste Gottes mit den Menschen wäre? Verwandelte er die Priester des römischen Staates und die des Judentums in christliche Priester? Nein, er wählte das arme, verachtete, natürliche Wasser und machte daraus den neuen Wein; er war überhaupt gern beim Wasser und wählte sich die Fischer am Wasser zu Aposteln und künftigen Priestern seines neuen geistlichen Reiches.“

„Warum sagen Sie denn, daß sich jetzt die Menschen so satt getrunken haben, daß sie auch die katholischen Priester satt haben? Die Menschen trinken doch schon seit schier neunzehnhundert Jahren von dem neuen Weine Christi.“

„Du mußt die Geschichte nicht quer durchschneiden, sondern längs! Die äußere Geschichte der Menschheit läßt sich quer durchschneiden und so abtheilen. Die innere aber nicht. In der inneren dauert auch heute noch das römische Kaisertum und das jüdische Priestertum fort, auch in mir und dir. Wo wir etwas mit amtlicher Gewalt durchsetzen wollen, stehen wir innerlich noch in der Zeit der römischen Gewalthaber; wo wir nur darauf achten, daß Recht und Gesetz erfüllt werde, da sind wir in der jüdischen Gesetzesreligion, die ja auch von Gott kam. Wo wir aber sind wie Kinder Gottes, die den Vater erkennen und lieben und seine Barmherzigkeit hoch über alle Gewalt und alles Recht stellen, da sind wir in der Zeit Christi; da gibt uns Christus den neuen Wein. Er hat seinen Aposteln ‚alle Gewalt‘ gegeben, auch die Gewalt der römischen Kaiser. Aus dieser Gewalt heraus begründeten die römischen Bischöfe im Mittelalter das große Weltreich der Kirche. Auch wir anderen Priester haben aus dieser Gewalt unseren irdischen Besitz, unseren Pfarrhof, unsere Widmut und all unseren großen weltlichen Einfluß. Aber das macht uns noch nicht zu neuem, gutem Wein. Innerhalb jener ‚aller Gewalt‘ hat Christus seinen Aposteln auch die Gewalt der ‚Hohenpriester‘ Israels gegeben. Aus dieser Gewalt stammt das neue Recht und Gesetz der Kirche, die ganze Zahl der uns anvertrauten Gebote Gottes

und der Kirche, auch unser Dienst im Gotteshause, Gebet, Weihrauch, Opfer — wenn es auch anderes Gebet und anderes Opfer ist —. Aber an dritter Stelle und alles andere überströmend ist in jener „aller Gewalt“ die Gewalt des Sohnes Gottes, des ewigen Hohenpriesters, der sein eigenes Blut hingab zur Vergebung der Sünden, die Gewalt, die Menschen zu Kindern Gottes zu machen, zu schuldlosen, fröhlichen Kindern des Vaters, die Gewalt, das schwankende Schilfrohr nicht mit Macht und Recht zu brechen, sondern mit Kraft und Liebe aufzurichten, alle Schätze des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu öffnen und überreichlich auszuteilen, so daß die Menschen stark und reich und froh werden. Jene Gewalten hat Gott auch den Priestern des Römerreiches und des Judenthums gegeben; diese aber nur den wahren Priestern Christi. Das war der neue, gute Wein; jenes aber der geringere, an dem sich die Menschen schon genug getrunken haben.“

„Sie verurteilen ja die katholischen Priester, als ob sie nur die Gewalt der alten römischen und jüdischen Priester ausübten!“

„Nein, die katholischen Priester tun, was Gott ihnen zu tun heißt. Sie müssen ihren irdischen Besitz verwalten und verteidigen; sie müssen streng darauf sehen, daß das Gesetz erfüllt wird; sie müssen den Dienst in der Kirche versehen, wie es ihnen vorgeschrieben ist. Sie tun alles nach

dem Maße der Erkenntnis, die Gott ihnen verleiht. Und doch wird eine Zeit kommen, und sie war schon immer da, in der die Menschen zu Gott, dem Brautherrn, sagen werden: „Du aber hast den guten Wein bis zuletzt aufbewahrt.“ Wenn du Priester wirst, sollst du ein Priester der neuen Zeit werden. Siehe, sie kommt. Gott nimmt den Priestern schon mehr und mehr die Gewalt des irdischen Besitzes und des äußeren Einflusses. Er läßt die Kirchen immer leerer werden, so daß die Priester wieder von Haus zu Haus gehen müssen, um die Menschen aufzusuchen wie verlorene Schafe, um sie zu stärken wie schwankendes Schilfrohr. Er nimmt den Priestern alle äußeren Mittel, damit die dritte Gewalt immer offener werde. Wir klagen darüber, wir suchen jene anderen Gewalten aufrecht zu erhalten. Aber der Wille Gottes geht weiter.“

Abermals: Wie sollte ich dies verstehen!

Ich war traurig geworden. Eine schöne Pfarrwidmet wäre mir ja doch recht gewesen anstelle der Waldischer Fabrik mit ihren Maschinen, anstelle auch des Schneiderbauerhofes und des Busches, auf die ich unter dem Einfluß des vielen Geistlichen, das auf mich strömte, ziemlich ebenso freiwillig Verzicht geleistet hatte wie auf meine drei Schlegler Bräute. Vergessen hatte ich sie. Und nun noch dies!

„Sie hätten sich den Richter Alfons zum Stu-

dieren hernehmen sollen“, sagte ich im Gefühl der Unwürdigkeit und des Unberufenseins, „der denkt, wenn er Geistlicher wird, braucht er nicht einmal . . .“ — jetzt schämte ich mich doch, etwas so ganz Menschliches zu sagen, obgleich es wirklich wahr gewesen ist und wir wirklich diese geistliche Standesfrage einmal besprochen hatten, wobei ich der Meinung gewesen war: Die Geistlichen bleiben richtige Männer; nur fluchen und lügen dürfen sie nicht. „Und auch nicht heiraten“, hatte Richter Alfons gesagt; und er hatte auch wirklich noch keine Braut.

Das mußte ich nun wegen der aufsteigenden Scham alles hinunterschlucken und fuhr zum Ersatz dafür fort: „. . . oder den Bäcker Frik aus Ihrem Dorfe. Der Alfons und der Frik haben jetzt schon einen Altar und einen kleinen Kelch und eine Monstranz, ein Weihrauchfaß, der Alfons sogar Messgewänder. Und sie können schier die ganze hl. Messe richtig lesen, und der Alfons ist dabei viel andächtiger als der Pfarrer. Aber ich kann das nicht ausstehen. Oder den Buhl Franz, der soll schon so ergreifend predigen können. Ich werde nie so predigen können. Und etwas anderes studieren als auf Geistlicher, dazu habe ich keine Lust. Da möchte ich lieber Maler oder Bildhauer werden.“ „Hm,“ zog der Pfarrer seine Unterlippe vor, „die kleinen Heidenjungen und die Juden-

jungen, die mit einem der vordhriftlichen Priester bekannt waren, haben sicher auch so gespielt. Das ist lauter Lust an Außerlichkeiten. Diese Jungen sind Priesteräfflein. Du bist wie hier das lustige Bielenwasser. Man kann es trinken, man kann sich die Füße darin waschen oder die Hände kühlen, man kann Sägemühlen damit treiben oder die Rüben gießen, man kann es auch allein weiter laufen lassen. Aber wenn der Heiland will, kann er sechs Krüge daraus schöpfen lassen. Und die davon kosten, werden sagen: Es ist ein guter Wein."

Hei, wie das jetzt blizte im Wasser! Da spiegelte sich die Sonne darin, so daß einem schier das Sehen verging.

Wenn das eine Prophezeiung war, so ist sie bis jetzt noch nicht recht in Erfüllung gegangen.

16. Ein kräftiger Anfang

Der Heiland hat sehr langsam und bedächtig angefangen. Es galt für ihn durchaus nicht, daß keine Zeit zu verlieren sei. Er hatte sogar manchmal Zeit, müde zu sein, wodurch er sich wesentlich von großen Männern unserer Zeit unterschied. Nach der „Messiasweihe“ war er vierzig Tage in die Wüste gegangen und führte dort, wie der Evangelist Markus erzählt, ein Leben mit den Tieren. Ich möchte davon weiter nicht viel sagen, wenn ich mir auch viel dabei denke und vorstelle. Wir wissen, wie der arme Franz von Assisi, in dem sich das Leben Jesu deutlicher widerspiegelte als in jedem anderen Menschen, gut Freund mit den Tieren war, wie er mit ihnen spielte, wie er ihnen predigte, wie er einer Spinne das Netz flichte und das für viel wichtiger hielt, als daß er zu dem großen Papst Innozenz hinging, der dringlich und immer dringlicher nach ihm rufen ließ. Und wenn der Heiland nach seinem Tode in die Vorhölle hinabstieg, um den Gerechten des Alten Bundes die Er-

lösung zu bringen, warum sollte er nicht zu den Tieren der Wüste gegangen sein, um das Wort der Schrift zu erfüllen: „Die Menschen und das Vieh wirst du erlösen!“ Es heißt wohl eigentlich „das Zugvieh“. Aber da hatte er wohl schon mit dem Esel den Anfang gemacht, der ihn so geduldig nach Ägypten getragen. Dieses Zugtier war jedenfalls aus seiner eselhaften Niedrigkeit so hoch erhoben, daß das stolzeste Pferd sich nicht rühmen konnte, einen gleich großen König auf seinem Rücken getragen zu haben. Lache darüber, wer will und soviel er will! Die Menschen, die nicht einmal das Geheimnis ihrer eigenen Erlösung ganz durchschauen, sollten sich nicht lächerlich machen, indem sie sagen: Tiere können nicht erlöst werden. Ich könnte mir jedenfalls den Himmel ohne Berge und Täler, ohne Pflanzen und Tiere kaum je recht vorstellen.

Dann kamen die Tage, in denen dem Heiland die ersten Jünger zuliefen. Er ließ sie gehen und kommen, wie sie wollten, oder wie es ihnen der Vater ins Herz gab. Er hätte doch gleich einen Verein gründen können. Aber er nahm sich sogar Zeit, mit seiner Mutter und seinen Jüngern zur Hochzeit zu gehen, er, der später einem, der sein Jünger werden wollte, nicht einmal erlaubte, am Begräbnis seines Vaters teilzunehmen. Es war, als hätte er nach seiner Messiasweihe einige Monate Ferien bekommen wie heute die neu-

geweihten Priester nach der Primiz. Nach der Hochzeit ging er mit seiner Mutter und einigen Verwandten, die in der Sprache seines Volkes „seine Brüder“ genannt wurden, nach Kapharnaum am See Genesareth und blieb dort, bis es Zeit zur Osterwallfahrt nach Jerusalem war, wozu das Gesetz alle israelitischen Männer verpflichtete. In vielen Büchern steht, daß Jesus nun entschlossen war, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten und seine öffentliche Tätigkeit zu beginnen. Die Evangelien sagen davon nichts. Jesus war, wie er immer war: bereit, an jedem Tage zu tun, was er als Willen des Vaters erkannte. Wie er einmal später sagte: „Ich sehe den Vater tun, und tue, was der Vater tut.“

Als ich dies gestern abend niederschrieb, leuchtete der Ostervollmond mild und selig durch das Fenster meines Stübchens, das ich nie gern mit Vorhängen von der Nacht da draußen absperre. Die Landschaft war über und über mit weißem Schnee bedeckt, der auch die alten, verkrusteten, schmutzigen Schneewehen vom Winter mit einem Schimmer der Gottseligkeit umhüllte. Da erhob sich vom Westen her ein Wind, kam wie ein Inspektor des Herrgotts geritten, um nachzusehen, ob es nicht bald ein wenig österlicher werde in unserem Tale. Da er aber bemerkte, daß hier noch eine reine Adventwirtschaft war, wurde er wild und stürmte und fegte und goß laues Regenwasser auf

den Schnee, entlarvte die ganze Häßlichkeit der Winterkrusten, machte sie laufen, wie sie bei ihrer Hartnäckigkeit nur laufen können, jagte das Schmutzwasser durch die Furchen, peitschte es durch die Gräben, trocknete Weg und Straße hinter ihm, so daß ich heute früh schon, wie sonst zu Ostern, auf meinen geliebten Felddrainen zur Kirche gehen konnte.

Wie ein solches Wetter, das ganz allein dem Herrgott folgt und nicht die geringste Rücksicht auf die Menschen nimmt, kam der Gottessohn Jesus nach Jerusalem. O Johannes! Hättest du am Jordan gedacht, daß das Lamm Gottes, auf das du mit deinem Zeigefinger gewiesen, so wild werden könnte? Die Menschen denken sich den Herrgott entweder so leise und beinahe furchtsam wie einen alten Mann oder steif und starr wie einen Richter hinterm langen Aktentische. Aber in Wahrheit ist alle Wildheit des Sturms, alles Brausen und Toben des Meeres doch nur eine Bewegung seines kleinen Fingers. Wenn er erst selber aufsteht und losfährt! Mein Gott, wenn du einmal ernst machen solltest, dann würden die Erden und die Sterne, die Sonnen und die Monde durcheinander fliegen wie Stäubchen im Wirbelwind!

Da hatten sich's die Händler bequem gemacht im Vorhof des Tempels, hatten ihre Ochsen und Schafe in den schönen Hof hineingeführt, um sie

den Pilgern zum Kauf anzubieten, feiste Opfertiere. Und es war ein Kaupeln und Feilschen losgegangen wie beim Königsschießen in Kohlendorf, wo mein Vater immer seine Schirme kaufte. Ich höre heute noch die „Pläksjuden“ locken, rufen, schreien, preisen, bedauern, seufzen.

Aber das war beim Königsschießen und somit ganz in Ordnung.

Da hatten sich die Geldwechsler bequem hingesetzt an ihre breiten Zählische, ganze Säcklein von Scheidemünze vor sich und einen zunächst schlaffen, dann immer dicker werdenden Geldgurt um sich. Sie standen auch im Dienste Gottes. Denn die Gottespilger brauchten doch Kleingeld.

Und die Taubenverkäufer kamen, große Käfige auf den Rücken, und in das Brüllen der Dachsen und das Blöken der Schafe mischte sich das Gurren von aber tausend Tauben und Täubern, und in die fetten Stimmen der Viehhändler und in das Krähen der Wechsler das Sperlingsgeschrei dieser kleineren Leute, die erst allmählich avancieren wollten.

Da griff Jesus nach ein Paar Dachsenstricken, flocht sie ineinander zu einem richtigen Seile, schwang sie durch die Luft und klatsch! ging es auf die ersten Rücken, gleichviel, ob sie ein Menschenbuckel oder ein Dachsensteiß waren. Da krümmte es sich, da zog's sich, da lief's, daß es eine wahre Gotteslust war. Und bald war kein Vieh-

Händler und kein Vieh mehr im heiligen Vorhof Gottes.

Aber die Geldjuden blieben sitzen, als ob sie Pech an den Hosen hätten, und wenn alle Säulen des Vorhofs zusammengestürzt wären. Da kam der von heiligem Zorn glühende Jesus vom Thor zurück, stieß die Geldsäcke um, warf die Tische zu Boden. Und wupps! lagen die Kerle alle auf dem Boden und schoben und scharreten das ganze schöne Geld zusammen. Sie sollten den Vorhof selber fegen von all dem Dreck, sonst hätte Jesus wohl auch hier seinen Strick gebraucht.

Zu denen aber, die Tauben feilboten, sprach er: „Schaffet das hinweg und machet mein Haus nicht zu einem Kaufhause!“

Mein Jesus, das war ein kräftiger Anfang! Selbst ich, dein Schreiber, muß ordentlich erst wieder Atem holen. Das war etwas anderes, als wenn jetzt ein Pfarrer in seine neue Gemeinde einzieht! Da werden Kränze geflochten, da geht es nur von Liebe und Vertrauen, von Hirt und Herde, beide gleich vorzüglich, von Glaube, Liebe und Hoffnung, oder wie sonst die Ansprachen eingeteilt werden. Und doch sind auch da genug solcher Schubiacke, die längst den heiligen, katholischen Glauben abgeleugnet hätten, wenn sie zufällig ohne ihn mehr Geld verdienen und Ehre einstreichen könnten. Und da wird geschont und Rücksicht genommen von Monat zu Monat, von Jahr zu

Jahr, per omnia saecula saeculorum, damit die Leute nur ja weiter in die Kirche kommen, als ob dies das Höchste wäre, um was ein Priester kämpfen muß!

„Verflucht noch amal,“ sagte mir einmal ein alter Neu-Gersdorfer, „da ist unser Pfarr doch ganz anders!“ Der war einmal, so hörte ich sagen, bei einer Fronleichnamsprozession mit Monstranz und Ministranten mitten hineingezogen in eine Schnapsstube, wo seine Jungviehherde versammelt war in Schnaps und Zigarettenrauch und teuflischem Gespött. Und die treuesten der Männer zogen nach. Ich will die Hiebe nicht auf meiner Seele haben, die aus der Monstranz auf die jungverdorbenen Gewissen flammten. Da brauchte es nicht Ochsenstrick und Geißel. Durch alle Türen und Fenster zogen die rüden Jungen, von denen manche schon ziemlich alt waren. Und manche haben sich's gemerkt ihr Leben lang, sagte der Neu-Gersdorfer.

Ich habe nie nach der Wahrheit dieser Geschichte fragen mögen. Es könnte ja in solcher Frage ein gar zu ernster liturgischer oder sonstwie hieratischer Vorwurf liegen.

Aber einmal habe ich das Herrgottswetter selber kommen sehen. „Ich halte heute keine feierliche Predigt“, sagte mir der Pfarrer. Er las Epistel und Evangelium, Aufgebot und Vermeldung und ging dann aus der Kirche hinaus. Ich wußte schon,

wohin: In den Vorhof des Tempels, d. h. an die Kirchhofsmauern. Da standen in Scharen die jungen Männer, aber auch ältere, die nur vor der „wandelnden Glocke“ ihrer Hausfrau nicht „den Weg ins Feld genommen“ hatten. Weiß Gott, wie es der körperlich schwächliche Pfarrer fertig gebracht, aber einer nach dem anderen kam in die Kirche geschlichen. Der Pfarrer kam immer noch nicht. Er ging hinunter in die beiden Wirtshäuser. „Machet das Wirtshaus nicht zu eurem Gotteshaufe!“ Und wieder erschienen einige Gruppen in der Kirche. Zuletzt auch der Pfarrer.

Ich dachte aber wie die Jünger Jesu, daß geschrieben stehe: „Der Eifer für mein Haus verzehret mich.“

Ja, aber die Folgen! Dieses Verhalten macht den Eindruck größter Unklugheit. Den Pfarrer schützt einigermaßen die auch vom Staate anerkannte und gestützte amtliche Stellung, solange diese Stütze hält. Von Jesus verlangten die Juden einen Ausweis, und zwar, da der jüdische Staat ein Gottesstaat war, ein Zeichen Gottes.

Jesus antwortete ihnen: „Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen.“

Da sprachen die Juden: „Sechsendvierzig Jahre ist an diesem Tempel gebaut worden, und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten?“ Er aber sprach vom Tempel seines Leibes. Da-

her, als er auferstanden war von den Toten, dachten seine Jünger daran, daß er dies gesagt hatte.

Ob Jesus auch den wirklichen Steintempel, wenn er niedergerissen worden wäre, in drei Tagen hätte wieder erbauen können? Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Aber solche Schaulwunder sind nicht nach Gottes Art. Auch in Wundern ist Gott wählerisch. Der einzige Ausweis Gottes ist, daß etwas, was die Menschen zerstören wollen, doch nicht untergeht, sondern mit neuem Leben aufsteht, also das Marthrium und die Unvergänglichkeit.

Die Neu-Gersdorfer Burschen sollen am Nachmittage desselben Sonntags wieder ins Wirtshaus gekommen sein, um sich zu beraten, wie sie den Pfarrer wegbringen könnten. Sie wollten ihn anzeigen wegen der Fronleichnamsprozession und daß er nicht gepredigt, sondern vielmehr die Ruhe des Dorfes gestört habe. Ich war nicht dabei und weiß nicht, ob das alles stimmt. Aber einer soll gesagt haben: „Laßt das! Denn bringen wir diesen Pfarrer weg, so kommt ein anderer. Und kommt kein anderer, so werden wir bald darum bitten müssen, daß ein anderer kommt.“

Das Marthrium ist der göttliche Ausweis des rechten Priestertums, von welcher Seite es auch immer kommen mag. Wenn ein Priester diesen Ausweis bringen mag, dann kann er alles wagen, was Gott will. Nicht Wunderwerk, nicht Kultur-

erfolg, nicht Kirchenpracht und Besitz, nicht staatliche Anerkennung und Förderung gibt der Kirche die Freiheit und Kühnheit des Tuns, sondern das Marthyrerzeugnis. Es darf aber nicht zu alt sein.

Jesus wirkte in den Ostertagen wohl noch andere Zeichen, und viele glaubten deshalb an ihn. Aber der Evangelist Johannes nennt kein einziges dieser Zeichen, weil der durch sie bewirkte Glaube nicht viel wert war. Er sagt vielmehr:

Jesus vertraute sich ihnen nicht, denn er kannte alle. Und er bedurfte nicht, daß jemand Menschenzeugnis gebe, denn er wußte, was im Menschen war.

17. Die mitgebrachte Sünde

Die Gersdorfer Zeit war die schuldloseste meines ganzen Lebens. Ich habe während dieser vier Monate vielleicht nur eine einzige Sünde begangen, und diese war so groß wie ein Talerstück, aber nur ein halbmal so stark und ein hundertstelmal soviel wert. Denn es war ein ganz dünnes Scheiblein Wurst. Damit aber die Moralthologen einen richtigen Einblick in diese Sünde bekommen, muß ich auch die Umstände bekennen. Es war Sonntag, und ich hatte ein gutes Mittagessen gehabt. Pfarrers Schwester, die Rosel, kochte vorzüglich und hatte mich auch lieb genug, um mir das Essen zu gönnen. Ueberdies setzte sich der Pfarrer manchmal zu mir und kostete von meinem Teller. Ein zweiter erschwerender Umstand war, daß ich gerade aus der Nachmittagskirche kam. Aber da begegneten mir gleich die mildernden Umstände. Der Pfarrer und die Rosel hatten noch eine Viertelstunde in der Kirche zu tun, ich war allein ins Pfarrhaus geschickt worden. Meine Nase ging mir voraus. Ohne

zu wollen, roch sie plötzlich jenen wunderbaren Duft, den eine gute Wurst Tag und Nacht ausatmet. Das war alles nach Gottes Willen. Denn die Wurst duftete eben von Natur so, und meine Nase war durchaus nicht einseitig auf so fleischliche Genüsse eingerichtet, sie war ebenso für geistliche Dinge, und in Neu-Gersdorf war es ihr allergrößtes Vergnügen, den berauschenden, wenn auch noch so feinen Duft der für das hl. Opfer bestimmten Materie, der Hostien und des Weines, in sich aufzunehmen, so daß ich nirgends lieber war als in der Sakristei. Manchmal kam der Duft sogar vom Altare her, so daß ich oft wie berauscht war. Meine Nase gab sich also durchaus keine sündhafte Mühe, die Wurst zu riechen. Der Geruch überfiel sie vielmehr. Ich floh nicht, denn wenn man alle Gefahren fliehen wollte, müßte man aus der Welt gehen. Ich ging vielmehr tapfer und unerschrocken durch den Hausflur. Da stand die Gewölbethüre angelweit auf. Und mitten vom Gewölbe herunter hing ein noch beachtenswerter Rest von Wurst. Da überkam mich eine unnennbare Sehnsucht nach einem Stücklein Wurst. Ein Messer lag auf dem Deckel eines Buttermilchtopfes — und da war es geschehen. Ich habe schwer daran getragen, bis ich diese Sünde beichten mochte und von dem guten Pfarrer die Absolution erhielt; — er lächelte dabei.

Mein, der Gerechte fällt siebenmal am Tage,

ich hatte doch noch eine zweite Sünde begangen, aber ich habe sie bloß nicht recht erkannt. Als ich nach Neu-Gersdorf sollte, hatte mir die Mutter aus den teuren Überresten der Hosen meines Großvaters ein Paar Höslein machen lassen. Das Tuch aber war schon etwas mürbe, und eines Tages, eines Sonntages, mitten im Hochamt, als ich gerade mein Röcklein etwas heben wollte, um es nicht beim Niedersetzen zu zerknittern, entdeckte ich, daß die neuen Hosen schon zerrissen waren. Es war ein peinliches Hochamt und ein peinlicher Sonntagnachmittag. Da Rosel schon soviel für mich zu tun hatte, wollte und mochte ich sie nicht bitten, auch noch die Hosen zu flicken, und ich beschloß, es selbst zu tun, sobald ich sie erst wieder mit den Wochentagshosen vertauschen könnte. Aber das Loch war zu groß zum einfachen Zusammennähen, wofür ich ja schon Sonntags ein Stücklein weggeworfenen Blumendraht gefunden hatte, wobei mir der Gedanke gekommen war: „Der Herrgott hilft doch immer.“ Er half auch wirklich, aber nun vermittels eines Um- und Irrwegs. Rosel nähte gerade aus lauter Stücklein schwarzen und bunten Tuches einen Teppich zusammen. Ein solches Stücklein stahl ich mir nun und borgte mir auch eine Nadel und einen Faden Zwirn, von dem ich indes nur den übrig bleibenden Teil gewissenhaft zurückerstatten wollte. Aber an dieser Sünde habe ich gar nicht schwer getragen, ja ich

habe sie sogar bis jetzt zu beichten vergessen. Vielleicht, weil ihr der richtige Erfolg fehlte. Denn als ich beim nächsten Hochamt wieder mein Röcklein heben wollte und eine kleine Revision in der Gegend vornahm, mußte ich zu meinem jähen Schmerz feststellen, daß die Naht nicht festgehalten hatte, sondern wieder aufgerissen war. Dann kamen aber die Weihnachtsferien, und meine Mutter flichte einen Fleck hinein, wie es sich für Jungenhosen geziemt.

Im übrigen wäre mir die Neu-Gersdorfer Welt eine Welt ohne Sünde geworden, wenn ich nicht eine Sünde mitgebracht hätte, gewissermaßen eine Erbsünde aus der vergangenen Welt. Das war nun wirklich eine ernste Angelegenheit. Denn infolge dieser mitgebrachten Sünde teilte sich meine Gersdorfer Zeit in eine alttestamentliche Zeit, in der ich etwa den Zustand eines gerechten Israeliten erlebte, und eine neutestamentliche Zeit, in der ich durch die Gnade Gottes wirklich von der Sünde erlöst war und das neue Leben Christi in seiner ganzen Fülle und Friedseligkeit verkostete.

Das war so gekommen:

Wir hatten in den letzten Volksschulklassen doch schon manchmal von dem Baume, der in der Mitte des Lebens steht, gekostet — nicht indem wir davon aßen, sondern indem wir wissen wollten, wie das alles wäre und wie das alles käme. Die Erwachsenen halten das alles für ihr Privatgut

und zäunen es ringsum ein. Aber sie bedenken nicht, daß ein Teil davon auch auf dem Eigentum des Jungen liegt. Sie können alles umzäunen und einschließen, nur dies nicht. Sie können alles an die Kette legen, nur nicht das fragende und spürende Jungenherz. Sie sagten, das sei sündhafte Neugier. Schon der Gedanke daran sei Todssünde. Da war es eben Todssünde. Aber wenn das Leben und Atmen als Todssünde erklärt würde, so müßte man eben diese Todssünde tun. Nicht einmal fragen dürfe man, so war es unter uns verbreitet. Deshalb getrauten wir uns zwar, uns untereinander zu fragen, oder die Menschen, denen es auf eine Todssünde nicht ankam, aber nicht die Eltern. Es kam freilich einmal der schöne Sonntagvormittag, als mein Vater so gut zu mir sprach, daß ich geradezu fragen mußte. Er sagte wenig, aber nicht zu wenig. Und er sagte das Wenige so heilig im Gedanken an Gott und so zart im Gedanken an seine einzige Lebensliebe, an meine Mutter, daß auch das viele, was ich schon wußte, mir an jenem Vormittag heilig war. Ich weiß noch, an welchem Feldweg entlang dies alles war. Aber dann kamen wieder Schatten. Die Jungen von der Glashütte, die jetzt wie Sodom und Gomorrha vom Erdboden verschwunden ist, brachten immer Unheiligeres mit. Sie wußten Verslein und Geschichtlein, die mir manchmal ebensoviel besser gefielen als die frommen Verslein

und Geschicklein, wie ich jetzt viel lieber mit einem zerlumpten Vagabunden die Straße heraus gehe, als mit einem vornehm gekleideten Spaziergänger. Aber ich war mir auch immer meiner Sündhaftigkeit bewußt, trug schwer daran und war dann immer froh, wenn ich es wieder einmal redlich gebeichtet hatte.

Da ich in der Schule als Lieferant von kunstgewerblichen Dingen aller Art, Zappelmännern, Reckturnern, Schießscheiben, Streifenbildern (mit dem Manne, der immer länger und komischer wurde), allgemein bekannt war, kamen einmal die Glashüttenjungen zu mir und baten mich mit der ganzen Autorität einer Jungenmajorität: ich solle ihnen einige Figuren zeichnen, einen Mann, eine Kanone usw. Da ich sehr gern zeichnete, begann ich sogleich damit, obgleich ich gestehen muß, daß ich so ziemlich von vornherein Lunte roch. Als sie mir die letzte Figur nannten, erkannte ich, daß es ein Rebus mit unanständigem Inhalt war, aber ich fühlte mich vertragsmäßig verpflichtet, die letzte Figur doch noch hinzuzuzeichnen. Das waren expressionistische Zeichnungen, also in wenigen Augenblicken vollendet, so daß das Heilige in mir kaum Zeit hatte, gegen solchen Teufelsdienst zu protestieren — zumal mir die Jungen das Blatt aus den Händen rissen, ehe ich noch die erforderliche Umrahmung ausführen konnte.

Das Blatt lief noch ein ganzes Jahr unter

den Glashüttenleuten um, bis ich es einfangen und zerreißen konnte.

Zwischen hinein fiel nun die Wanderfahrt nach Neu-Gersdorf, die Berufung zum Studiren, die Verhandlung mit dem Ortspfarrer und die Biege-
rei der lateinischen Fische, Landmänner und Schif-
fer, über deren sonderbarem Benehmen ich die
Geschichte mit dem Rebus ganz vergaß.

Als ich nun aber zum Pfarrer Mah kommen und
bei ihm bleiben sollte, kamen mir meine Sünden
ein, noch nicht in Schlegel, aber in Landed, seinem
Nazareth, wo ich wegen der Schneeverwehungen
im Gebirge fünf Tage bleiben mußte. Ich wollte
in meiner Seele Ordnung machen. Aber wie?
Wie sollte man ein so modernes Ding, wie einen
Rebus, richtig beichten? Kein Beichtspiegel kannte
und nannte so eine Sünde. Sollte ich sagen:
„Ich habe unkeusche Dinge gezeichnet?“ Nein,
das hätte ich nie getan! Der Mann und die Kanone
und die anderen Figuren waren durchaus anstän-
dig gewesen. Unkeusch war der Text. Sollte ich
also sagen: „Ich habe etwas Unkeusches ge-
schrieben?“ Nein, auch das hatte ich nicht getan!
Da ging gerade ein Geistlicher in die Sakristei.
Rasch lief ich ihm nach; ich dürfe beichten; ich
beichtete, daß ich durch unkeusche Worte gesündigt
hätte. „Die hast du doch sicherlich bloß anderen
nachgesprochen“, meinte der gütige Herr. „Ja,
ich habe es vorher nicht recht gewußt, aber es

war etwas ganz Gemeines.“ „Na, 's ist schon gut. Ich muß sofort zur hl. Messe. Laß dich von deinem Schutzengel weiter führen: Dominus noster Jesus Christus te absolvat et ego te absolvo . . .“

Ich ging zur hl. Kommunion. Mein Gott, das waren doch nicht bloß Worte. Das war doch eine Zeichnung! Das war doch eher eine unkeusche Tat oder Handlung! Da kam schon der Priester, hob die schöne, weiße Hostie aus dem Kelch, sagte: Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam ad vitam aeternam!“ — — und reichte mir den Leib des Herrn.

Das war ein Sakrileg! Wie ein bitterer Tropfen fiel dieser Gedanke auf die süße Speise vom Himmel.

Nachmittags kam der Pfarrer May nach Landeck herein, um mich sicher durch den drei Stunden langen verschneiten Weg nach dem hohen Neu-Gersdorf zu führen.

Was nützte das engelgleiche Leben, das ich nun mit dem Pfarrer lebte, da ich doch nicht in der Gnade Gottes war! Ich hätte ja gleich bei dem Pfarrer beichten können. Aber ich wußte immer noch nicht richtig, wie ich sagen sollte. „Eine unkeusche Handlung?“, da hätte er mich wohl am Ende bald davon gesagt. Denn er war wie ein Engel. „Eine unkeusche Zeichnung?“ Das schien mir noch schlimmer und raffinierter als „eine unkeusche Handlung“. Letzteres war sicher

richtig, denn eine unkeusche Zeichnung ist nicht nur eine einzige Todsünde, sondern wird vielen Hunderten zur Todsünde.

Da war ich nun in genau so schlimmer Lage wie die Israeliten zur Zeit Christi. Sie konnten die Gnade Gottes nicht finden, sie sehnten sich krank nach dem Heil, aber sie wußten nicht, wie sie sich mit Gott versöhnen sollten. Beten, Fasten, Almosengeben, Tempeldienst und Tempelopfer, nichts war das Richtige; es war nicht Erlösung, es war nicht neues Leben.

Gleich in den ersten Tagen bekam ich Halsschmerzen. Das ist die Folge der unwürdigen Kommunion, mußte ich nun ohne Unterlaß denken. Gott ist ein gerechter Richter, ein Rächer der verborgensten Sünde! Wie ein verlorenes Paradies lag meine Kindheit weit hinter mir, mit all ihrem Spiel, all ihren Unarten, auch allen den Bräuten. Das war ja alles Unschuld gewesen gegen meine jetzige Schuld.

Der Pfarrer sah mir wohl mein Leiden an, aber wie Moses die Leiden seines Volkes — körperlich. Und wie das Gesetz des Moses viele richtige hygienische Bestimmungen enthält, die das Volk körperlich gesund machten und gesund erhielten, vor allem reichliche Anwendung von Wasser, so sagte mir der Pfarrer: „Mach dir heute Nacht einen kalten Umschlag um den Hals, dann werden die Schmerzen nachlassen.“

Aber: „Das Gesetz gebietet die Sünde.“ Weicht man einer Sünde aus, so fällt man in die andere, die ich eben, wie ich jetzt merke, zu erwähnen vergessen habe. Als ich nachts zu Bette ging und den kalten Umschlag machen wollte, nahm ich aus Mangel eines anderen Tuches das Küchenhandtuch. Und bald lag ich in tiefem Schläfe, in dem ich noch viel schönere Dinge sah als Jakobs Himmelsleiter.

Aber da! War die Hölle losgeworden und störte meine seligen Erlösungsträume? Ein Zanken, Fragen, Behaupten, Türzuschlagen! „Marie,“ (so hieß das Dienstmädchen) „wo haben Sie denn das Handtuch hingetan? Was ist denn das für eine Unordnung? Heinrich!“ (so hieß der Pfarrer) „hast du das Handtuch weggenommen? Du nimmst aber auch alles, wie es dir paßt!“

Das klingt ja im Wachen alles menschlich, denn es waren Worte unserer guten Rosel — aber in so süßem Halbschlaf kann es klingen wie Scherben-gericht, Galgen, ewige Verdammnis.

Nach der hl. Messe wachte ich auf. Der Pfarrer hatte der Rosel geboten, mich nicht in dem notwendigen Schläfe zu stören.

„Da hat ja der Junge das Handtuch!“ rief Rosel, und vor lauter Freude, daß das Handtuch wieder da war und das Rätsel gelöst war, lachte sie und war gut, wie auch im Alten Testamente trotz aller Sündennot und allem Unheil immer

wieder eine Freude war. Die Rosel lachte, der Pfarrer lachte, die Marie lachte, ich lachte; die Halschmerzen waren weg. Beati quorum remissa sunt peccata!

Und doch war es nur ein Nachlaß der Sündenstrafen und noch nicht das Heil, noch nicht der Friede mit Gott.

18. Nikodemus am Kachelofen

Die Wintertage in Neu-Gersdorf waren gut eingeteilt. Wir wollten ja zwischen Mariä Empfängnis und Mariä Verkündigung drei ganze Jahre meines Lebens ersparen. Vom Frühstück bis zum Abendbrot, mit Ausnahme der Mittagszeit und der Dämmerstunde, also so lange uns der Herrgott das natürliche Licht und Rosel das künstliche gönnte, trieben wir Sprachstudien; nicht bloß Sprachunterricht, denn wir wollten diesen fremden Sprachen auch hinter ihre Geheimnisse kommen. Nach dem Abendessen lasen wir noch bis um zehn Uhr lateinische Texte oder trieben ein wenig Geschichte oder Mathematik. Dabei zeigte es sich, daß in den Sprachen ich, in der Mathematik mein Pfarrer der Esel war. Um zehn Uhr — o ihr Pädagogen und Kinderhygieniker, haltet euch die Augen zu und schaut nicht her! — begannen wir, eine Partie Schach zu spielen, wobei zuerst ich, später der Pfarrer meist verspielte.

Und gegen elf Uhr kam — Nikodemus zu Jesus.

Nicht so, wie man von einem eingeschlummerten und im Schlafe nickenden Predigtzuhörer sagt, sondern anders.

Nikodemus hieß ein Mann unter den Pharisäern, ein Oberster unter den Juden. Dieser kam zu Jesus bei Nacht, damit die anderen Pharisäer, diese Brüder! es nicht merkten.

Er hatte sicher keinen unanständigen Rebus gezeichnet und vielleicht auch nicht Halbschmerzen gehabt. Aber auch ihn drückte es innerlich, und er wußte gar nicht recht, wie er anfangen sollte zu fragen. Da sagte er: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer, von Gott gekommen. Denn niemand kann die Zeichen tun, welche du tust, es sei denn Gott mit ihm.“

Wir machten es nicht ganz so feierlich. Der Pfarrer stellte sich noch ein wenig an den Kachelofen, um sich zu wärmen, und ich stand vor ihm, und damit er nicht gleich richtig erraten sollte, was ich wollte, stellte ich ihm eine theologische Frage nach der anderen, wie einst in Neusorge meinem Vater oder meiner Großmutter. Nicht bloß an einem Tage, sondern schier den ganzen Winter über. Zum Beispiel: Woher denn eigentlich das Böse komme und ob man auch eine Todsünde begehen könne, wenn man eigentlich keine Todsünde, ja nicht einmal eine läßliche, begehen wolle.

Den Nikodemus verstand Jesus gleich. Damit er nicht erst nach allen möglichen Einzelheiten frage

und lange Dispute anfänge, sagte er ihm gleich, daß er nicht ein Lehrer von tausend verschiedenen Wahrheiten sei, sondern daß er nur eines bringe und lehre: Neues Leben in Gott. Er antwortete und sprach: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn einer nicht von oben geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“

Nikodemus verstand aber das „von oben geboren“ nicht gleich richtig, sondern hörte nur, daß er wiedergeboren werden müßte. Das war ihm doch über allen Verstand, da er schon ein ziemlich alter Mann war und es zu komisch fand, daß er noch einmal wie ein Kindlein werden sollte. Er sprach deshalb: „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist! Kann er wiederum in seiner Mutter Leib kehren und geboren werden?“

Da sagte es ihm Jesus deutlicher: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn einer nicht von oben geboren wird — aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste — so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen. Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist.“

Auch der Pfarrer erkannte den tiefsten Grund meiner theologischen Neugierde und sagte: „Auch wenn man auf alle Fragen antworten könnte, so hätte man doch immer noch nicht die Religion. Du kannst alles wissen und danach alles richtig tun — und du hättest doch nicht die Religion, du

wärest doch nicht in Gott. Du mußt ein zweites Mal oder vielmehr immerfort aus Gott geboren sein, aus Gott geboren werden — in der Taufe, in den Sakramenten, im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe . . ., immerfort, immerfort. Wenn das einmal nicht ist, da ist Nichtgeborensein, Totsein, oder, wie die Menschen sagen: Todssünde. Du kannst also gar keine Todssünde begehen, wenn du nicht tot bist. Und du kannst nicht tot sein, wenn du noch geistiges Leben hast, lebendigen Glauben, lebendige Hoffnung, lebendige Liebe!“

„Das ist doch komisch: aus Gott geboren werden!“

„Das ist so wie aus dem Wasser auftauchen oder wie aus der frischen Luft herauskommen. Darum mag wohl auch das Symbol der Taufe als Zeichen für das aus Gott Geborenwerden gewählt worden sein, oder auch das Symbol der wehenden Luft für den Heiligen Geist.“

„Ist die Beichte auch eine Wiedergeburt aus Gott?“

„Ja freilich. Aus dem Geiste Gottes. Denn die Sakramente sind Ströme des Heiligen Geistes!“

„Kann man das alles erzwingen? Wenn ich jetzt tot bin, kann ich's dann erzwingen, daß Gott mich wiedergebirt?“

„Eigentlich nein. Erzwingen kann man's nicht, aber erwarten.“

„Kann ich nicht zur Beicht gehen, wann ich will?“

„Nein. Nur wenn Gott es will.“

Jesus sprach zu Nikodemus: „Laß dich's nicht verwundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von oben geboren werden. Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Säusen; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er treibt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.“

Nikodemus hatte immer noch keine Lust, aus Gott geboren zu werden, oder Gott hatte keine Lust, ihn aus sich heraus zu neuem Leben zu bringen. Deshalb antwortete er nun mit einer sehr dummen Frage: „Wie kann solches geschehen?“ Er hätte es doch bei den Propheten lesen können, wie der Heilige Geist eine ganz neue Welt schaffen werde. Darum sagte Jesus: „Du bist Lehrer in Israel und weißt das nicht?“ Er verzichtet aber darauf, sich auf die Propheten zu berufen, denn er weiß es ja von allein: „Wahrlich, wahrlich sage ich dir: Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben, und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an. Wenn ich zu euch von dem rede, was auf der Erde geschieht, und ihr glaubet nicht, wie sollt ihr glauben, wenn ich von dem Himmlischen rede?“

Der Evangelist Johannes fügt diesem Worte eine lange Betrachtung bei und sagt, daß Jesus erst wie die Schlange der Wüste am Kreuze erhöht werden mußte, ehe Nikodemus an Jesus

glaubte. Vielleicht hat es auch Jesus selbst gesagt.

Ich glaubte sogleich, was der Pfarrer May zu mir sprach. Ein wunderbares Licht leuchtete in meiner Seele auf. Ich erkannte, daß Gott mich umgab wie ein heiliges Gezelt, wie einst der Schoß der Mutter. Wohl hatte ich jene Zeichnung fertiggestellt, aber das Böse daran war doch nicht mein Werk. Mein war die Scham und Entrüstung, mein war der armselige Versuch in Landeck, Buße dafür zu tun. Das war aber nicht Tod, sondern Leben.

Als ich dann nach dieser Nikodemusstunde am Rachelofen mein Nachtlager aufsuchte, habe ich noch lange probiert, ob ich richtig glauben, hoffen und lieben könne! Und ich glaube, daß es gelang. Auch die Furcht, Gott verloren zu haben, ist Liebe. Ist größere Liebe als der Gedanke, Gott zu besitzen. Ist nur eine schmerzliche Geburt aus Gott.

Diese Nacht ruhte ich in Gott wie ein Kind in der Mutter Schoß. Am frühen Morgen wurde ich mit all meinem übernatürlichen Leben wieder in das natürliche Leben hineingeboren. Ich ging in die hl. Messe und sah, wie vor Beginn der Feier einige Leute in die Sakristei schlüpften und beim Pfarrer beichteten. Da war vorüber alle Sicherheit und Seligkeit der Nacht. Ich glaubte nun doch erst beichten zu müssen, ehe ich des ewigen seligen Lebens gewiß sei. Ich sehnte mich danach,

wußte es aber immer noch nicht, wie ich es besser machen sollte als in Landeck. Sonderbar, daß ich nicht darauf kam, die ganze Geschichte mit dem Rebus einfach so zu erzählen, wie sie passiert war! Ich suchte immer wieder feste, erlernte Formeln und war unglücklich, daß meine Sündengeschichte nicht in diese Formeln hineinpaste.

„Warum hat denn Gott das Wasser notwendig, wenn er einen natürlichen Menschen wiedergebären will zu einem übernatürlichen?“ fragte ich abends am Kachelofen nach dem Schachspiel. „Das Wasser ist doch gar nicht Geist!“

Eigentlich wollte ich fragen, warum Gott das Sakrament der Buße notwendig hat, um einem gefallenem Menschen wieder neues, aufrechtes Leben zu schenken.

Auch hatte ich am Tage das dritte Kapitel des Johannesevangeliums noch einmal genau durchgelesen und war dann ein wenig in das vierte hineingeraten. Da fand ich ja, daß Jesus selbst nicht taufte, wohl aber seine Jünger.

Der Pfarrer antwortete mit der Gegenfrage: „Warum hast du die Treppe notwendig, wenn du aus der Küche heraufkommen willst, um nach etwas rein Geistigem zu fragen? Komm doch einmal bloß mit dem Geiste!“

Das verstand ich ja: Die Sakramente sind Stufen zum ewigen Leben, und Geländer, an die man sich beim Aufstieg nach oben festhalten kann.

Man sieht und fühlt an ihnen genau, daß man höher kommt. Sie tragen und ziehen einen höher.

„Siehe,“ so fuhr der Pfarrer fort, „Nikodemus war doch ein gelehrter und angesehener Mann. Und doch konnte er sich keine Wiedergeburt aus Gott denken. Der brauchte das Gleichnis des Wassers und des Windes, um das Geheimnis zu verstehen.“

„Aber heute sind wir doch gescheiter. Ich kann mir eine Wiedergeburt aus Gott denken auch ohne das Wasser der Taufe und ohne den Klang der gesprochenen sakramentalen Formel.“

„Warum sind wir gescheiter? Weil uns die Kirche schon die Treppe heraufgeführt hat!“

„Ja, aber wenn wir jetzt oben sind, brauchen wir doch keine Sakramente!“

„Ganz recht! Wenn du jetzt auf den Mond verschlagen würdest, könntest du ganz gut ohne die Sakramente sein. Aber solange du hier unten in der sichtbaren Kirche bist, mußt du die äußern Zeichen der inneren Vorkommnisse setzen und sehen lassen. Denn auch die Kirche muß wissen und sehen, wie du mit Gott stehst, und sie kann sich nicht bloß auf dein Wort verlassen. Du könntest dir ja alles nur eingebildet haben. Darum hat der Heilige Geist, der nur Geistiges will, doch sichtbare Zeichen eingesetzt und wirkt in ihnen das Geistige. Ohne Sakramente wärest du ganz unsicher; ohne Sakramente wäre auch die Kirche ganz

unsicher. Siehe, ich habe dich gern gehabt schon von meinem ersten Besuche in der Schlegler Schule an. Aber hättest du es gemerkt, wenn ich dich nicht an der Hand genommen und immer wieder Zeichen meiner Liebe gegeben hätte?!"

Da griff ich ganz sachte nach der Hand des Pfarrers. Wir standen und gingen oft Hand in Hand. Sakramente sind nicht nur notwendig, sondern sind auch schön und beglückend.

19. Die Neu-Gersdorfer Wetterfahne

Das war des Neu-Gersdorfer Pfarrers innerster Kummer, daß er bei aller Liebe und allem Zorn seine Gemeinde nicht so recht aus dem Alten Testamente ins Neue herüberzuführen vermochte. Heidentum, Judentum und Christentum sind eben nicht nur drei Nacheinander, auch nicht nur drei Nebeneinander, sondern drei Zueinander. Etwa so wie Natur, Gesetz und Gnade. Manchmal kam der Pfarrer aus dem Dorfe, als wäre er durch heidnisches Land voller Greuel des Gözendienstes und der Unsittlichkeit gegangen. Die Kruzifixe vor den Bauernhöfen, die Madonnen an den Giebeln und in den Wegkapellen mochte er kaum grüßen. Wie Götzen waren sie eingepflanzt und abergläubisch verehrt, nur daß Bliß und Hagelschlag fern bliebe, nur daß die Kühe richtig kälberten, nur daß der Beutel voll werde! Tierischer Blutrausch, dämonischer Haß schien von Haus zu Haus, von Mensch zu Mensch zu gehen. Dann wurde sein Antlitz verdüstert zum Erschrecken, und seine Gesichtszüge und Be-

wegungen gingen wie Blitze so schnell, so flackernd. Manchmal kam er aus der Kirche, als ob er aus dem Judentempel von Jerusalem käme. Alles äußere Theilnahme am Opfer, alles äußere Zeremonien, nur daß das Kirchengebot erfüllt werde! Die Sünden wurden bekannt und mit Miserere bereut, damit sie wieder einmal weglämen. Keine Spur von einer inneren Zähre, keine Spur von einer inneren Glut. Nur Zeichen, nur Zeichen, daß etwas da sein sollte, was nicht da war. Dann wurde sein Antlitz hart und wie verschlossen. Er wollte tun, was er tun könne, aber es sei vergebliche Arbeit. Die Sakramente scheinen kein Leben zu bringen. — Manchmal traf er einen Fuhrknecht oder Holzhacker oder Schindelmacher, manchmal kam er vom Sterbebett, manchmal stand er bei einem Büblein aus seiner Schule. Da sah er doch, daß Gott schon Hochzeit feiere mit den Menschenseelen, die heilige Hochzeit des Christentums. Und dann wurde sein Antlitz wieder, wie ich es in Schlegel gesehen, so daß ich ihn lieb gewinnen mußte für mein Leben lang.

Die Windfahne auf der Spitze des Kirchturms drehte sich knarrend: Es war das Bild Johannes des Täuflers.

Lange Zeit, bevor ich zum Pfarrer May kam, hatte ich einen Sommer über die zehrende Sehnsucht, schon ein richtiger Tischlerlehrling zu sein. Meine Mutter nahm sich dies wahr, kaufte weiße

Farbe und Firnis und hieß mich unsere Fenster anstreichen, die unter Wetter und Feuchtigkeit stark gelitten hatten. Trotz Pinsel, Farbe und Firnis, trotz der dem Vater und Bruder abgelernten Streichtechnik, trotz des Lobes der Mutter, daß ich es schier so gut könne wie ein richtiger Tischler, hatte ich doch den Eindruck, als ob mir noch das eigentliche Zeichen eines Tischlerlehrlings fehlte, das eigentliche Zeichen der Männlichkeit überhaupt: Ich hatte keine Stiefel an. Es war zwar sehr heiß und auch bequem, so barfüßig an den Fensterkreuzen herumzuklettern. Aber kaum war die Mutter ins Korn gegangen, zog ich mir rasch die Stiefel an. Da war ich befriedigt.

Wenn die Menschennatur etwas noch nicht haben kann, weil die Stunde noch nicht gekommen ist, so will sie wenigstens das Zeichen dafür haben. Das gibt ihr schon Mut und Kraft, tröstet sie über die Zeit hinweg, hält Gedanken und Wunsch lebendig. So ist das ganze Alte Testament voller Zeichen der Dinge, die erst im Neuen Testament, also in der Zeit von Christus an bis zum Jüngsten Tage, in Erfüllung gehen sollten.

Ein solches Zeichen war auch die Taufe, die Johannes spendete. Selbst die Jünger Jesu ahmten diese Zeichen nach. Und Jesus ließ es zu. Er kennt die Menschennatur. Das an sich wertlose Zeichen wird zum Gebet, daß einmal die Zeit komme, in der es nicht nur bloß Zeichen, sondern

Wirklichkeit ist. Jesus selbst taufte nicht. Er konnte das ewige Leben geben mit oder ohne Zeichen.

Schon die Nähe Jesu machte, daß das Zeichen kräftiger wurde. Die Jünger Jesu taufte in Judäa, also in den Dörfern und Städtchen um Jerusalem, wohin Jesus aus der Heiligen Stadt gegangen war. Manche sagen, daß Jesus gepredigt habe, während die Jünger taufte. Das ist gar nicht so sicher, und der Evangelist sagt nichts davon. Es ist möglich, daß Jesus einfach das Leben wachsen ließ, das in den Jüngern aufkeimte, etwa wie heute der Herrgott auch nicht predigt, sondern einfach das religiöse Leben wachsen läßt oder vielmehr in seiner Gnade wachsen macht. Man darf sich überhaupt nicht vorstellen, als ob der Heiland immerfort gepredigt hätte. Wohl war er ein Lehrer, viel mehr aber noch ein Zuer des Gottesreiches. Wenn auch die Evangelien zum größten Theile mit Reden Jesu angefüllt sind, so verteilen sich diese doch auf drei Jahre. Im ersten Jahre scheint Jesus sein Auftreten ganz nach dem Vorbilde seines Verwandten Johannes des Täuflers gerichtet zu haben. Darin zeigt sich besonders schön seine ganz einfache Art. Er richtete sich nach dem vorhandenen Vorbild und überließ es ganz dem Vater, wie er ihn weiterführen wolle. „Das Himmelreich ist nahe! Ändert eure Gesinnung! Die Zeit des Messias ist herangekommen! Glaubet meiner guten Nachricht!“ So etwa

rief er dem Volke zu, und es kamen viele und zeigten, daß sie untergetaucht werden wollten. Sie meinten: im Heiligen Geiste, konnten es aber noch nicht so erkennen und sagen. Da ließen sie sich untertauchen im Wasser, und die Jünger Jesu besorgten diese Taufe. Sie sehnten sich nach einem Neu- und Frischwerden, nach einer Wiedergeburt von oben, konnten es aber nicht so recht erkennen und sagen. Da waren sie schon froh, wenn sie aus dem Wasser wiedergeboren wurden und frisch und wie neugeboren emportauchten.

Sie waren zunächst zufrieden mit dem Zeichen, und es ging ihnen wie mir mit den Stiefeln in dem Sommer, da ich gern Tischlerlehrling gewesen wäre und es noch nicht sein konnte. Und der Heiland wird sich gefreut haben.

Ein Jude aber brachte die Nachricht davon zu den Jüngern des Johannes und mag wohl gesagt haben: „Bei Jesus ist das Taufen viel, viel schöner“, und es kämen auch viel mehr Leute hin. Da stritten sich die Jünger des Johannes mit ihm und liefen dann zu ihrem geliebten Meister und sprachen: „Meister, der bei dir war jenseits des Jordans, dem du Zeugnis gabst, siehe der tauft, und jedermann kommt zu ihm.“

Sie wollten wohl den Meister eifersüchtig machen, da sie es selber waren. Aber Johannes ließ sich nicht eifersüchtig machen und sagte ein Wort, das sich alle merken mögen, die da denken, es könne

überhaupt etwas geschehen gegen den Willen Gottes. Er sprach: „Ein Mensch kann nichts bekommen, es sei denn, daß es ihm gegeben werde vom Himmel!“

Oh, ihr Ärgerlichen und Eifersüchtigen in der ganzen Welt! Schreibt euch dieses Wort in eure Herzen. Ich will's auch tun, um das dumme Ärgerlichsein und Eifersüchtigsein zu überwinden.

Johannes erzählte nun eine Geschichte, von der man nicht sagen kann: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.“ Vielmehr: „Wem sie just passieret, dem bricht das Herz dabei.“ Dem Johannes brach aber nicht das Herz. Er sagte ungefähr so:

„Zwei Freunde lieben ein Mädchen. Der eine bekommt es zur Braut und wird Bräutigam. Der andere aber stehet und höret ihm zu — und freut sich über das Glück in des Bräutigams Stimme.“

„Seht,“ so fuhr er fort, „eine solche Freude habe ich, und sie ist heute vollkommen geworden. Mein Freund Jesus muß groß werden, ich aber muß klein werden.“

Mich wundert nur das eine, daß Johannes der Täufer nicht selber ein Jünger Jesu wurde. Wahrscheinlich wurde er gleich nach dieser Unterredung von dem Vierfürsten Herodes Antipas eingekerkert, weil er dessen ehebrecherisches Zusammenleben mit seiner Schwägerin Herodias für unerlaubt erklärt hatte. Sein Dienst war getan, seine

Freude war vollkommen geworden. Dann hören sich seine Worte vom glücklichen Freunde des Bräutigams an wie ein Feierabendlied, wie das Lied des greisen Simeon: „Nun entlässest du, o Herr, deinen Diener im Frieden!“ Und das Wort vom Groß- und Kleinwerden deutete ein alter Grafschafter Pfarrer trotz aller gegenteiligen Erklärungen der Gelehrten als eine Todesprophezeiung: „Jesus muß erhoben werden, daß er hoch über die Welt rage am Kreuz auf dem Berge Golgatha; Johannes aber muß klein werden, muß einen Kopf kürzer werden, denn er wurde von dem Henker des Herodes enthauptet.“

Johannes der Täufer war der Schutzpatron der Pfarrkirche von Neu-Gersdorf. Da kam einmal ein fremder Prediger ins Dorf und predigte über das Thema, daß man etwas recht und dabei doch das meiste falsch machen könne. So ungefähr muß er gesagt haben:

„Liebe Neu-Gersdorfer, ihr habt gehört, daß einstens Boten des Johannes, als er im Kerker saß, zu Jesus gekommen sind und daß Johannes fragen ließ: ‚Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?‘ Denn Johannes hatte schon Monate lang im Kerker gefessen und wartete und wartete, ob Jesus nicht bald das messianische Reich errichten und allen Gefangenen die Erlösung bringen werde. Das war richtig, daß er auf Jesus hoffte; aber es war falsch, daß er Be-

freierung aus dem irdischen Kerker hoffte. Denn Jesus antwortete: „Gehet hin und verkündiget dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt — und selig, wer sich an mir nicht ärgert!“ Sehet, sehet, sehet, wie die Hoffnung des Johannes richtig, seine Ungeduld aber falsch war!

„Und ihr habt gehört, daß nach dem Weggange der Boten Jesus nicht etwa böse war auf Johannes, sondern ihn lobte und pries. Dieser ist's, so sprach er, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll. Denn ich sage euch: Unter denen, die vom Weibe geboren sind, ist keiner ein größerer Prophet als Johannes der Täufer. Darum habt ihr recht daran getan, ihr Neu-Gersdorfer, daß ihr den Johannes auf die Spitze des Kirchturms gesetzt habt, da ihn Jesus so hoch gepriesen.

„Aber ihr habt auch gehört, daß Jesus die Juden fragte: „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin- und hergetrieben wird?“ Darum habt ihr nicht recht daran getan, daß ihr diesen festen Mann, der sich von keinem Winde und keinem Könige hin- und hertreiben ließ, als Windfahne auf die Spitze des Turms befestigt habt! Johannes hat sich nur einmal gedreht, näm-

lich als Jesus kam, da drehte er sich nach ihm und sagte: „Sehet das Lamm Gottes, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt!“

„Aha, jetzt fällt mir ein, warum sich Johannes oft so verrückt dreht auf eurem Turm! Weil er unter euch den Heiland sucht, und er findet ihn nicht, sondern lauter Juden — lauter Juden, die nur aus Angst vor Gott tun, was Gesetz und Gebot verlangt, lauter Juden, die sich für gerecht halten, wenn sie nur regelmäßig ihren Pfennig in den Klingelbeutel tun, lauter Juden, die den Heiland geißeln und kreuzigen in Lieblosigkeit, Haß und jeglicher Sünde.

„O Neu-Gersdorfer, zeigt dem Johannes, daß ihr Jesum in euren Herzen traget, zeigt ihm, daß ihr Jesum angezogen habt, nicht nur als Jacke über euer Hemd, sondern als Licht über euer ganzes Sein und Wesen, als neues Leben über alles Tun und Lassen. Seid demütig, sanftmütig, freundlich, wie Jesus war, seid rein und unschuldig wie kleine Kinder. Dann werdet ihr alles recht machen und nichts mehr falsch machen. Johannes wird auch in diesem Dorfe Jesum sehen!“

Der alte Bauer, der mir dies erzählte, sagte noch: „Eine Zeitlang nach dieser Predigt soll die Wetterfahne eingeroftet sein, und Johannes zeigte auf alle, die im Dorfe wohnen und auf den Feldern und in den Wäldern arbeiteten. Aber in einer finsternen, stürmischen Nacht soll er wieder

angefangen haben, sich ganz verrückt zu drehen. Und wenn ich einmal zum Kirchturm schaue und der Johannes zeigt nicht auf mich, dann denke ich wohl an den Wind, aber auch an mein Gewissen."

Und mir fiel ein, was Jesus von solch demütigen Menschen gesagt hat: „Wer der Geringste ist im Himmelreiche, der ist größer als Johannes der Täufer" — größer als der „größte Prophet".

20. Die Samariterin

Sinter dem Pfarrhof von Neu-Gersdorf, mitten in der Wiese an dem Weg, der hinauf zur nahen österreichischen Grenze führt, steht ein Wassertrog, uralt, hergestellt aus dem Stamm einer wohl vielhundertjährigen Eiche, überwachsen von allerhand Moos und Pilzzeug, zerfließet in tausend Rinnehen und Röllchen, umwuchert von dunkelfettem Gras im Sommer, umstarrt von Schnee und phantastischem Eis im Winter. Aber sommers wie winters, unter Gras wie unter Eis und Schnee rinnt vom Berge her in Gräben und Holzirinnen ein ziemlich starkes Wasserlein ganz klar und kühl (was im Winter eine Nothwendigkeit, im Sommer eine Tugend ist) auf den alten Trog zu, stürzt sich gurrend, gluckend, lachend, plaudernd, spritzend hinein, füllt den alten Kerl bis an den Rand, wo eine Lücke eingekerbt ist, damit das Wasser weiß, wo es wieder hinaus soll, fließt zögernd hinaus, plätschert sich in einen Graben und sagt dann den Pfarrhofberg hinunter zur Viele, die gerade tosend und brüllend über das Wehr unterhalb des Pfarrhofs gestürzt kommt.

Das ist ein Leben! So überreich denke ich mir das ewige Leben.

Was waren die Wasser von Neusorge dagegen! Ganz still und sacht kamen sie durch die Wiesen des gemächlich niedersteigenden Talgrundes, überschwemmten wohl im Frühjahr oder bei Hochsommern gewittern manchmal die Wiesen, füllten aber sonst nur träge die Brunnen, welche die Leute an den Erlen und Weiden des Grundes gruben, blieben aber in dürrern Sommern oft wochenlang aus. Und doch war meine Mutter glücklich, daß sie vom Leppelt nach Neusorge gekommen war. Denn auf dem Leppelt rann in Kellerbrunnen nur ein ganz spärliches Wasser zusammen, so daß die Leppeltleute oft bis ins Dorf, manchmal bis in entferntere Nachbardörfer nach Wasser gehen oder fahren mußten.

Ah, ich sehe noch die Mutter, wie sie davon erzählte: Einmal waren sie, meine Mutter und eine ihrer vielen Schwestern, mit einem Zuber bis zum Eichhörnchen nach Wasser gegangen, also schier bis Ebersdorf, und hatte mit ihren starken Armen die schwere, kostbare Füllung dem Leppelt zugetragen, alle zwanzig Schritt zum Ausruhen gezwungen, zuletzt bis zum Tode erschöpft. Noch einmal, das letzte mal vor dem Hause, griffen sie zu. Da glitt der Schwester die eine Zuberstange aus der Hand, der Zuber stürzte um und das ganze Wasser floss aus.

„Es war, als ob wir das ewige Leben verloren hätten“, sagte meine Mutter, und ihr Auge wurde feucht, obwohl es schon so viele Jahre her war.

Übergroß wurde das Glück meiner Mutter, als sie unweit des Wassergrabens, mitten auf der Wiese, beim Heumachen eine Quelle entdeckte. Mutter nahm Spaten und Hacke und grub einen Brunnen. Und nun kam es, viel klarer und kühler als das fließende Wasser im Graben, das ganze Jahr, das ganze Jahr! Und wenn wir dann im Sommer oder auch im harten Winterfrost die Leute vom Siehdichfür mit Kannen und Eimern herniedersteigen sahen zu unserer Wiese, da waren wir wie die Seligen im Himmel, voller Mitleid mit den Leuten, die so weit nach Wasser gehen mußten, und achteten kaum mehr darauf, daß es genug schwer für uns war, das viele Wasser für die Wirtschaft aus der Wiese, den Rand herauf, das Steiglein entlang bis zu unserem Hause zu schleppen.

O ja, da kann man die Geheimnisse des ewigen Lebens lernen!

In Neu-Gersdorf war ich nirgends lieber als an jenem Wassertrog. Wenn die Mutter das sähe, dieses viele, frische, kühle Wasser, so nahe am Hause! Zum Brunnentrog ging ich, wenn der Pfarrer ein wenig ruhen wollte oder wenn er zu mir sagte: „Geh' und vergnüg' dich ein wenig allein!“ Am Brunnentrog saß ich und lernte La-

tein und Griechisch (das war sonst eine Qual, aber das Wasser machte mir alles leicht) oder auch Mathematik (das war eine Freude, aber die Wassertröpflein sagten, daß sie längst über diese einfachen Elemente hinaus seien und im allgemeinen nur nach den Gesetzen der höheren Mathematik lebten). Zum Brunnentrog kam auch manchmal der Pfarrer und setzte dort den Unterricht fort oder ließ sich ins Plaudern ein. Zum Brunnentrog ging ich, wenn mirs manchmal zu schwer wurde, wenn ich ein wenig heulen wollte — nur so einige Tröpflein!

Als Jesus eine Zeitlang mit seinen Jüngern in Judäa geweilt hatte und als schon vielerorten das ewige Leben zu rinnen begann — die Leute eilten ja schon an die Bäche und ließen sich taufen, in der Meinung, so am besten des Lebens theilhaftig zu werden —, da wurden die Pharisäer, die schon den Johannes nicht gut hatten verdauen können, ganz aufgeregt. Sie meinten, sie allein hätten das ewige Leben, und hatten doch nur Sand, den sie den Leuten in die Augen streuten! Jesus wollte sein Bächlein nicht gleich verschütten lassen und entschloß sich, zunächst einmal in seine Heimatprovinz zurückzukehren. Man muß solchen Leuten eben Zeit lassen, sich ein wenig zu beruhigen.

Der geradeste Weg von Judäa nach Galiläa führt durch Samaria, das in den Augen der Juden ein richtiges Keckerland war, so daß es den Juden

immer in den Sohlen prickelte, wenn sie seinen gottlosen Boden betraten. Jesus wählte trotzdem den geraden Weg. Er mußte, sagt der Evangelist und deutet damit wieder jene geheimnisvolle Macht, das Muß im Leben Jesu, an.

Um die Mittagszeit war die kleine, heilige Reisegesellschaft in der Nähe der Stadt Sichar angelangt. Bei einem Brunnen, von dem man sagte, der Patriarch Jakob habe ihn gegraben und samt dem umliegenden Felde an seinen Sohn Joseph vererbt, machten sie Halt. Die Jünger gingen in die Stadt, um etwas zum Essen zu kaufen. Jesus aber war so müde, daß er am Brunnen wartete und sich, wie der Evangelist sagt, „so hinsekte“, eben wie sich ein müder Wanderer so hinsekt.

Da kam ein samaritanisches Weib, um Wasser zu schöpfen. Jesus sprach zu ihr: „Gib mir zu trinken!“

Das Weib sah es Jesu wohl an der Kleidung an, daß er nicht Samaritaner, also eben Jude war. Sie konnte sich aber gar nicht denken, daß ein Jude von einem samaritanischen Weibe Wasser mag. Ob sie sich nicht gleich gedacht hat, der Wanderer am Brunnen könne am Ende doch ein anderer sein! Man sieht es ihrer Frage an, daß sie es herausbekommen wollte. Klug, wie die Frauen nun einmal sind, sagte sie:

„Da du doch ein Jude bist, wie kannst du da

um einen Trunk Wasser von mir bitten, die ich ein samaritanisches Weib bin?"

Jesus antwortete: „Wenn du die Gnade Gottes erkanntest, und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken, da würdest du ihn gebeten haben, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.“

Das Weib sah an der Gestalt des Wanderers auf und ab: Kein Wasserbeutel, kein Trinkgefäß. Aber während sie ihn zum ersten Male wohl nicht ganz ohne Feindseligkeit bloß mit Du angeredet hatte, sagte sie doch jetzt für alle Fälle „Herr“ zu ihm und tat so, als ob sie gleich gemerkt hätte, daß Jesus nicht ein bloßer Jude war: „Herr!“, so sagte sie, „du hast ja doch kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief — da konnte ich dich doch nicht bitten — oder woher hast du denn lebendiges Wasser? Bist du größer als unser Patriarch Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat — und seine Kinder — und seine Herden?“

Man sieht ordentlich, wie sie stolz tat auf ihre fromme Abstammung. Die Samaritaner sind auch nicht bloß hergelaufenes Volk! Und die Juden mit ihrem Zisternenwasser können gar nicht an gegen das „lebendige Wasser“, gegen das Quellwasser in diesem ehrwürdigen Brunnen!

Jesus hatte solchen ehrlichen Lokalstolz gern. Wir wissen ja, wie er gegen Nathanael war!

Wenigstens verdarb er nicht durch fromme Ermahnungen die ganze frohe Stimmung, sondern baute lieber gleich weiter, indem er sagte:

„Wer von diesem Wasser da trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das da fließt bis zum ewigen Leben.“

Das Weib ging — für alle Fälle — darauf ein, was ihr Jesus sagte, und bat ihn nun: „Herr, gib mir solches Wasser, damit ich nicht mehr dürste und nicht mehr so weit hierher zum Wasserholen laufen muß!“

„Geh, rufe deinen Mann!“

„Ich habe keinen Mann!“

„Ganz recht! Du hast keinen Mann. Denn fünf Männer hast du gehabt, und den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann. Das hast du richtig gesagt.“

Nun, der fremde Wanderer konnte ja einmal in Sichar gewesen sein und alles von ihr gehört haben. Überhaupt, so etwas spricht sich herum! Aber das Weib wollte doch gern wissen, wer er eigentlich sei, wollte auf den Strauch schlagen, da würde schon etwas herauskommen, und sagte darum:

„Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Sage doch: Unsere Väter haben auf diesem Berge Garizim angebetet, und ihr sprecht, zu Jerusalem sei

die Stätte, wo man anbeten solle.“ Was denn nun richtig sei?

Da antwortete Jesus: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, da ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr betet an, was ihr nicht wisset; wir aber wissen, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden.“

Das Weib horchte. Das kann kein Jude sein! Wer kann Gott wissen? Auch die Juden wissen ihn nicht. Was sagt er? Das Heil kommt von den Juden — der — Heiland, der Messias kommt? Ist dieser — der Messias? Das muß sie wissen! „Ich weiß,“ sagt sie, „daß der Messias kommt. Der heißt Christus. Wenn der kommt, dann wird er uns alles verkündigen.“

Da sprach Jesus zu ihr: „Ich bin es, der ich mit dir rede.“ Da hatte sie den Trunk vom lebendigen Wasser getan, und er wurde zur Quelle, aus dem es nun unaufhaltsam strömte.

Gerade kamen die Jünger aus der Stadt zurück und sahen den Meister im Gespräch mit dem Weibe. Das hatten sie auch noch nicht gesehen. Was hat er sie zu fragen, was hat er mit ihr zu reden? Aber es sprach keiner diese Frage aus. Jesus muß ganz eigen ausgesehen haben. Zum ersten Male hatte er offen gesagt: Ich bin der Messias. Jetzt war es geschehen. Jetzt — es war der Wille des Vaters, das heilige Muß.

„Meister, is!“ baten die Jünger. Jesus rührte die Speise nicht an. Er sagte: „Ich habe eine Speise zu essen, wovon ihr nicht wisset.“

Die Jünger sahen einander an: „Hat ihm jemand zu essen gebracht?“

Jesus, noch ganz versunken in das, was geschehen war, antwortete ihnen: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und daß ich vollbringe sein Werk.“

Es war gesät die Saat, nun mußte sie aufgehen, nun mußte die Ernte kommen. O was an jenem Brunnen alles geschehen ist! „Sprachet ihr nicht,“ so hob Jesus wieder an, „vier Monate noch, dann kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebt eure Augen auf und sehet die Länder; sie sind weiß zur Ernte!“

Und was er dann sagt, klingt wie ein Jubel: „Ich habe gesät, ich habe gesät!“ Aller Jubel aller Bauern, die jemals über besäte Erde geschritten sind, alle Erntelieder klingen in den Worten Jesu. Die Jünger waren nicht dabei, als Jesus säte, aber sie sollen teilhaben an der Freude, sie sollen ernten.

Bildeten sich manche später ein, sie seien die Säer: von ihnen hänge es ab, von ihrer Kraft und geistigen Intelligenz, von ihrem berufsmäßigen Wirken, wenn sie es nicht täten, so würde nichts, und wenn nichts würde, seien sie schuld.

Ich kannte einen Bauern, der war nie zornig.

Aber wehe, wenn sich sein Knecht einmal getraute, das Saattuch umzuhängen. „Säen tu' ich allein!“ schrie der Bauer.

Wenn sich doch dies die Knechte Gottes merken möchten! In der Ernte helfen dürfen sie, und dies soll ihre Freude sein. Aber sie sollen sich nicht einbilden, daß sie gesät hätten! Sie sollen ihre Kraft betätigen beim Ernten, aber sie sollen ihre Pfuschereien im Säenwollen lassen. Selbst St. Paulus wagt nicht zu sagen: „Ich habe gesät“, sondern nur: „Ich habe gepflanzt.“

Um ein für allemal die Sache klar zu stellen, spricht der Heiland: „Auch wer erntet, empfängt Lohn und sammelt Früchte des ewigen Lebens. Auf daß sie sich miteinander freuen: der da aus-sät und der da erntet! Ich habe euch gesandt zu ernten. Aber was ihr erntet, habt ihr nicht bearbeitet. Andere haben gearbeitet, und ihr seid in deren Arbeit eingetreten.“

Die Jünger stehen immer noch verdußt da. Sie begreifen nicht die Größe des Augenblicks. Aber sie sollen bald sehen!

Das samaritanische Weib hatte, als die Jün-ger kamen, den Krug rasch hingestellt, hatte erst halb und halb gehört, was Jesus ihr Wunderbares gesagt: daß er der Messias sei. Gleich alles den anderen sagen! Keine Minute hielt sie es aus, die wunderbare Nachricht für sich allein zu behalten. Sie war ein echtes Weib — und

darum berufen, die erste Apostolin der Samaritaner zu werden — trotz ihrer fünf Männer und trotz des einen, der nicht ihr Mann war.

O Jesus, ich hätte mich wohl nicht getraut, gerade diese auszuwählen! Und wenn ich sie ausgewählt hätte, so würden meine Freunde und Kollegen sagen: „Na, der hat auch die Richtige ausgewählt!“

Schrie sie durch die Straßen von Sichar, winkte mit beiden Armen: „Kommet und sehet den Mann, der mir alles gesagt — was ich gemacht habe! Ist der nicht Christus?“

Hei, wie können Kleinstädter laufen, wenn draußen vor dem Tore etwas los ist! Wenn gar der Messias gekommen ist, der lang erwartete! Wie manches Töpflein Milch mag übergekocht, wie manches Stücklein Fleisch mag angebrannt sein, denn es war doch gerade Mittag! Sie ließen die dampfende Suppe auf dem Tische stehen, alle, alle liefen hinaus zum Jakobsbrunnen!

O Weib, wenn ich ein einzigesmal so gut predigen könnte wie du! Wie die ersten beim Jakobsbrunnen ankamen, wie sie ein Stück davor in ihrem Laufe innehielten, wie sie ganz scheu näher traten, Schritt für Schritt! Keiner wagte, etwas zu sagen — bis wohl der Bürgermeister sich verneigte und sagte: „Herr, bleibe bei uns!“

„Bleib' bei uns, bleib' bei uns!“ gings jetzt

durch die Scharen. Wie Kinder bettelten sie:
„Bleib’ bei uns!“

Und Jesus blieb zwei Tage bei ihnen.

Wir wissen gar nicht, was er ihnen gesagt hat in diesen zwei Tagen. Wunder hat er nicht getan, Johannes sagt ausdrücklich: „Sie glaubten an ihn um seines Wortes willen.“ Und sie sprachen zu dem Weibe: „Wir glauben nun nicht mehr um deiner Worte willen. Wir haben selbst gehört und wissen, daß dieser wahrhaftig ist der Erlöser der Welt!“ Glaube ist zum Wissen geworden.

Lebendiges Wasser muß weiter fließen. Es kann zwar hier und da durch eine Schürze aufgehalten werden, damit es sich ausbreite und die ganze Wiese bewässere, aber dann muß es doch weiter, sammelt sich wieder und muß weiter.

Nach den zwei Tagen ging Jesus weiter nach Galiläa. Dort hatte es sich verbreitet, was er am vorigen Osterfeste in Jerusalem getan. Darum nahmen ihn die Galiläer auf. Er ging nach Kana, wohl zu den Verwandten, bei deren Hochzeit er das erste Wunder gewirkt hatte.

Kaum war Jesus in Kana angekommen, da ritt ein königlicher Beamter von Kapharnaum herbei. Jesus solle doch hinunter kommen nach Kapharnaum, der Sohn des Beamten sei so krank, daß er wohl sterben müsse.

„Glaube doch!“ sagt ihm Jesus. Aber der Beamte erkannte noch nicht, daß im Glauben die heilende Kraft sei, und drängte noch einmal: „Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt!“ Er meinte, Jesus müsse sichtbar und körperlich da sein, wenn er helfen sollte — wie ein gewöhnlicher Arzt.

Nicht ungeduldig, sondern um dem Beamten zu zeigen, wie er glauben müsse, tadelte Jesus: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht. Gehe hinab! Dein Sohn lebt!“

Da sickerten einige Tröpflein des lebendigen Wassers in die Seele des Beamten — er glaubte, auch wenn er nicht sah. Er ritt die ganze Nacht.

Er war noch weit von Kapharnaum, da kamen schon seine Knechte angerannt und riefen ihm entgegen: „Dein Sohn lebt!“

Warum bricht der Vater nicht in Freude aus? Warum bleibt er so still? Er spricht nur: „Zu welcher Stunde ist es besser geworden?“

„Gestern in der siebenten Stunde verließ ihn das Fieber.“

Das war gerade die Zeit, da Jesus gesagt hatte: „Dein Sohn lebt!“

Da drang das lebendige Wasser durch das ganze weite, reiche Haus des Beamten. Er glaubte und sein ganzes Haus.

Da bin ich nun schon viel zu weit vom Brunnen weggegangen und bin dem Wasser gefolgt. Wenn

wir am Neu-Gersdorfer Wassertrog saßen, sprachen wir oft von dem lebendigen Wasser und sahen ihm nach, wie es von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhundert floss, bis es endlich auch auf unsere eigene Wiese kam.

So war es auch einmal an einem Vorfrühling am Ende meines Neu-Gersdorfer Winters. Da stieg vom Dorfe herauf eine Dame aus Landeck, die mit den Eltern und Geschwistern des Pfarrers befreundet war. Der Pfarrer ging ihr einige Schritte entgegen, während ich mit meinem Buche am Rand des Troges sitzen blieb, — und grüßte die Dame mit den Worten: „Jetzt kommt die Samariterin zum Jakobsbrunnen.“

„Oh,“ sagte die Dame, „ich habe mit dem lebendigen Wasser kein Glück gehabt. Ich dürste immer noch. Deshalb komme ich heute über die Berge, um mir wieder ein paar hübsche Bücher zu holen. Wie kommt's, daß man am Glauben nicht genug hat, sondern immer noch etwas nach schöner Literatur dürstet?“

„Nu?!“ sah mich der Pfarrer an, indem er mir die Rolle des Beantworters zuschob.

Ich war unterdes aufgestanden, hatte der Dame eine schüchterne Verbeugung gemacht, und sie hatte mich bei der Hand genommen und gesagt: „Ah, das ist also der berühmte Schlegler Junge!“

„Na,“ dachte ich mir, „da kann ich mir ja die Antwort danach einrichten“, und sagte frech: „Viel-

leicht hat die Dame noch nicht fünf Männer gehabt und auch nicht mal einen, der nicht ihr Mann ist. Deshalb dürstet sie noch nach schöner Literatur."

Es war ein sehr helles, fröhliches Frauengemüt, immer bereit zu Scherz und Spott, aber auch wie ein Rosenblatt zart in religiösen Dingen. „Ich habe lästerlich vom lebendigen Wasser gesprochen“, begegnete sie meiner Frechheit. „Was wäre ich, wenn ich nicht von dem lebendigen Wasser getrunken hätte?“

Daran knüpfte sich ein Gespräch über das religiöse Sattsein und das religiöse Durstig- und Hungrigsein. Im Bad Landeck lebte alle Sommer ein Mann, der immer so viel aß und trank, daß er stets über Mangel an rechtem Appetit klagte. Ein solches Sattsein hat auch viele Christen befallen. Die ganze Kindheit lang, alle Wochen, schier alle Tage Religionsunterricht, mit oder ohne Appetit. Sonntag noch eine lange Predigt, nachmittags vielleicht auch eine Christenlehre . . . Immer hinein, immer hinein mit den religiösen Wahrheiten! Dazu noch ein frommes Unterhaltungsbuch nach dem anderen, je religiöser, desto besser! Da ist gar keine Zeit zum Durstig- und Hungrigwerden. Insofern hat die Verheißung des Heilands: „Den dürstet nimmer“, eine Erfüllung gefunden, die ihm gewiß nicht lieb ist. Denn er

hat doch gesagt: „Selig, die Hunger und Durst leiden nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.“ Er meint das schöne Dürsten des Wanderers, der an einem Bache entlang wandert. Immer wieder kann er trinken, und immer wieder bereitet ihm sein Dürsten nicht den Ekel des Sattseins, sondern die Freude neuer Kühlung und Erquickung. Quellendes Wasser, immer wieder waltend, immer wieder ruhig beunruhigend, unruhig beruhigend, ist der rechte Glaube, wenn er nur denen eingelöst wird, die danach dürsten. Flaschen darf man füllen, ohne sie zu fragen: Seelen darf man nicht füllen, wenn sie nicht dürsten.

„Aber es gibt doch ein Sattsein, das noch viel weniger nach Jesu Wunsch ist“, sagte die Dame. „Das sind Menschen, die es gar nicht verstehen können, wie andere noch dürsten. Wenn man eine religiöse Frage an sie hat, so wissen sie zwar keine Antwort, aber sie halten solches Fragen für Sünde und für eine frevelhafte Beunruhigung. Dabei ist es doch nichts anderes als das Wallen des lebendigen Wassers.“

„Na,“ sagte der Pfarrer, „die Damen haben doch sehr viele religiöse Fragen und plagen die Geistlichen damit.“

Ich wollte meine erste Frechheit gut machen und der Dame zu Hilfe kommen. Denn sie überlegte gerade, ob sie den Pfarrer schon einmal be-

lästigt habe. Auch in diesem Punkte war sie sehr empfindlich. Darum erinnerte ich den Pfarrer an unsere Nikodemusstunden am Backofen und sagte: „Ich habe auch viele Fragen, aber ich stelle sie zuerst an meinen Glauben im Inneren. Wenn ich dann die Antwort bekommen zu haben glaube, frage ich den Pfarrer — ob er sie auch schon weiß. Wenn er sie auch schon weiß, dann ist sie richtig. So machen es vielleicht auch die Damen. Und wenn der Pfarrer nicht gleich eine Antwort weiß, so sagt er: ‚Das ist eine Plage mit diesen Frauen!‘“

Wir hörten das Gurren und Glucksen und Stürzen und Plätschern des munteren Wassers, das von der österreichischen Grenze her in unseren Brunnentrog floss, ohne Ruhe bei Tag und Nacht, und doch die Ruhe der aufgrünenden Wiese und des ganzen stillen Tals nicht störend, ein frisches Fragen und Antworten, ein Stoßen und Drängen, immer weiter, immer weiter. Der Glaube, wenn man einmal wirklich einen Trunk davon getan, wird eine Quelle im Inneren, an der sich alle Sehnsucht und alles Dürsten beseligt, auch das Dürsten nach der schönen Literatur, auch das Dürsten nach philosophischer Erkenntnis der Welt, auch das Dürsten nach Schönheit und Liebe, nach Arbeit und nach Ruhe, nach Kampf und nach Frieden.

„Dürdest du nicht auch nach der Wissenschaft?“ fragte die Dame.

„Nein!“ gab ich trotz der Anwesenheit des Pfarrers zur Antwort. „Ich möchte jetzt bloß wissen, wie man ein Dreieck aus seiner Höhe und den Radien des eingeschriebenen und des umgeschriebenen Kreises konstruiert.“

Der Glaube fragt immer nur nach der nächsten Aufgabe.

21. Wieder in der Heimat

Nicht zu Fuß wie Jesus, sondern auf dem schwindelnd hohen Postillonssitz des Landeck-Glaser Postomnibus und dann auf der Eisenbahn kehrte ich zum ersten Male nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurück. Der Pfarrer May begleitete mich bis Glaz, nahm auch neben mir droben auf der Postillonbank Platz. Vor uns lag in goldüberschimmertem Blau das schöne Violetal, vorfrühlings schön. Pfarrer May hatte einige Sorge um mein Examen nach der Untertertia und stellte noch hier und da einige grammatikalische Fragen. Er fürchtete mehr wegen seiner Methode als wegen meiner Kenntnisse. Aber ich hatte vor dem Examen fast ebenso wenig Furcht wie die meisten Menschen vor dem Jüngsten Gericht, weil ich so gnadenhaft unwissend war über die Schrecklichkeit eines solchen Examens. Ich war noch ganz auf dem Handteller Gottes und dachte gar nicht daran, daß man auch einmal zwischen den Fingern dieser Hand durchfallen kann.

In Eisersdorf stiegen wir vom Omnibus, weil

der Pfarrer an dieser seiner früheren Kaplansstelle einige Besuche machen mußte. Die Leute ehrten und behandelten mich schon fast wie einen Geistlichen. Nur der Eisersdorfer Pfarrer nicht. Auch seine Wirtin nicht. Pfarrer Mah hätte gern sein Zimmer mit mir geteilt, aber die Wirtin und der geistliche Herr bestimmten: „Der Junge schläft auf dem Boden.“ Ich selbst glaubte zwar — vierzig Jahre zu zeitig —, aus aller Jungenhaftigkeit heraus zu sein. Jemandeine Salbung war über mich gekommen, das fühlte ich. Aber auf dem Boden wollte ich schon gern schlafen. Daß es nur gerade neben der Feueresse war, das erschien mir freilich ein wenig despektierlich. Aber es wurde ein anständiges Bett aufgeschichtet, eine Bank zum Auflegen der Kleider aus der Mädkekammer daneben gestellt, und einige Minuten später schlief ich schon süß die quies in Domino, wie es in der geistlichen Sprache heißt. Bald schreckte mich indes ein ungeheurer Lärm. Die Mägdekamen die Bodentreppe herauf, um ihre Kammer aufzusuchen. Da fand eine von ihnen ihre Bank nicht. Natürlich, die Wirtin, das freche Gestecke, habe sie wieder weggenommen. Hundert Schimpfnamen schwirrten durch den ganzen Dachraum. Wo die Bank wohl wäre? Die Magd wolle sie schon suchen, wolle sie schon holen, auch wenn sie die Wirtin mit in ihr Bett genommen hätte. Die anderen Mägde wollten mit. Und sie kamen und

Kamen, ein Stearinlichtlein vor sich tragend und in allen Winkeln suchend; kamen bis zur Esse und sahen die Bank, und neben der Bank mein Bett. Ich hielt fest die Augen zu, und, wie ich's damals zur Mode hatte, die Hände ineinandergeflochten.

„Da steht ja die Bank!“ schrie die zweitfolgende Magd.

„Pst, pst“, machte die erste, die mich mit ihrem Lichte schon entdeckt hatte. „Seht doch, was hier für ein hübscher, weißer Junge liegt, schier wie der heilige Moysius!“

„Nein, er ist dicker und hat auch keine so schrecklich lange Paternase wie der heilige Moysius. Er sieht aus wie der Jesusknabe im Tempel.“

„Das ist der Junge vom Pfarrer Mah, der wird Pater“, wußte die dritte.

„Da möcht' man schier sein Abendgebet davor beten“, sagte die erste und faltete die Hände, soweit sie es wegen des Stearinlichtes konnte.

„Du, der wacht schon auf, komm weg! Laß ihn die Bank!“

Ich konnte die Augen nicht mehr richtig zuhalten und merkte, wie das Mädchen, das kurz vorher so viele rohe Schimpfnamen ausgesprochen hatte, nun so unendlich gute Augen hatte und immer wieder zurückschaute. Zulezt hörte ich noch, wie eine von den Mägden sagte: „Verriegeln tu ich heute nicht, draußen schläft ein Engel“, und eine andere: „Das wird ein guter Pater wer-

den", und die dritte: „Sieh och, Martha, heute kniet sich die Anna zum Abendbeten hin, die denkt immer noch, 's ist's Jesuskind!“

Das dankte ich nun meinen strohern blonden Haaren und meinen bleichen Wangen, und ich dachte, wie gut es wäre, wenn wir alle auch im Tagesleben ein wenig mehr dem Heiland glichen. Da würden selbst die Teufel unter den Menschen wieder gut werden.

Pfarrer May trennte sich mit schwerem Herzen von mir. Mir selbst war alles leicht. Ich ging ja meinem Berufe entgegen. Was es auch werde, es sollte der Wille Gottes sein. Und ich nahm an, daß Gott mich nur glücklich machen könnte.

Und daheim in Neusorge — war ich wie fremd geworden. Es tat mir alles weh, was nicht war wie beim Pfarrer May, was nicht geistlich war in dem schönen Sinne des Wortes, wie ich es beim Pfarrer May erfahren hatte. Und sonderbar, ich war bei diesem gütigsten und nachsichtigsten und freiesten aller Menschen ein Zelot geworden, fragte sogar meine Mutter, ob denn der Vater schon zu den Ostersakramenten war, machte ein ernstes Gesicht, als am Sonntag nicht alle zur Kirche gehen konnten, weil eines zu Hause hüten mußte, war über die Massen erbittert, daß eine Nachbarstochter vorzeitig ein Kindlein bekommen sollte, und konnte mich nur schwer entschließen, mit einer meiner früheren Schulkameradinnen die

Straße von Schlegel herauszugehen. So unsagbar zart und flimmernd und verklärt und sonnendurchleuchtet wie die Frühlingsluft erschien mir die Welt des Geistlichen, der ich durch den Umgang mit Pfarrer May wie durch ein Sakrament geweiht war. Was manche erst nach der Priesterweihe erleben, das erlebte ich damals schon, während mir die spätere Priesterweihe nur eine Erneuerung und Bestätigung von seiten der großen Weltkirche war.

Die Leute sind bei uns zu nüchtern, um viel Worte zu machen oder um die geistliche Welt von der natürlichen, körperhaften Welt durch besonders geäußerten Respekt zu unterscheiden. Aber in ihrem Stillsitzen, in ihrer Zurückhaltung von grober Gefinnung und groben Ausdrücken, in irgend etwas Väterlichem oder Mütterlichem selbst von seiten der Fernerstehenden umgeben sie auch das jüngste geistliche Studentlein mit einer Zartheit ohnegleichen. Wohl sehen sie es von Ehre zu Ehre fortschreiten bis zur einstigen geistlichen Herrschaft. Wohl lassen sie der lieben, halb spottenden, halb bewundernden Güte ihres Herzens freien Lauf und reden von späterem Bischofwerden oder Papstwerden, ganz gewiß kommt es so, aber in ihrem naturhaften Gefühl ist doch ein starkes Mitleid, ein überaus aufrichtiges Bedauern wie mit einem Opferlamm, dessen süßestes Blut vergossen werden soll. Und manche können es nicht halten,

sie müssen es herausfagen. Gar zu schön ist die Frühlingssonne, gar zu warm ist das Leben.

„Aber Joseph, da kannst du ja nicht heiraten!“ so kamen sie an mich heran, und wehe denen, die arg denken wollen über den Drang, der die guten Menschen also reden ließ! Es ist der irdischen Menschheit Süßestes und Göttlichstes, daß sie die Liebe für das größte Glück der Erde halten. Und sie setzten erklärend und sich selbst beschwichtigend hinzu: „Aber vielleicht verstehst du es noch nicht richtig, du bist ja noch zu jung dazu!“

„Oh,“ antwortete ich, „das Heiraten verstehe ich schon, und ich weiß, daß es etwas sehr Schönes ist. Wenn ihr nur auch so gut verständet, wie schön es ist, so geistlich zu leben!“

„O ja, wir verstehn es schon. Es ist wohl hübsch, und mit dem Heiraten hat es auch sein Leiden. Oft kriegt man gar keinen Mann dazu, und wenn man ihn kriegt, so ist es nicht der Richtige.“

Wenn ich nun behaupten möchte, das sei alles schon Missionstätigkeit gewesen, da würden mich viele auslachen. Aber vielleicht nicht alle. Missionstätigkeit ist, mit irgendeinem Gedanken des übernatürlichen Lebens, nicht gleich des allerübernatürlichsten, sondern nur des ein wenig über dem gewöhnlichsten Leben stehenden Lebens unter die Menschen zu treten. Man braucht ihn nicht zu predigen, man braucht bloß seiner inne zu sein. Das lebendige Wasser verbreitet sich nicht nur in

gurgelnden, rauschenden Fluten, sondern vor allem durch haardünnes Weiterziehen von Gräbchen zu Gräbchen, von Grübchen zu Grübchen, durch das Aufsteigen in den dünnen Röhrchen der Erd- und Pflanzengewebe.

Am Abhang des Berges Garizin, am Jakobsbrunnen, hatte Jesus in geistiger Schau über die Länder das Arbeitsfeld seines Berufes gesehen. Wohl hatte er schon dreiviertel Jahr öffentlich gewirkt, aber jetzt war es ihm wie der eigentliche Anfang. Die Jünger, die ihn bisher begleitet hatten, ließ er heimgehen. Sie mußten auf eine neue, auf die eigentliche Berufung zur Nachfolge warten. Wir treffen sie schon in den nächsten Tagen wieder in ihrem gewöhnlichen Berufe. Nacht, wie die Fischer am See Genesareth sind, ziehen sie die Fischerkähne ins Wasser und fischen. Sizen am Strand und flicken die Netze. Es geht nicht recht gut, aber es muß gehen.

Manche Gelehrte haben zu beweisen versucht, daß alles, was die Evangelisten von Jesu öffentlicher Thätigkeit getan und gelehrt hat, in einem einzigen Jahre passiert sei. Da sieht nun alles viel herrlicher und großartiger aus; da geht alles Trab auf Trab. Aber Gott ist kein Kavallerist. Er geht langsam, rastet oft unverständlich lange Zeit, fängt wieder von neuem an, wie ganz von vorn, läßt viel wachsen, was zu Miste wird — aber er weiß, daß Mist notwendig ist zum Düngen —

kurz und gut: Gottes Wege sind anders als der Menschen Wege.

Jesus geht heim zu seiner Mutter. Er hat kein anderes Programm als das Programm Gottes, weiß es mit seinem Göttlichen bis in die Ewigkeit hinein und sieht es mit seiner gottvereinten Menschheit von Tag zu Tag.

St. Joseph war gestorben, oder er starb vielleicht in jenen Tagen, da Jesus in Nazareth war. Er hat von seinem Tode ebensowenig reden gemacht wie von seinem Leben. Sein Todesjahr ist nicht verzeichnet, wie eine Blume stirbt, ohne daß man es auf dem Standesamt eintragen läßt. Jesus und Maria siedelten in jenen Tagen nach Kapharnaum über. Das ist die einzige Andeutung dafür, daß St. Joseph gestorben war.

Es sind die heiligsten und schönsten Zeiten, von denen die Geschichte nichts mehr weiß.

22. „Komm und folge mir nach!“

Das erste Jahr der öffentlichen Lehrtätigkeit Jesu war schier zu Ende. Die Nachfolge einiger Jünger, die Wallfahrt nach Jerusalem, die Reinigung des Tempels, die Thätigkeit der Jünger in Judäa und zuletzt die Offenbarung Jesu: „Ich bin der Messias“ und der Glaube der Bewohner von Sichar, das war der Inhalt und der Erfolg dieses Jahres. „Es ist gesät, andere werden ernten“, so hatte Jesus zu seinen Jüngern vor Sichar gesprochen. So spricht einer, der seine Arbeit für abgeschlossen und beendigt hält. Jesu Denken war göttliches Denken, aber auch menschliches Denken. Und nach menschlichem Denken konnte die Aufgabe Jesu gelöst erscheinen. Es gab eine alte Offenbarung, die von einem gnadenreichen Jahre sprach. Hat Jesus deshalb seine Jünger von sich fort gehen lassen und ist allein zu seiner Mutter heimgegangen? Hat er so sehr alles übrige dem Vater überlassen, daß er sich gar keinen menschlichen Gedanken machte, was nun weiter geschehen sollte?

Er besuchte jetzt einfach wie jeder andere Mann am Sabbat die Synagoge. Daß er oft in der Synagoge die Schrift las und erklärte, hatte nichts Außerordentliches an sich. Das tat jeder Mann, der sich fähig dazu fühlte. So war es Sitte in jenem Lande. Jesus wußte von jenem einen Jahr der alten Offenbarung und wußte, daß diese Offenbarung jetzt erfüllt sei: das sagte er in seinen Schrifterklärungen.

Eine solche Schrifterklärung, einfach und schlicht, wie alles war, was Jesus tat, ist uns aufbewahrt worden von dem Evangelisten Lukas, der freilich ein Ereignis daran knüpft, das erst später stattfand.

Als Jesus eines Sabbats in der Synagoge von Nazareth war, stand er auf, um aus der Bibel vorzulesen. Es ward ihm das Buch des Propheten Isaias gereicht. Da er die Schriftrolle aufrollte, traf er die Stelle, wo geschrieben steht:

„Der Geist des Herrn ist auf mir. Darum hat er mich gesalbt, zu verkündigen das Evangelium den Armen; hat mich gesandt zu heilen, die geängstigten Herzens sind, zu predigen den Gefangenen, daß sie frei seien, und den Blinden, daß sie sehen sollen, den Gebrochenen, daß sie aufgerichtet werden, zu verkündigen das gnadenreiche Jahr und den Tag der Vergeltung.“

Als er das Buch zugerollt hatte, gab er es dem Diener und setzte sich. Und die Augen aller waren

auf ihn gerichtet, wie es immer ist, wenn ein neuer Prediger kommt, oder wenn einer aus der Gemeinde zum erstenmal in der Kirche vorliest oder gar predigt.

Jesus begann nun seine Predigt, die nur aus einem einzigen Satze bestand. Der hieß: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren!“

Aber er sprach das so herrlich und gnadenvoll, daß alle für ihn waren. Das hörte sich doch ganz anders an, als wenn sonst ein Schriftgelehrter allerhand Züfteleien und Künsteleien mit dem heiligen Texte trieb; diese wenigen Worte klangen wie ewige Wahrheit und göttliche Macht. Und sie wunderten sich sehr. Nachher aber sprachen sie:

„Es ist ja doch bloß vom Zimmermann Joseph der Sohn. Maria ist ja seine Mutter, und das sind doch seine Kusins und Kusinen, der Jakob und der Joseph und der Judas und der Simon, die bei uns wohnen.“

Weshalb denn Jesus sagte: „Kein Prophet ist angesehen in seinem Vaterlande.“

Was wollte nun Jesus weiter tun? Nichts weiter, als was er an jedem Tage als Wille und Schickung des Vaters erkannte. Wird er nicht bald das Gottesreich organisieren und ein gehöriges Programm aufstellen? Wird er nicht bald neue Gesetze geben und einen neuen Gottesdienst einrichten? Ja, wenn es der Vater will. Wenn der Vater überhaupt will, daß durch ihn noch etwas

geschieht. Einstweilen begnügt er sich damit, am Samstag die Synagoge zu besuchen und manchmal an den Ufern des schönen Sees Genesareth entlang zu wandeln.

Aber an den von ihm selbst vorgelesenen Bibelversen erkennt er, was er mit seinem göttlichen Wissen freilich schon immer wußte, daß der Messias den Armen das Evangelium verkünden und den Gefangenen, den Blinden, den Gequälten und Gebrochenen Hilfe bringen sollte. Und es kamen auch selbst unterwegs viel Leute an ihn und baten ihn um Belehrung und um Erlösung von ihren Leiden. Mein Gott, die Welt braucht keinen anderen Erlöser als einen tüchtigen Arzt, der ihre Krankheiten heilen kann und außerdem gut und freundlich ist, so daß er auch den gequälten Herzen Trost zusprechen kann. Die Welt braucht keine andere Erlösung als richtige Liebe. Es muß ihr einer sagen können: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ und: „In Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Mehr braucht die Welt nicht. Was ihr euch sonst ausdenket, muß ganz von dieser Art sein, sonst ist es nur wieder neue Qual, neue Eitelkeit und neues Heidentum.

In dieser Art wirkte nun der Heiland einen Tag um den anderen. Es kamen immer mehr Leute zu ihm, die solches begehrten, bis er sah, daß er Gehilfen brauchte. Sollte er sich andere Gottes söhne vom Himmel bestellen, die ihm hülften? Oh,

das, was er tat, war so einfach, daß die einfachsten Menschen Gehilfen sein konnten. Was brauchte es anderes, als daß sie an den Vater glaubten und Liebe hatten! Das gab doch der Vater gerade den einfachen Menschen! Man denkt sich das alles meist viel zu großartig, viel zu beamtenmäßig. Dabei kann man es sich gar nicht einfach genug denken.

So war es eines Tages. Das Volk umdrängte Jesus, es wollte das Wort Gottes hören. Jesus stand am See Genesareth. Da sah er zwei Schiffe am See stehen. Die Schiffer waren ans Ufer getreten und wuschen ihre Netze. Jesus kannte sie. Es waren ja seine Wandergefährten auf der Osterfahrt nach Jerusalem. Deshalb stieg er in eines der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und ersuchte diesen, daß er ein wenig vom Lande fahre. Dann setzte er sich auf die Ruderbank und belehrte das Volk vom Schiffe aus. Es sind durchaus nicht immer Kanzeln notwendig zur Verkündigung des Gotteswortes. Es geht von jeder Bank aus. Und wenn es immer von der Kanzel kommt, da macht es allmählich einen gar zu beamtenmäßigen Eindruck, was der Erfahrung nach für die Menschenseele nicht zuträglich ist. Pfarrer May tat es von jedem Straßensteine und von jedem Brückengeländer aus. Und da ging es immer viel tiefer, als wenn er es von der Kanzel herunter tat.

Als Jesus aufgehört hatte zu lehren, sprach er zu Simon: „Fahre hinaus auf die hohe See. Werft dort eure Netze aus, um einen Fang zu tun!“

Simon antwortete: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“

Was versteht ein Zimmermann vom Fischen! Wenn sich der Fischer Simon etwas auf die übertragene Redeweise verstanden hätte, so wäre er wohl darauf gekommen, daß es sich um eine ganz andere Fahrt auf hohe See und um einen ganz anderen Fang handeln werde. Jesus mußte es ihm nachher deutlicher sagen, freute sich aber vorderhand doch sehr, daß Simon seinen Befehl wörtlich verstand und allem Fischerstolz zum Trost am hellen Tag zum Fischfang ausfuhr, daß er nicht einmal dachte: „Was werden meine Kollegen zu dieser Dummheit sagen?“

Und richtig, weiß Gott, wie es geschah, sie fingen eine solche Menge Fische, daß ihr Netz zu zerreißen drohte! Sie winkten ihren Kollegen, die im anderen Schiffe waren: Sie sollten doch kommen und helfen. Sie kamen — und nun füllten sie beide Schiffe voll, so daß sie fast sanken.

Das war zu unheimlich. Simon fiel Jesu zu Knien und rief: „Herr, gehe weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!“

Auch die anderen Fischer, die Jungen des Zebe-

däus, nämlich Jakobus und Johannes, waren in Schrecken geraten. Jesus aber sprach zu Simon: „Habe keine Angst! Denn von nun an wirst du Menschen fangen!“

Jetzt, wo er als Fischer die besten Geschäfte machen konnte, erhält er gerade die Berufung zur dauernden Nachfolge Jesu! Auch dem Andreas, seinem Bruder, und den anderen Fischern, selbst dem alten Zebedäus rief Jesu zu: „Folget mir nach!“

Und sie führten ihre Schiffe ans Land und folgten ihm nach. Sie hatten auch bald alle Hände voll zu tun, denn auf das erste „gnadenreiche Jahr“ Jesu folgte jetzt ein zweites, das Jahr des Krankenheilers und Sünderheilands. Da Jesus dies erkannte, umgab er sich von neuem mit einer Gefährtschaft von Jüngern und Gehilfen. Seitdem hat Jesus seine Jünger nur noch einmal heimgeschickt, nämlich nach seiner Auferstehung. Er ließ ihnen sagen, sie sollten nach Galiläa gehen. Dort würden sie ihn sehen. Gleich gingen sie wieder dem Fischergewerbe nach, um sich das tägliche Brot zu verdienen, bis Jesus ihnen erschien und den Auftrag gab, hinauszugehen in alle Welt und das Evangelium zu verkünden.

Innerlich dasselbe, äußerlich aber recht verschieden von diesen eben erzählten Vorgängen ist die Jüngerwahl Jesu in all den Jahrhunderten bis auf unsere Tage. Es würde ein langes Kapitel

werden, wenn ich dies schildern wollte. Denn es geht nicht mehr ab mit den wenigen Worten: „Komm und folge mir nach!“ Damit sich nämlich Jesus nicht vergreife bei der Wahl, hat der Staat eine große Anzahl von Vorkahrungen getroffen, deren erste und wichtigste die zu sein scheint, daß einer, der Jesu Nachfolger in der Verkündigung des Evangeliums werden will, vor allem das Gymnasium durchmacht und das Reisezeugnis erwirbt. Aber auch dann hielt es der Staat eine Zeitlang noch für notwendig, zu bestimmen, daß für die Wahl des theologischen Studiums eine besondere staatliche Genehmigung einzuholen sei: „Ja,“ sagte ein Vortragender Rat im Berliner Kultusministerium einem jungen Handwerksmann, der gerne Priester werden wollte und zugunsten seines Wunsches auf die schnelle Karriere der Fischer vom See Genesareth hinwies, „das Volk der Denker und Dichter braucht eben ganz andere Kerle zu Aposteln als das Volk von Palästina!“

Wenn man nicht scharf genug denkt, ist es einem etwas ganz Ungeheuerliches und Verrücktes, daß heute niemand für reif und befähigt erklärt wird, das Wort Gottes zu verkündigen, der nicht den pythagoreischen Lehrsatz beweisen kann, daß nämlich beim rechtwinkligen Dreieck das Quadrat über der Hypothenuse, der dem rechten Winkel gegenüberliegenden Seite, gleich ist der Summe der Quadrate über den beiden anderen Dreiecksseiten.

„Mein Gott,“ wird mancher Leser seufzen, „haben es heute die Studenten schwer!“

Mir sind solche Glaubenszweifel nie gekommen. Es kann auf der Erde nichts geschehen und nichts eingerichtet werden, was nicht zur Zeit der Wille Gottes wäre. Es braucht nicht immer so gewesen zu sein und nicht immer so zu bleiben. Aber zur Zeit ist es der Wille Gottes. Und das Göttliche in mir, das immer in dem sein muß, was des Vaters ist, war damit freudig einverstanden.

Ich war beim Pfarrer May innerlich schon ganz geistlich geworden. Und dem Heiland gefiel es, mich genau so zu behandeln wie seine ersten Jünger. Er schickte mich erst noch einmal aus seiner wunderbaren geistlichen Welt heim in die natürliche Welt — Fische fangen, Kenntnisse, Fähigkeiten, Plagereien, Ängstigungen, Verdemütigungen, Ehrungen, Versuchungen, Niederlagen und was einem jungen Menschen eben alles ins Netz gerät. Durch manchen reichen Fischfang wollte er mir, manchmal ganz wunderbarerweise, seine besondere Güte beweisen.

Zu diesen Zwecken machte mir der Hornigschneider in Schlegel einen Anzug, der sehr schön aussah, wenn er am Nagel hing. Das Jackett insbesondere war sehr männlich. Dicke Watterschichten besserten die vom Herrgott nicht grenadiermäßig genug geschaffenen Schultern auf und machten den Rücken breit. Auch die Hosen waren, für

sich allein betrachtet, ein Wunderwerk der Schönheit. Nur durften sie nicht dadurch verdorben werden, daß man sie als Futteral für zwei Jungenbeine mißbrauchte. „L'art pour l'art!“ sagen die Franzosen. Auch die Schneiderkunst ist rein für sich da, und nicht für so nebensächliche Beine.

Das wäre aber immer noch gegangen. Die Hosen hätten sich mit den Jungenbeinen noch getragen, aber nicht mit den Stiefelschäften, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil sie schier denselben Radius hatten wie die Hosenbeine. Infolgedessen weigerten sich die Hosen, über diese Stiefelschäfte gezogen zu werden, blieben hartnäckig oben oder rutschten bei jedem Schritt weiter hinauf. Das war den Stiefelschäften recht, denn warum sollten sie sich nicht sehen lassen?

Die Stiefel waren wieder ein Meisterwerk des Attigschuhmachers in Schlegel. Es waren richtig apostolische Stiefel. Mit ihnen hätte ich die Welt durchwandern können, und zwar ohne mich viel um den Weg zu kümmern, denn die ernstesten, breiten Stiefelspizen liefen immer ein Drittel Meter vor mir her. Und ich hätte auch weder Herold noch Vorläufer gebraucht, denn diese Stiefel hörte man aus weiter Ferne. Sogar die hübschen Pensionärinnen des Hedwigs Klosters riefen schon lange, bevor sie mich mit den körperlichen Augen sahen, wenn ich nur die ersten Schritte auf den Korridoren des Klosters machte: „Er kommt, er kommt!“

Sie, die sonst nicht besonders gern auf etwas Geistliches hörten — auf meine Stiefel hörten sie. Während einerseits diese Stiefel die Augen der Welt auf mich richteten, waren sie anderseits ein großer Schutz für mich, so daß ein sehr böser Mitschüler einmal lachend zu mir sagte: „In diesen Stiefeln wirst du immer unschuldig bleiben.“ O hätte ich euch nie abgelegt, ihr treuen, ehrlichen Zwillinge aus der Schusterwerkstatt von Meister Attig in Schlegel! Ich wäre den Aposteln am See Genesareth ähnlich geblieben, denn diese fuhren auch auf ähnlichen Rähnen, als sie noch nicht ganz richtige Apostel sein konnten.

Aber was galten mir damals Kleid und Schuh! Ob ich studieren dürfe, das allein war meine fragende Sorge. Den Gymnasialprofessoren hat Gott die erste, gröbere Apostelwahl anvertraut. Schon zu Jesu Zeiten fing es damit an, denn Jesus sprach zu Petrus: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt.“ Das Sieb mußte ich selber mitbringen: einige Bogen weißes Papier, einen Federhalter und ein Fläschlein Tinte.

Es war wie beim Jüngsten Gerichte. Die anwesenden Professoren unterschieden sich ganz deutlich in Engel der Finsternis und Engel des Lichtes. Viele Jungen waren zur Aufnahmeprüfung erschienen, die meisten für die unterste Stufe der Seligkeit, für die Sexta; einige für die Quinta,

einige für die Quarta; ich mit noch zwei anderen für die Untertertia. Ein Engel der Finsternis erhob sich, um uns zum Abwiegen mitzunehmen. Wir erschrakten schon bei seinem Anblick. Aber weiß Gott infolge was für einer Gnade, es stand so gleich ein Engel des Lichtes auf, ein ganz blonder, schier bartloser Professor, und sagte: „Herr Kollege, wenn Sie gestatten: diese drei Jungen möchte ich mir nehmen.“ So geschah es.

Nun wurden uns alle Versuchungen und Fallstricke und Fallgruben, deren die lateinische Sprache fähig ist, vor die Füße gelegt. Ich beging dabei fünf Todsünden und eine läßliche, mein Nachbar schier ebensoviele. Aber für die von uns begehrte Seligkeitsstufe durfte man gerade noch genau so viele Todsünden haben. Der Dritte hatte aber das Unglück, in ein ganzes Duzend solcher rotangestrichener Todsünden zu fallen. Ihm wurde anheimgestellt, seine Fehler mit einer besonders guten Leistung in Mathematik wieder gut zu machen.

Nun verließ uns der blonde Professor, und ein schwarzbärtiger erschien. Ihm konnte man es nicht recht ansehen, ob er zu den Engeln des Lichtes oder der Finsternis gehörte. Der Bart machte bedenklich. Aber er sagte einmal zu mir, als ich immer „teilen“ statt „halbieren“ gebrauchte: „Du bist wohl auch ein Grasschaffer!“ Und dabei wurde seine scharfe Stimme so mild und seine Brillen-
augen glänzten, daß ich ihn nicht bloß als einen

Engel des Lichtes, sondern sogar als einen Grasschäfter erkannte. Der Dritte konnte seine lateinischen Sünden nicht mehr gut machen. Der Zweite bekam „Genügend“. Dann setzte sich der Professor vor mich auf das Pult der Bank, so wie sich der echte Grasschäfter gern auf jeden Straßenstein und jedes Brückengeländer setzt.

„Was hast du denn für ein Lehrbuch gehabt? In der Grasschäfter gibt's doch überhaupt keine richtigen Bücher!“

„Den Rambly“, antwortete ich.

„Hast du den neuen oder den alten Rambly gehabt?“

„Er sah schon sehr alt aus“, gestand ich ängstlich zu, so wie etwa Simon Petrus sagte: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!“

„Ja, wenn du nicht nach dem neuen Rambly gelernt hast, dann kannst du das Examen unmöglich machen!“

Da wurde es schwarz vor meinen Augen. Mein Gott, von solchen Dingen hängt es ab, ob man Apostel werden darf! Da sprach wohl Jesus zu mir: „Fahre trotzdem auf die hohe See; wir wollen einen Fang tun!“ Denn mit gotteingebener Frechheit sagte ich jetzt: „Ich kann aber viel mehr, als im Rambly steht. Ich kann die Mathematik bis zur Obersekunda!“

Da blickte es wieder in den schwarzen Augen

hinter der Brille. Der Professor erkannte an meiner Frechheit den richtigen Graffschafter Jungen, der in der Verlegenheit zu den tollsten Behauptungen fähig ist, und stellte nun die Aufgabe:

„Da beweise mir jetzt den vierten Kongruenzsatz nach dem neuen Kambly, das heißt so, wie du ihn deinem Vater beweisen würdest.“

„Mein Vater läßt sich auf solche Weise nicht ein. Er nimmt Zollstab und Winkelmaß, dann weiß er gleich, ob zwei Dreiecke kongruent sind.“

„Also nimm ihm zuerst Zollstab und Winkelmaß weg, und dann beweise es!“

Ich erriet sogleich, worauf der Professor hinauswollte, und er half wohl auch ein wenig, und in zehn Minuten war der Beweis erbracht.

Das war mehr wert als ein ganzes Netz von Fischen. Denn mit deutlichem Behagen schrieb der Professor neben meinen Namen ein großes, dickes „Gut“.

Darauf wurde mir die Prüfung in dem verdammten Französisch geschenkt, das ich wegen meiner ganz auf den heimischen Dialekt eingestellten Mundbildung bis heute nicht sprechen gelernt habe.

Ich wurde also den Schülern der Untertertia zugeschrieben. Das hieß beinahe soviel, als was der Heiland sprach: „Komme und folge mir nach!“ Aber es kam noch eine schreckhafte Versuchung:

In der betreffenden Klasse saß auf dem Katheder ein Mann, der wie der leibhaftige Ober-

gott der Römer aussah — wie Jupiter, der Donnerer. Donnernd las er unter beständigem Beben seines langen Bartes die Namen seiner Schafherde, wie er uns nannte, von einem Blatte ab.

„Da sind ja zwei Wittige. Soviel Wittige sind mir zuviel. Raus mit dir, gehe in den Zötus II!“ brüllte er mich an.

Der Heiland hat sogar zwei Judasse in seiner Apostelklasse geduldet, nicht bloß zwei Wittige. „Was ist denn das, der Zötus II?“ fragte ich voll Schreck einen anderen Jungen und hörte kaum die tröstliche Antwort: „Das ist auch eine Untertertia; sei froh, daß du zum Papa Heinz kommst!“

Professor Heinz war wirklich wie ein Vater, und es wäre alles gut gewesen, wenn ich meinen Hut nicht im Zötus I vergessen hätte. Dort brüllte es immer noch unaufhörlich. Ich klopfte ganz sachte an, und da niemand „Herein!“ rief, wie ich es von daheim gewöhnt war, machte ich die Thür auf und sagte: „Gelobt sei Jesus Christ! Ich habe meinen Hut vergessen.“ Wie ich es von daheim gewöhnt war.

Ein tosendes Heulen und Lachen war die Antwort; denn „Gelobt sei Jesus Christ!“ sagt man doch bloß auf dem Dorfe. Den Hut vergessen kann man auch in der Stadt.

Da war es mir auf einmal klar, und wie kalter Frost erfaßte es mein Herz, daß ich wohl weit, weit weg von der Nähe meines Heimat-Jesus

sei. Ein großer Junge wart mir den Hut ins Gesicht, und ich ging heim, ganz langsam, ganz nachdenklich, vorbei an der alten Sandkirche, vorbei am Dom, zum Kloster der Hedwigsschwestern. Als mir die Pforte geöffnet wurde, hätte ich mich beinahe nicht getraut zu sagen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ Aber die Schwester sagte schon lachend: „In Ewigkeit, Amen! Nun, wie war's zum ersten Male auf dem Gymnasium?“

So verschieden geht es zu, wenn Jesus seine Jünger beruft.

23. „Auch einige Frauen“

Der Hauptinhalt der Predigten Jesu war auch am Anfang des zweiten Jahres: „Das Himmelreich ist nahe.“ Es mag wohl sein, daß die Menschen, die dies hörten, mit ihrem berechnenden Verstande daraus schlossen, Jesus werde bald ein neues Reich auf Erden errichten. Und da wollten sie dabei sein. Jesus selbst nannte das neue Reich oft „Königreich Gottes“. Da würde es auch, so meinten wohl die Menschen, Ministerposten und Befehlshaberstellen die helle Menge geben.

Ich habe schon als Schuljunge, viel mehr aber noch als Gymnasiast starke Bedenken gehabt gegen diese Auffassung vom Kommen des Reiches Gottes. Zu meinen kräftigsten Glaubenssätzen gehörte immer der, daß Gott die Welt erhält und regiert. Es war mir klar, daß es hierin weder eine Unterbrechung noch irgendeine Ausnahme jemals gegeben hat. Die Welt war immer und in jedem Punkte das Königreich Gottes. Selbst dem Teufel habe ich nie eine besondere Herrschaft zu-

geschrieben. Ich hielt ihn immer für so eine Art von Pferdeknecht Gottes, und las gern am Anfang des Buches Job, wie ihn der Herrgott zu allerhand Botendiensten benutzte und nachher ausfragte, wie es um den Diener Job stehe.

Das Königreich Gottes war nur deshalb ferne, weil es nicht erkannt und gefühlt und gewollt wurde, und es war nur deshalb zu Zeiten Jesu nahe, weil es jetzt, und zwar zunächst von Jesus selbst, erkannt, gefühlt und gewollt oder, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, geglaubt wurde.

Jesus selbst war der Gott, außer dem es keinen anderen gibt, aber er machte schier gar nichts davon her und sagte auch nicht: „Ich bin euer Gott, und darum ist das Königreich Gottes nahe.“ Er sagte nur: „Ihr braucht nur zu glauben, d. h. zu erkennen, zu fühlen und zu wollen, dann ist das Reich Gottes da.“ Als wollte er zum Ausdruck bringen: „Nicht meine Gottheit ist für euch die Hauptsache, sondern daß ihr glaubt, d. h. daß ihr erkennt und fühlt und wollt und tut, was der Vater tut. — Nicht, daß ihr zu mir Herr, Herr saget, sondern daß ihr alles als Werke meines Vaters tut.“ In diesem Punkte haben viele von uns bis heute noch kein richtiges Verständnis. Denn viele meinen, sie hätten schon einen Anspruch auf das Himmelreich, wenn sie die Gottheit Christi anerkennen und nicht leugnen. Die Hauptsache ist, daß wir das, was Jesus als Sohn Gottes vom

Vater weiß, auch unsererseits glaubend wissen, d. h. daß der Vater alles tut, alles weiß, für alles sorgt, und daß wir gar nichts tun können ohne ihn, daß wir selbst die Sünde — wenn wir so frech sind, sie zu wollen — ohne den Gebrauch seiner Kräfte, also ohne ihn, nicht tun können. Wer dies erkennt und damit einverstanden ist und in seinem ganzen Tun und Lassen betätigt, für den ist das Königreich Gottes schon immer da; der hat nicht bloß einen Anspruch auf den Himmel, sondern auch schon seinen Anteil am Himmel. Er lebt im Königreiche Gottes, er ist schon im Himmel. Und jeder, der in seine Nähe kommt, spürt den Himmel nahe.

O Seligkeit, wenn ich daheim auf den hohen Hofwiesen die Kühe vom Schwarzen Herden hütete und plötzlich dies erkannte: Hier ist ja der Himmel! Hier wachsen die Gräser und Sträucher ganz genau nach dem Willen des himmlischen Vaters, hier tut selbst die dümmste Kuh, was der Vater will, ebenso getreu wie die Cherubim und Seraphim in der unsichtbaren Welt! Hier bin ich Bischof und Papst über die Kühe und Ziegen, die meiner Obhut anvertraut sind. Und ich zürnte der Sonne nicht mehr, daß sie gar so langsam über den Himmel ging. Sie ging ja ganz genau nach dem Willen Gottes!

O Seligkeit, als meine Schwester Hedwig noch wo anders den Himmel entdeckt hatte! Sie war

einmal in Breslau bei den Hedwigsschwwestern gewesen und verging nach ihrer Rückkehr schier vor Sehnsucht dahin. „Dort geht alles nach dem Willen Gottes, ich kann nirgend anderswo mehr glücklich sein.“ So sagte sie, weil sie dies dort erkannt hatte. So klagte sie, weil sie noch nicht erkannt hatte, daß auch daheim alles nach dem Willen Gottes ging, nur daß eben manchmal die Erkenntnis fehlte.

Es ist etwas Wunderbares, mit Menschen zusammenzuleben, die nur den Willen Gottes tun oder geschehen lassen wollen. Man kann kaum mehr los von ihnen. Wie ein Rausch ist es, wahre Seligkeit ist es, und man möchte lieber sterben, als noch wo anders leben. Man weiß oft nicht, was es ist. Aber es ist etwas, das die ganze Seele einnimmt und mit sonderbarem Glück oder Weh, oder was es sonst ist, erfüllt. Das war der heilige Zauber, der oft Tausende von Menschen jede Heimkehr vergessen ließ, da sie nun bei Jesus und seinen glaubenden Jüngern waren. Sie dachten nicht einmal an Speise und Trank, sie merkten nicht, daß ihre Körper ermatteten.

Hast du noch gar nie etwas Ähnliches erlebt? Dann mußt du noch warten.

Ich habe in den ersten Kapiteln dieses Buches versucht zu zeigen, daß Jesus ein ganz geheimnisvolles, aber auch ganz wahrhaftiges und wirkliches Weiterleben führt in jedem Getauften. Jetzt

muß ich noch etwas anderes aus meinem Wissen um Jesus verraten: Er führt auch ein Weiterleben in kleinen und großen Gemeinschaften derer, die an ihn glauben, zum Beispiel in der Gemeinschaft oder Kongregation der Hedwigsschwestern in Breslau oder, wo ich es auch ganz deutlich spürte, in der Gemeinschaft der Benediktinermönche von San Anselmo auf dem Aventin in Rom. Ich meine nicht das sakramentale Weiterleben Jesu auf den Altären dieser klösterlichen Genossenschaften. Denn das sakramentale Weiterleben ist eher ein Weitersterben. Nein, ich meine ein Weiterleben in den Zellen der Mönche, auf den Korridoren, in den Arbeitsstätten, im Speisesaale, in den Gärten der Klöster.

Da geht es leise dahin, da lockt es, da leuchtet es, da verklärt es. Man sieht weiter nichts als weite, schmucklose Gänge, dunkle Winkel, viele, viele Türen. Man hört weiter nichts als leise Schritte — ach, meine verdammtten Stiefel vom Attigschuster! —, als freundliche oder weniger freundliche Grüße, hier und da ein ernsthaftes Gespräch, wohl auch einmal ein fröhliches Plaudern, vielleicht sogar einen nicht ganz der Regel entsprechenden Wis, oder es müssen sich gerade zwei das Herz richtig ausschütten, damit dann wieder heilige Gedanken darin Platz haben. Es ist also schier gar nichts Besonderes. Und doch!

Ich alter Kerl habe jetzt immer Heimweh, wenn

ich am Schluß der Ferien mein elterliches Haus verlassen und in meine zehnmal schönere, bequemlichere und gemüthlichere Breslauer Wohnung zurückkehren muß. Drei Tage lang sehe ich die blauen Berge vor meinen Augen, oder auch den Kater von daheim, oder die klugen Augen meines Schwagers, und immer drückt es unter der Gegend des Herzens. Damals aber, als ich zum ersten Male nach Breslau gefahren war und in dem Glockenturmstüblein des Hedwigs Klosters saß, kam nicht eine Spur von Heimweh. Das roch alles nach frischer Wäsche, bei der man immer gern atmet. Das klang alles nach Liebe und frommem Sinne. In allen Tönhöhen ging's: „Gelobt sei Jesus Christus! Gelobt sei Jesus Christus!“ In schnarrendem Bass kam's aus der Kehle der uralten Mater Paula, in tönendem Alt aus dem Munde der ernstesten, großäugigen Schwester Felizitas. Die meisten taten's im Sopran, und wie Vögel im Wald wisperten es die jungen Novizinnen. Und wenn die Glocke über mir läutete, da ging es in hundertstimmigem Chor von Schwestern und Waisenkindern: „Regina coeli laetare, alleluja!“ Denn es war ja Osterzeit. Und die Sonne konnte nicht goldiger scheinen, und der Garten konnte nicht üppiger knospen und lieblicher blühen.

Mein Gott, bloß das Examen bestehen, damit ich hier bleiben kann! Und sollte ich es nicht bestehen, dann wollte ich die Frau Generaloberin

bitten, doch hier bleiben zu dürfen. Ich wollte alle alten Uhren reparieren und alle neuen in Ordnung halten, denn von meiner Mutters Seite hatte ich auch diese Leidenschaft; oder ich wollte dem Hausmeister und Klosterzimmermann als Gehilfe dienen — sah ich doch soviel Wackliges und Beschädigtes, daß wohl ein ganzes Jahr lang Arbeit wäre —, oder ich wollte den Schwestern etwas Latein beibringen, denn das Latein war bei ihnen das einzige Unvollkommene, oder ich wollte — was wollte ich nicht noch alles, wenn ich bloß im Kloster bleiben dürfte. Was war mir geistlicher Stand und Priestertum gegen dieses wahrhaftig unaussprechliche Glück!

Und nun hatte ich das Examen bestanden. Niemand wollte es recht glauben. „Nach dreimonatiger Vorbereitung in die vierte Klasse kommen“, das war ein halbes oder ein Viertel Wunder! Das war der Finger Gottes, denn meinem eigenen Kopfe mit den wasserblauen Augen traute man in Anbetracht der großen Stiefel nicht soviel Fähigkeit und Glück zu. Wie einen Helden der Wissenschaft staunten mich die Klosterkinder an und wie ein Wunderkalb mit Menschenkopf die hübschen und sehr gelehrten Pensionärinnen, deren kleine, zierliche Schuhe vor meinen großen Stiefeln in unverstehbarer Scheu das Weite suchten bis auf die der frechen Frida Spitthof, oder wie sie hieß, die damals einen Zettel verlor, dessen Inhalt ich auf

meiner damaligen geistlichen Höhe gar nicht mehr verstehen konnte, dessen Wortlaut aber war:

Lieben und geliebt zu werden

ist das Schönste hier auf Erden.

Die Schwestern taten nichts anderes als den Willen Gottes. Sie hatten bei ihrem Eintritt ins Kloster mit Gott abgemacht, daß er ihnen seinen Willen, den sie ja in großen Zügen aus den Zehn Geboten und den Geboten der Kirche kannten, in allen Einzelheiten und Anwendungen durch den Mund der Oberin offenbare. Und Gott hatte stillschweigend zugestimmt. Da war auf einmal alles klar. Da gab es kein „Soll ich oder soll ich nicht?“. Sie gingen so sicher den Weg des Vaters und vollbrachten so treulich die Werke des Vaters wie Jesus. Gott wollte freilich recht viel Verschiedenes. Manche Menschen denken beim Worte „Gott“ fast immer an Beten. Aber das Beten ist doch eigentlich der geringste und schier selbstverständliche Teil des göttlichen Willens. Die Schwestern mußten wie Dienstmägde arbeiten, wie Hausfrauen mütterlich sein, wie Gräfinnen und Prinzenbräute adelig und vornehm sein, wie Engel beten, vor allem in der Gesinnung. Und sie brachten es fertig. Jede war Tochter, Mutter und Schwester, Dienstmagd und Herrin der anderen. Die eigentlich Regierenden im Hause waren die hundert Waisen und Fürsorgekinder. Hinter denen mußte sogar Gott zurücktreten. Wenn Jesus ge-

sagt hat: „Niemand kommt zum Vater außer durch den Sohn“, so deuteten die Schwestern diesen Ausspruch ganz richtig: „Niemand von uns kommt in den Himmel außer durch die Kinder, die uns Gott geschickt.“ Und da kochten sie und wuschen sie und kämmten sie und bürsteten sie und lehrten sie und mahnnten, drohten, schlugen, scholten, trösteten und heilten sie, bettelten und verschwendeten sie, daß es nur so eine Lust war — von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr.

Von mir waren drei Tanten im Kloster, die eine als Schwester, die andere als Pförtnerin und Botin im Laienkleid, die dritte als Gärtnerin. So war auch diesen beiden ihre Mädchensehnsucht nach einem gottgeweihten Leben erfüllt. Sie arbeiteten ohne jedes Entgelt — für mich, denn um ihretwillen durfte ich im Kloster bleiben. Die Schwestern wollten freilich alle Arbeiten, Mühen und Auslagen für mich nur um Gottes willen gelten lassen.

Klosterschwestern ehren die Priester der Kirche über alles. Sie sehen in ihnen wahrhaftig Jesus, aber doch in einer beinahe schon allzu hohen und unnahbaren Form und Gestalt. Sie sind glücklich, wenn sie ihnen dienen dürfen, aber es fehlt doch noch etwas an diesem Glück. Sie wollen Jesus in einer handlicheren, bedürftigeren Form, damit sie ihm wirklich alles sein können. Die Priester sind schon zu verklärt und erhoben. Da

trauen sich die Schwestern nicht mehr recht. Deshalb die große Freude, nun endlich einen Jungen zu haben, der Priester werden wollte, aber noch nicht soweit verklärt und erhoben war. So einem Jungen durften sie die Hosen flicken, die Hemden, Kragen, Stulpen, Socken, Taschentücher waschen, auch einmal eine halbe, vom eigenen Munde abgessene Semmel zustecken. Zu so etwas will nun einmal das Frauenherz Gelegenheit haben. Schon bei Jesus und den Aposteln war es so. Diese Frauen bedürfen nicht einmal einer umständlichen Berufung. Sie sind einfach da und kochen und puzen und nähen und sagen: „Alles für Jesus!“

Und es begab sich darnach: Er ging umher durch Städte und Flecken und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reiche Gottes. Und die Zwölfe waren bei ihm, und etliche Frauen, die von bösen Geistern und von Krankheiten gesund gemacht worden: Maria, genannt Magdalena, von welcher sieben Teufel ausgefahren waren, und Johanna, das Weib des Chyza, eines Beamten des Herodes, und Susanna und viele andere, die ihm darreichten von ihrer Habe.

Wenn Frauen und Männer zusammenkommen, da kann man kaum glauben, daß nicht ein Roman daraus wird. Es sollen nämlich die Frauen etwas ganz Schreckliches sein. Ich habe es ja zuerst gar nicht recht gewußt und nicht einmal geahnt. Ich

hielt sie eben für Menschen, die sich nur durch ihre Röcke, Schürzen und Zöpfe von den eigentlichen Menschen, die man auch Männer nennt, unterscheiden. Erst später, als ich schon in die höheren Grade geistlichen Wesens eingeweiht wurde, erfuhr ich das ganze Furchtbare. An zehn Namen wurde es uns erörtert. Leider habe ich sie wie viele wichtige Punkte der Theologie bis auf einen vergessen. Und der eine hieß: „Porta inferni“ „Thür zur Hölle“. Wenn ich dies schon eher gewußt hätte!

Wer kann es auch zwei so lieblichen roten Wangen, die immer röter werden können, und zwei so dunklen, süßtraurigen Augen, wie die Pensionärin Hildegard sie hatte, gleich richtig ansehen, daß hier die Thür zur Hölle geht! Es war überhaupt die Kirchthür, an der wir uns zum ersten Male trafen. Sie wollte heraus — ach richtig: aus der Kirche heraus. Das ist ja der Weg zur Hölle! — und ich wollte hinein. Da standen wir voreinander und wußten nur, daß wir uns nicht umrennen durften. Daß aber doch links und rechts ein Weg aneinander vorüber gefunden werden könnte, das schienen wir beide nicht richtig begriffen zu haben. Sie machte ein ganz böses Gesicht, mußte aber lachen. Ganz genau so soll es in der Hölle sein. Ich selbst konnte überhaupt kein Gesicht mehr machen. Das muß wohl eine Ewigkeit gedauert haben, während der die alte Welt zusammenstürzte und verging, und eine neue

Welt wurde und wir wieder auf der Welt waren, aber ganz anders, ganz anders. Als ob ich durch sie hindurchgegangen wäre, oder sie durch mich, oder als ob wir uns miteinander verwechselt hätten, so war es seit jenem Augenblick an der Kirchthür.

Gegen alle meine Berufspflicht und standesgemäße Rücksicht muß ich sagen, daß es sehr schön war. Wenn dies einem der Jünger Jesu passiert wäre, hätte er dasselbe sagen müssen. Und wir hätten dann von Jesus vielleicht eine Anweisung bekommen, wie sich christliche Jungen und christliche Mädel miteinander zu verhalten hätten. Aber diese Anweisungen hat er sich für die Zeit aufgespart, in der er als das Göttliche im Menschen, in den Jungen und Mädeln selber, leben würde. Es läßt sich nämlich kaum in Worte fassen und in Regeln zwingen. Worte und Regeln tun's nicht, sondern nur die innere Führung, das innere Leben.

Es traf sich, daß wir einmal zusammen aus der Maiandacht unter vielen andern durch den Hausflur des Klosters gingen. Sobald wir aus dem Gedränge der Kinder heraus waren, spürten wir, daß wir doch nicht so Seite an Seite durchs ganze Leben gehen könnten. Wir wollten auseinander, nach rechts und links, verwechselten aber in unbegreiflicher Verwirrung rechts mit links und links mit rechts und stießen so hart mit den Stirnen zusammen, daß wir beide Beulen und Kopfschmerzen

bekamen. Seitdem weiß ich, daß die Frauen dem Manne Kopfschmerzen machen können. Und wieder war es, als ob wir die Köpfe miteinander verwechselt hätten. Denn ich konnte immer nur an sie denken, während der normale Mensch doch meistens nur an sich denkt.

Sie sang Alt und ich spielte Violine. Da bei den Schwestern jegliches Können in den Dienst Gottes gestellt wurde, waren wir bei feierlichen Gottesdiensten zusammen auf dem Orgelchor der Kapelle. Das erstemal, da dies geschah, schraubte ich gerade an den Wirbeln meiner Geige und zupfte ganz leise Klänge aus den Saiten. Da stand sie auf einmal vor mir im lichten weißen Kleide. Die Morgensonne durchflutete ihr braunes Haar. Das war wieder eine Ewigkeit, während der die alte Welt unterging und eine neue wurde. Jetzt sah ich erst, wie schön sie war.

Ach, ich meinte, schon das Leben Jesu erlebt und das Neue Testament schier bis zum Ende verkostet zu haben. Jetzt sah ich ein, daß ich noch in den ersten Kapiteln der Genesis steckte.

Ich habe nur zweimal mit Hildegard gesprochen. Das heißt: sie hat zweimal mit mir gesprochen, und ich habe nur „Ja“ dazu gesagt.

Gar zu schön blühten die Bäume im Klostergarten, und ich ging die engen Wege zwischen den Beeten mit einem Schulbuch. Da kamen leise, aber ziemlich geschwinde Schritte hinter mir.

„Das muß die Hildegard sein“, dachte ich mir und schritt nun kräftiger aus — vielleicht aus Verlegenheit, vielleicht aus Berechnung, daß sie möglichst lange hinter mir einherlaufen sollte. Kein anrufendes Wort! Erst als ich in der letzten Ecke des Gartens war, hatten mich die leisen Schritte erreicht, und es kam wie Weinen und Lachen: „Joseph, du sollst einmal bald mit der Geige zu Mater Hedwig kommen!“ Das war die Chor-Dirigentin, die mir das Mädchen nachgeschickt hatte.

Wir sollten zu einer häuslichen Feier miteinander spielen. Da standen wir nun wieder beieinander, gaben aber der Mater Hedwig so verwirrte Antworten und spielten beide die Übung so falsch, daß uns Mater Hedwig wieder fortschicken mußte. Als mich Hildegard wieder einmal rufen mußte, sagte sie „Sie“ zu mir — und ließ mich allein zu Mater Hedwig gehen.

Sie hatte so wunderbar schönes, langes Braunhaar, daß ihre Zöpfe zu den Kniekehlen hinabreichten, und unsere Schulwege waren zum Teil dieselben, wenigstens bis zur Lessingbrücke. Ich ging aber lieber über den Domplatz und nur manchmal aus Vergesslichkeit über die Lessingbrücke heim. Denn ich hatte einen Rock, der mir so tief hinabreichte wie der Hildegard ihre Zöpfe. Und was bei dem einen Menschen schön ist, kann bei dem anderen sehr häßlich sein. Der Rock war aus der Erbschaft eines Geistlichen, der so klein war,

daß Mater Elisabeth, die gern für meine Bekleidung sorgte, mit großer Sicherheit behauptete, der Rock passe mir wunderbar. Aber ich fühlte es doch mit meinen leibhaftigen Händen, daß hinten die beiden Knöpfe nicht in der Taille, sondern dort saßen, wo kein Mensch Knöpfe hat.

Mit diesem Rocke war ich bis zur Lessingbrücke gekommen, als ich plötzlich sah, daß Hildegard durch die Promenade kam und hinter mir heimgehen wollte. Da brannten mich die beiden Knöpfe schier bis ans Herz hinauf. Ich lief, was ich laufen konnte, erreichte das Klosterportal und läutete, als ob der Brand auch schon das ganze Kloster ergriffen hätte. Bloß daß Hildegard die beiden Knöpfe nicht von nahem sähe.

Wer aber am Klosterportal so ungeziemend stürmisch läutet, muß lange warten, ehe aufgetan wird. Es verging eine Sekunde nach der anderen, eine Minute nach der anderen — jetzt kamen auch schon den langen Pfortengang entlang die Schritte —, jetzt stand es schon hinter mir. Und die Pforte öffnete sich immer noch nicht.

Aber auch dieser Rock ging entzwei und war es nicht imstande gewesen, uns beide zu entzweien. Wenn ich einmal zu spät aufs Chor zur Übung kam und Mater Hedwig ohne Geige beginnen wollte, sagte der Alt: „Ich singe erst, wenn wir

alle richtig beieinander sind." Aber es wurde immer noch kein Roman daraus. Zu Beginn des vierten Jahres unserer Liebe mußte Hildegard zu ihren Verwandten ziehen, und ich sah sie nur zwei oder dreimal noch aus ziemlich weiter Ferne. Das Leben Jesu ist immer sehr einfach, auch wenn Frauen mit ihm gehen.

24. Junge Teufel

Die meisten Menschen sind sich nicht bewußt, daß sie seit ihrer Taufe außer dem natürlichen Leben, oder vielmehr auf das innigste mit diesem vereint, das Leben Jesu in sich haben. Darum ist ihnen die Taufe nicht viel mehr als eine Zeremonie mit der rechtlichen Wirkung dauernder Zugehörigkeit zur Kirche Christi. Das Leben Jesu regt sich nicht selbständig, es tut kein Zeichen, daß es da ist.

Unter den Klosterkindern ging damals die Sage: Es lebe in Amerika ein Mädchen, das zu gewissen Stunden des Tages wie eine vornehme junge Dame aussehe, denke, rede, handle, ganz lieblich, ganz fein gebildet — zu anderen Stunden des Tages aber grunze wie ein Schwein, brumme wie ein Bär, fluche wie ein Fuhrknecht, lästere wie ein Teufel, während wieder zu anderen Stunden die liebliche, vornehme Stimme mit der grunzenden und fluchenden in Frage und Antwort, in Fiehn und Fluchen wechsle. Es war uns ganz klar, daß dieses Mädchen vom Teufel besessen

sei, und wir meinten, wenn nur ein richtiger Priester da wäre, würde er den Teufel schon im Namen Jesu austreiben. Ich habe später in einem ersten Buche gefunden, daß dieses Kindergerede in allen wesentlichen Punkten auf Wahrheit beruhe. Nur glaubte der Verfasser nicht an teuflische Beseffenheit, sondern redete von einer Spaltung der Persönlichkeit. Das Grobe und Wilde, das in jedem Menschen versteckt liege, beherrsche eine Zeitlang das Sprachvermögen des Menschen, während zu anderer Zeit das Feine und Zarte die Herrschaft übernehme.

Unser Religionslehrer meinte, das mit dem amerikanischen Mädchen wäre wohl Schwindel. Heutzutage gebe es nervöse, hysterische und tobfüchtige Menschen, aber keine vom Teufel Beseffene wie zur Zeit Christi. Die Herrschaft des Teufels sei durch das Christentum stark eingeschränkt worden. Er habe vor Kreuz, Sakrament und Weihwasser immer mehr zurückweichen müssen.

Die Beseffenen zur Zeit Jesu führten ein Doppelleben wie das amerikanische Mädchen. Die bösen Geister, die nach den Evangelien öfters sogar in größerer Zahl in einem einzigen Menschen lebten, regten sich ganz selbständig. Da wußte man, daß sie da waren. Jesu Leben im Getauchten regt sich aber meist nicht selbständig. Es tut kein Zeichen, daß es da ist. Das ist so Jesu Art.

Jesus wirkte nie gern eigentliche Zeichen. Er hatte eine Macht, die ganz seltsam auf die Herzen wirkte, aber ohne Zeichen. Er sprach, wie andere Menschen sprachen. Aber er sprach mit Macht. So übt Jesu Leben im Getauchten eine Macht, die oft ganz deutlich zu spüren ist, aber ohne Zeichen. Kein anderes Zeichen, sagt er, solle dem ungläubigen Geschlecht gegeben werden, als das des Jonas, der als „Schuldiger“ ins Meer gestürzt, aber nach drei Tagen von einem großen Fische wieder lebendig ans Land gespien wurde. Die anderen Wunder, die Jesus wirkte, waren eigentlich alles Wunder der Liebe und Barmherzigkeit. Er wirkte sie, weil er helfen wollte. Oft verbot er, überhaupt davon zu reden. So ist Jesu echte Art auch in seinem Weiterleben, in der getauften Seele, in der christlichen Gemeinschaft, in Kirche und Kloster, geblieben. Man soll Christi Lebensdasein nicht an Zeichen erkennen wollen, sondern an der Macht, an der Autorität seiner Worte und aller Worte, die in seinem Namen, d. h. aus seinem Wesen und Leben heraus, gesprochen werden — und an den Wundern der Liebe.

Man nennt den Teufel manchmal den „Affen Gottes“, weil er alles nachmacht, was Gott tut. Er möchte der Gott der Menschen sein und hält darum wie ein tüchtiger Kaufmann sein Konkurrenzgeschäft auf der Höhe. Früher hatte er ganz veraltete Methoden, fuhr in die Menschen, schüt-

telte sie, warf sie zu Boden, grunzte, brummte, blökte, lästerte aus ihrem Munde heraus, so daß die ganze Welt erkannte, daß er da war. Das war nun eine große Dummheit, denn ein solches Geschäftsgebaren erweckt wenig Sympathie. Außerdem verbot Jesus diese bauernknechtartige Quälerei der Menschen. Und folgen müssen die Teufel so gut wie die Menschen und Tiere. So kam es, daß diese Sorte von Teufelswirtschaft auf der Erde so ziemlich ganz ein Ende nahm. Jetzt wirkt auch des Teufels Leben im Menschen nur wie eine geheimnisvolle Macht, ohne besondere Zeichen. Er redet durch den Mund der Menschen sehr eindrucksvoll und überzeugend, und wenn er Wunder tut, so sind es Wunder des Hasses und der Lieblosigkeit.

Was ich hier geschrieben habe, ist alles nur ein armseliger Ausdruck für Dinge, die mit Menschenworten nicht so genau beschrieben werden können wie z. B. ein Baum oder ein Krieg. Aber man braucht sich nur selbst genau zu beobachten, um ziemlich klar zu erkennen, daß im Menschen außer der eigenen, denkenden und wollenden Persönlichkeit auch noch andere Persönlichkeiten irgendeine Rolle spielen, geistige Mächte, oft einander bekämpfend, beherrschend, oft einander trogend.

In den Evangelien wird sogar von Krankheiten, insbesondere vom Fieber, wie von Persönlichkeiten gesprochen, die hören können und gehorchen müssen.

Das gibt soviel zum Denken, daß zum Lachen und Spötteln keine Zeit mehr bleibt. Die Menschen wären am liebsten ganz allein Persönlichkeiten. Darum möchten sie sogar den dreipersönlichen Gott zu einem bloßen Gedanken, einer Vorstellung, einem „Soviel als ob“ machen. Sie nennen sich dann Idealisten, weil sie nur noch an Ideen glauben, nicht mehr an reale Tatsächlichkeiten.

Ich denke und rede gern so, wie die Evangelisten gedacht und geredet haben, oder wie der hl. Franz, der sogar den Schlaf seinen Bruder und Gesundheit und Krankheit seine Schwestern, die Armut sogar seine Braut nannte.

Am Samstag nach der Berufung der Fischer ging Jesus mit ihnen nach seinem Wohnort Kapharnaum und besuchte dort den sabbatlichen Gottesdienst. Er meldete sich zum Vorlesen und erklärte dann den vorgelesenen Text. Da fühlten seine Zuhörer wieder die Macht und Autorität. Was er gesprochen, das hat sich niemand gemerkt und aufgezeichnet. Aber die Hauptsache bei einer Predigt ist ja auch nicht immer der Inhalt, sondern daß man die Macht und Autorität des Göttlichen spürt.

Da schrie auf einmal ein „Besessener“ auf: „Was hast du mit uns zu tun, Jesus von Nazareth? Bist du gekommen, uns zu verderben? Ich weiß, wer du bist. Du bist der Heilige Gottes!“

Man liest in manchen frommen Büchern, daß

die bösen Geister nicht recht wußten, daß Jesus der Messias und Gottessohn sei. Aber man sieht hier, daß sie gar nicht so dumme Teufel waren.

Jesus schalt nun den unreinen Geist, wie man einen kläffenden Hund schilt: „Sei still und schere dich fort aus diesem Menschen!“ Da schmiß der Geist den Menschen mitten in die Synagoge, wie ein zorniger Müllerknecht den Sack hinschmeißt, und fuhr aus.

Lukas, der Arzt, hat sich erkundigt, ob dem Menschen bei dieser rohen Behandlung ein Schaden geschehen sei. Aber es war nicht.

Die anwesenden Menschen fuhren auf in Staunen: „Was ist das! Mit Macht befiehlt er den unreinen Geistern, und sie müssen ausfahren!“

Ich weiß nicht, ob es schon alle erfahren haben, wie es ist, wenn einen eine Macht befällt. Das ist keine Lehre, keine Weltanschauung, das ist eben Macht! Seien wir froh, daß wir wenigstens dieses Wort dafür haben!

Abends wußten es schon alle Dörfer ringsum.

Jesus war wieder einmal am Aufräumen. Und da war es so wie bei meiner Schwester Hedwig: Wenn sie erst einmal mit dem Aufräumen beginnt, hört sie nicht gleich auf.

Nach dem Gottesdienst ging Jesus mit Petrus in dessen Haus, um die kranke Schwiegermutter des Petrus zu besuchen. Sie hatte das „große Fieber“, wie man damals sagte. Die Jünger

haben Jesus, er möge doch die Kranke heilen, und Jesus beugte sich über sie, faßte sie bei der Hand — und als ob das Fieber ein verständiges, Gehorsam leistendes Wesen wäre, gebot er ihm, und das Fieber verließ die Kranke. Sie stand sogleich auf und bediente ihre Gäste.

Unterdes hatte es sich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf herumgesprochen, was für eine Macht Jesus ausübe. Ach, wie gern hätte man alle Kranken zu Jesus hingetragen! Aber es war Sabbat, und vor Sonnenuntergang durften die Juden nur ganz kurze Wege machen und nur ganz leichte Lasten tragen. Da paßte man und paßte man, ob die Sonne nicht bald untergehe, und es schien, als ob sie heute besonders langsam untergehen wolle. Aber schließlich ging sie doch unter, und jetzt kam's von allen Straßen: Lahme und Gichtbrüchige schleppten sich an Krücken einher oder wurden auf Bahren oder Sesseln herbeigetragen, Mondsüchtige und Beseffene geisterten mit ihren bleichen Gesichtern herbei. Die ganze Stadt war beinahe vor dem Hause Petri versammelt.

Ich war einmal Kaplan in einer Stadt, um die herum viele Gutshöfe, Ziegeleien und Fabriken lagen. Hunderte von Menschen waren dort beschäftigt, die zwar deutsch arbeiten, aber nicht deutsch sprechen konnten. Schon lange Zeit war kein Priester zu ihnen gekommen, der ihre

Sprache verstanden hätte, so daß sie an Sünden aller Art krank waren. Eines Sonntags morgen kamen zwei solche Menschen an meinen Beichtstuhl und fingen polnisch zu beichten an. Zufällig — oder da ich dieses dumme Wort eigentlich bei meinem Glauben an Gott nicht gebrauchen will —, zu gottbestimmter Zeit hatte mir eine katholische Buchhandlung mehrere fremdsprachige, aber mit Aussprache und Übersetzung versehene Beichtspiegel zugesandt. Da nahm ich die Leute in die Sakristei, las die Fragen aus dem betreffenden Büchlein ab — sie nickten oder schüttelten mit dem Kopfe, zeigten mit ihren Fingern, lasen auch den Text mit, weinten vor Freude und vor Reue, und ich konnte ihnen die Lossprechung geben. Zwei Stunden später hatte ich wieder alles vergessen. Aber am späten Nachmittag, als ich mich gerade ein wenig des Sonntags freuen wollte, klopfte es schüchtern an meine Thür. Ich hatte kaum jemanden kommen hören, so leise waren sie gekommen. Der ganze lange Korridor stand voller Menschen. Die ersten fingen an, in einer fremden Sprache mit mir zu reden. Ich verstand sie nicht und wußte nicht, was sie wollten. Dann kamen andere und sprachen in einer anderen Sprache. Ich war totverlegen. Sie sahen alle aus, als ob sie dürsteten und hungerten. Schließlich drängte sich ein junger Italiener vor. Den verstand ich: Die Leute wollten beichten. Mein Gott, was sollte ich

tun? Ich nickte mit dem Kopfe und holte meine fremdsprachigen Beichtbüchlein herbei. Es war eine mühselige Arbeit, und es dauerte bis lange nach Mitternacht, ehe ich nach dieser mühseligen Methode zu Ende kam. Denn es hatten sich noch viele andere dazugefunden. Zuletzt kam einer, dessen Sprache ich gar nicht feststellen konnte. Es war wohl ein Kroate. So sehr ich auch mit den Achseln zuckte, er fiel doch vor mir nieder und beichtete und weinte ganze Ströme. Und als er merkte, daß ich immer noch nicht meine Hand erhob, da ich ihn doch gar nicht verstanden hatte, da griff er mit bittflehendem Antlitz nach meiner Hand und zog sie nach seiner Stirn. Was ich dann getan habe, sage ich nicht, denn ich fürchte mich vor den strengen Moraltheologen.

Als ich nun endlich zur Ruhe gehen wollte, merkte ich, daß die Leute noch alle vor meiner Thür standen oder, auf der Diele sitzend, eingeschlafen waren. Natürlich! Das Haus war ja zugesperrt. Ich winkte ihnen mit dem Schlüssel, sie sollten mit zum Tore kommen. Allein da wiesen sie alle nach ihren Lippen und falteten dann fromm die Hände. Aha! dachte ich, sie wollen bald kommunizieren, da sie früh um 5 Uhr schon wieder in den Ställen sein müssen! Ein Engel des Herrn hatte den Pfarrer krank werden lassen, den vielen Kloster-schwestern die Augen zugehalten, den anderen Geistlichen auf eine Reise geführt und den Haus-

diener bestechlich gemacht. Aber wegen meiner Kollegen, der strengen Moralthologen, sage ich es auch heute nicht, was ich jetzt wieder tat. Etwa gegen drei Uhr war in der Kirche ein Beten, Seufzen und Frohlocken in sechs verschiedenen Sprachen, und gegen halb 4 Uhr gingen dreißig Männer und Frauen, Jungen und Mädchen beim ersten Morgendämmern all die Straßen, Wege und Steige von der Stadt nach den Dörfern und Höfen ringsum.

Der Heiland hat ja damals in Kapharnaum die ganze Nacht zu tun gehabt mit dem Handauflegen und Gesundmachen. Es fuhren auch Teufel aus von vielen und schrien: „Du bist der Sohn Gottes!“ Er schalt sie aber und ließ sie nicht reden, obwohl er sich vor keinem Pfarrer zu fürchten brauchte. Lukas sagt: „Weil sie wußten, daß er Christus war“ — und dies sollten die Leute von allein merken, ohne daß es die Geister verrieten.

Ich legte mich ja gleich ins Bett, denn um halb 5 Uhr sollte ich schon die Klosterschwestern kommunizieren. Jesus aber flüchtete sich an einen einsamen Ort, um dort zu beten. Vergeblich suchten ihn die Kapharnaiten, bis ihn endlich Petrus fand und ihn im Namen der Leute bat, doch in Kapharnaum zu bleiben. Jesus aber sprach zu ihnen: „Auch anderen Städten muß ich das Evangelium vom Reiche Gottes predigen. Denn dazu bin ich gesandt.“

Und er lehrte in den Synagogen von Galiläa.

Auch in der Nachbarprovinz Syrien hatte man von Jesus gehört. Sogar aus dem heidnischen Zehnstädtelände östlich und nördlich von Galiläa und aus Judäa und Peräa strömten Menschen herbei, brachten Kranke, folgten Jesus nach. Auch ich wurde gar manchmal in die Dörfer, Höfe und Krankenhäuser ringsum gerufen, um mit meinen Beichtbüchlein Wunder zu thun. Aber da ist die Uhr meines Evangeliums wieder einmal stark vorgelaufen. Ich will ja doch vom Leben Jesu bei den Hedwigsschwestern erzählen.

Bei den Hedwigsschwestern geht ein gut Theil des Lebens aufs Teufelaustreiben darauf. Diese geschehen aber nicht mit Exorzismen und allerhand Zeremonien, sondern mit den tausenderlei Mitteln weiblicher, mütterlicher Liebe und Strenge, Pflege und Erziehung, Belehrung — und manchmal auch Verprügelung, worüber freilich der staatlichen Behörde genauer Bericht einzureichen ist, denn im modernen Staate ist es nicht einmal erlaubt, einen Teufel zu verprügeln.

Man hat sich in unserer Zeit einen Allgemeinbegriff von Kind gebildet, der so ziemlich alles enthält, was lieblich, zart, süß, kostbar, unantastbar und heilig ist, und man spricht diesen Allgemeinbegriff fast immer mit großer Nührung und Salbung aus. Und wenn Revision ist oder es kommt einer von der hohen Geistlichkeit und die Kinder sind hübsch angezogen und gewaschen

und gekämmt und singen unschuldig gedichtete Kinderlieder und deklamieren von lebenslänglicher Dankbarkeit, da erweist sich der Allgemeinbegriff als richtiger denn sonst solche Allgemeinbegriffe.

Und ich will auch sagen, daß er auf einen großen Teil der Waisen- und Fürsorgekinder des Hedwighauses paßte. Aber man muß einmal unter den jungen Teufeln gelebt haben, um zu verstehen, daß die Teufelaustreibung eines der größten Wunder ist, das die Hedwigsschwestern wirken.

Die Mädchen hatten nur kleine Teufel, gewöhnlich in der Siebenzahl. Mir gegenüber aber zeigten sie sich immer als Engel, so daß ich in diesem Punkte nicht aus eigener Erfahrung reden kann. Die Jungen hingegen brachten alle großen Teufeleien mit, die bei ihnen daheim ihr Unwesen getrieben hatten. Auch da blieb den lieben Schwestern viel verborgen, da des Teufels Großmutter, die Heuchelei, eine gewisse Rücksichtnahme auf die geweihten Schleier angeordnet hatte. Aber zu mir haben sogar die Teufel Vertrauen. Vor mir zeigten sie sich, wie sie waren.

Es ist ein großer Unterschied: Bei einigen Kindern war das Böse bloß besuchsweise da, etwa wie ein Einbrecher, der flink kommt, flink stiehlt und zerstört, flink davonrennt; bei anderen lag es massiv in der Natur, wie eine träge Masse; es rührte sich kaum. Die letzteren waren die artigeren, die ersten die besseren.

Da ich ein Evangelium Christi schreiben will und nicht eine Geschichte des Teufels, so übergehe ich alles, was ich in dieser jungen Verbrecherwelt erfahren und gelernt habe. Wenn man hofft, solche Teufel auszutreiben durch guten Schulunterricht, durch Bibel und Katechismus, so glaube ich, daß man sich irrt. Der Teufel im Jungen lernt sogar Bibel und Katechismus gut auswendig und erwirbt sich die besten Zensuren in Religion, während der Junge unberührt bleibt von der Religion. Die Schwestern hatten ein anderes Mittel der Teufelaustreibung. Sie führten einfach das Leben Jesu. Ihre Gestalt, ihr Gesichtsausdruck, alles, was sie sagten und taten, war eine Darstellung Jesu. Und vor diesem Anblick mußten die Teufel weichen.

Als zukünftiger Geistlicher lebte ich unter den Kindern ziemlich unschuldig und gab ihnen ein gutes Beispiel. Es mag sein, daß das Leben Jesu in mir sichtbar wurde. Die wildesten Jungen schlossen mit mir Freundschaft auf ewig. Sie vollbrachten keine Teufelei, wenn ich dabei war oder wenn ich nicht ausdrücklich zustimmte. Das ging einige Zeit. Dann sagte einer der Jungen, ich solle doch nicht mehr zu ihnen in die Jungenstube kommen, sie hielten das nicht aus.

„Was haltet ihr denn nicht aus?“

„Wir können nicht solange gut sein.“

Unterdessen waren mehrere neue Jungen dazu

gekommen, zwei von ihnen aus einer anderen Erziehungsanstalt. Es waren wahre Helden. Der eine rühmte sich, schon zwei starke Männer erstochen zu haben, der andere besaß einen großen Geldsack, den er unter den Gebüsch an Schwarzwasser zwischen Leerbeutel und Hundsfeld versteckt habe. Um nun diesen Helden ein wenig die Stange zu halten, erklärte einer meiner Freunde, er sei der Sohn eines Grafen; sein Schloß stehe ganz in der Nähe der Heuscheuer, und ich sei schon daran, diesen herrlich stolzen Bau samt dem Wappen zu malen.

In der nächsten Nacht aber schloß mein Freund mit den Neuen und mit denen, die es nicht mehr aushielten, solange gut zu sein, ein feierliches Bündnis. Sie wollten mich ermorden. Einer von den Bündlern verriet es mir am frühen Morgen und brachte mir untertags unter dem Vorwand, bei mir zu spionieren, laufende Nachrichten über die Vorbereitungen. Also: Wenn die Schwestern zum Abendgebet in der Kapelle seien. Die Taschmesser seien alle vorbereitet, mit Spagatschnur umwickelt, damit sie nicht zusammenknicken, wenn etwa die Klinge auf eine meiner Rippen träfe. Ich solle ja mein Zimmer fest zuschließen, aber einer wolle die Art vom Klosterzimmermann heraufbringen. Auch ein wenig Pulver hätten sie, und sie suchten ein Rohr, um eine Flinte daraus zu machen.

Ich kann mich noch erinnern, daß ich das Komplott zwar ernst nahm, aber auf keinen Fall den Schwestern Mitteilung davon machen oder sonst irgendeine Vorkehrung zu meinem Schutze treffen wollte. Habe ich doch immer gemeint, daß jede Bosheit ausreifen müßte, je eher, desto besser, und ich hielt es gut für die Jungen, wenn sie mir etwas antäten und dann ihr Unrecht einsähen. Kein kluger und auf seine Sicherheit bedachter Mensch wird dies verstehen können. Ich selber reibe mir jetzt noch die Augen, ob ich denn damals wirklich ein solcher Ideologe war. Aber die Klugheit ist eben nicht das einzige, was den Menschen regiert. Denke ein jeder davon, wie er will!

Als die Klosterglocke zum Abendgebet der Schwestern geläutet hatte, machte ich meine Schulbücher zu, kniete zu einem kurzen Abendgebet nieder und zog mich dann aus, um zu Bett zu gehen. Ganz still war es im ganzen Hause, so daß ich aus der Kapelle herauf deutlich die Worte vernahm:

Custodi nos Domine ut pupillam oculi,

Sub umbra alarum tuarum protege nos!

Da gings holberdipolder die Treppe vom Knabensaale herunter, den langen Korridor entlang, auf mein Zimmer zu. Vor der Thür eine rasche, aufgeregte Beratung. Da sprang ich auf, riß die Thür sperrangelweit auf, sah den Jungen mit der Art, sah ein Duzend verzerrter Knabengesichter, sah allerhand Stemmeisen, Hämmer,

Bohrer aus der Werkstatt des Klosterzimmermanns — und viele Taschenmesser mit ihren Spagatschnurverbänden.

Lacht über meine dumme Heldenhaftigkeit — ich lache selbst darüber! Ich riß das Hemd an der Brust auf und rief den Jungen zu: „Los! Stecht!“

Da krümmten sie sich wie junge Löwen vor der Peitsche — ich weiß nicht genau, ob sich junge Löwen wirklich krümmen —; da zischten sie wie Ragen. Die Vorderen drängten zurück, die Hintere drängten vor und zückten die Messer, bis auch sie in den Bann meines weißen, vom Zimmer her beleuchteten Hemdes kamen und ebenfalls gelähmt wurden.

Das muß so eine Zeit gedauert haben. Denn jetzt kam die gefürchtete (und doch so grundgütige) Jungenschwester Roberta, die von einer wachhabenden Kandidatin rasch zu Hilfe gerufen worden war. Die Jungen stürzten wie ein umgedrehter Wasserfall die Treppe hinauf und verkrochen sich in ihre unschuldigen Betten.

„Was ist denn los, Joseph?“ rief Schwester Roberta außer Atem.

„Wir wollten nur ein wenig Indianer spielen!“

„Aber im Hemde! Joseph!“

„Ach das ist bloß das Rochett des weißen Missionärs!“

Da kam Schwester Roberta wieder zu Atem und

mußte laut lachen, obwohl dies gegen die Regel war, wenigstens nach dem Abendgebet.

Meiner geistlichen Würde hat die Szene bei den Schwestern schweren Eintrag getan. „Er ist im Hemde auf dem Korridor gewesen und hat mit den Jungen Unfug getrieben!“ Zum ersten Male kamen den guten Schwestern Zweifel an meinem Beruf zum Priestertum.

Aber die Jungen waren gerettet — vor der Schwester Roberta und vor ihrer Bosheit. „Warum habt ihr nicht gestochen?“ fragte ich sie am anderen Tage, da sie immer noch unter der Furcht vor Schwester Roberta standen. „Wir konnten nicht“, war die Antwort.

Seit jenem Abend war ich wie ein König und wie ein Priester unter den Jungen. Zwei von ihnen sagten ausdrücklich, es täte ihnen jetzt leid, und sie möchten auch Geistliche werden, ich solle ihnen lateinischen Unterricht geben. Gern! Und ich holte wieder den lateinischen „Tisch“ und den „Schiffer“ und den „Landmann“ herbei; sie mußten sich biegen wie einst beim Pater Hermann, bogen sich aber noch viel wunderlicher, bald über den Tisch hinweg, bald unter dem Tisch hindurch, und bekamen Endungen, von denen sie sich nie hatten träumen lassen.

Es ist eben eine Tragik, daß die Vorbereitung zum Priestertum gerade mit solchen Beugungen beginnen muß.

Auch mein Freund — er hieß Kloppich und war einer der stattlichsten Jungen — hatte sich in sich gekehrt. Sein Sinn ging aber nicht nach dem Sakrament der Priesterweihe, sondern nach dem Sakrament der Ehe.

„Das ist mir auch sympathisch“, sagte ich ihm.
„Wen willst du heiraten?“

„Die Anna Müller.“

„Die ist aber im Pensionat und wird sich mit dir nicht einlassen wollen“ — denn die soziale Gliederung der menschlichen Gesellschaft war auch im Kloster allgemein anerkannt; jedoch fehlte es, wie man sieht, nicht an Versuchen, diese Ketten zu durchbrechen.

„Darum sollst du mir,“ sagte Kloppich, der sich unterdes von seiner Grafenwürde und seinem Schloß an der Heuscheuer selbst überzeugt hatte, „einen Brief für mich an die Anna Müller schreiben, so wie es für meinen Stand paßt. Ich will ihn morgen in der Schule der Anna Müller in den Nacken stecken.“

Ich habe mich literarischen Aufträgen gegenüber immer nachgiebig gezeigt; es lockte mich, einen solchen Liebesbrief zu schreiben, und ich schrieb ihn.

„Du mußt ihn aber erst abschreiben,“ forderte ich, „damit es nicht herauskommt, daß ich ihn geschrieben habe.“ Denn die Schwestern haben doch für solche Eheangelegenheiten kein Verständnis.

Kloppich schrieb den Brief nicht ab, da ihm meine

Schrift bei weitem aristokratischer vorkam als seine eigene, und Anna Müller lief mit dem Briefe zur Frau Generaloberin: „Den hat bloß der Wittig Joseph für den Kloppeich geschrieben!“ Ich hörte später — aber nicht mit besonderer Freude, denn ich konnte die Anna Müller nicht leiden —, daß sie den Brief nur aus Zorn darüber, weil er nicht für mich selber warb, zur Frau Generaloberin getragen hatte.

Da war nun der Jammer bei den Schwestern groß! „Der Joseph hat so einen Brief geschrieben! Der kann doch nicht Priester werden!“

Mit ihren großen Augen begann die damalige Sekretärin, Schwester Felizitas, die Inquisition. Ich hatte diese Schwester vor allen anderen lieb, und ich hätte ihr am liebsten all meine Schlechtigkeit eingestanden.

Aber sie begann zu zeitig: „Joseph, du hast diesen Brief geschrieben!“

„Nein“, antwortete ich trozig, denn ich habe das Inquisitionsverfahren nie geliebt, und ich meinte, ein richtiger Junge gesteht von allein, was er gestehen will.

Da wurden nun alle Motive herbeigeführt, die mich zu einem bußfertigen Bekenntnis bringen sollten, zuletzt meine drei Tanten mit ganz rothgeweinten Augen. Das ging mir sehr nahe; ich kann nasse Augen nicht sehen! Und meine ganze Kraft zerbrach, und ich begann zu heulen, daß mir die

Tränen aus den Augen, um die Nase und schließlich auch durch die Nase flossen.

„Du hast den Brief geschrieben, gesteh' es doch! Man sieht es ja aus der Schrift, und der Kloppich hat es auch gesagt!“

„Der Kloppich hat es nicht gesagt!“, schluchzte ich mit der ganzen Tapferkeit der von Jungentreue erfüllten Seele.

„Aber du hast ihn doch geschrieben!“

Da kam mir eine tiefe Verachtung. Wenn sie es so genau wissen, warum soll ich es noch sagen? Darum sagte ich wiederum: „Nein!“

Meine Tanten und einige Schwestern begannen Novenen zum Heiligen Geiste, behandelten mich aber freundlich und sprachen gar nicht mehr von dieser Angelegenheit. Im Schwesternrate war beantragt worden, mich aus dem Kloster fortzuschicken. Aber Schwester Felizitas sagte, man müsse einem Jungen Zeit lassen, und es sei etwas ganz Gutes, wenn er nicht gleich alles aus sich herausfragen lasse. Das erfuhr ich aber erst später.

Die Novene zum Heiligen Geiste hatte schon am dritten Tage einen vollen Erfolg. Der rechte Jungengeist entwickelt sich gern nach den Wünschen des Heiligen Geistes, wenn man ihm nur Zeit läßt. Ohne daß irgend jemand davon wußte, schlich ich am dritten Tage zu der Zelle der Schwester Felizitas und klopfte an. Ein männliches „Ave“ war die Antwort. Nach der Klostersitte blieb ich

aber vor der Türe stehen, da die Zelle zur klösterlichen Klausur gehörte. Nun öffnete Schwester Felizitas, und ihre Augen wurden so groß, daß ich weder Türe noch Zelle noch Schwester sah, sondern nur diese Augen.

„Schwester Felizitas, ich habe den Brief geschrieben!“

Da senkte sie ihre Hände und breitete sie aus, besann sich aber, daß es für eine Klosterschwester nicht passend sei, einen so großen Jungen zu sich emporzuziehen.

„Sie können es auch allen sagen, daß ich gelogen habe!“

Da nahm sie mich bei der Hand und führte mich in den Garten und erzählte mir, daß sie auch selber einst schwere Kämpfe durchgemacht habe. Dann ging sie eilig fort, bedeutete mir aber, zu warten, und brachte nach einer Weile aus der Zelle der Generaloberin ein Schüsselchen ganz süßer Erdbeeren.

So war bei den Hedwigsschwestern die Methode der Teufelaustreibung.

25. „Sprich nur ein Wort“

Meine erste Lehrtätigkeit nach der Berufung zur dauernden Nachfolge Jesu, also nach der Aufnahme in die Untertertia des Katholischen Gymnasiums, dessen Schüler wohl zum größeren Theil anfänglich, wenn auch mit ganz unbestimmtem Wollen und Sollen, Priester werden wollen oder sollen, war ein Aufsatz über den Kastanienbaum. In tausend Blüten stand eine Doppelreihe solcher Bäume auf der Domstraße, die wir alle Tage schulwärts oder heimwärts zogen. Ich wollte etwas ganz Wunderbares über diese Bäume schreiben: Es wäre einmal eine Zeit gewesen, da wären alle Bienen gestorben und hätten kein Wachs mehr bereiten können. Da sind die Domherren alle auf einmal traurig geworden, denn nun konnten sie nicht mehr an den Altären des Domes die heilige Messe lesen; es fehlten die Kerzen. Selbst die schöne Madonna vor dem Domportal neigte trübe ihr Haupt. Was nützte ihr das steinerne Kindlein, das sie in ihren Armen hielt, wenn es nicht alle Morgen lebendig wurde in Hostie und Kelch? Doch als die Not am

Höchsten war, machten die trauernden Domherren ein Gelübde, daß sie nun wieder ganz arm und heilig leben wollten, daß sie alle Pracht der Welt, ihre Purpurkleider, ihre goldenen Ketten, ihre fein lackierten Karossen und ihre stolzen Pferde abtun wollten, wenn ihnen Gott nur wieder Kerzen schenken würde. Da ließ der kluge Bischof lauter junge Kastanienbäumchen in die Stadt hineinfahren und pflanzte jedem Domherrn eines vor die Thür. Und als der Frühling kam, wuchsen an diesen Bäumchen soviel lichte, weiße, blühende Kerzen, daß nun alle Altäre geschmückt werden konnten. Und der Papst gab Indulgenz, daß diese Blütenkerzen als brennende Kerzen gelten konnten. Seitdem haben die Breslauer Domherren keine Karossen und keine Pferde mehr.

Als ich ungefähr so weit mit meinem Aufsatz war und nicht mehr weiter konnte, sagte mir mein damaliger Gönner und väterlicher Freund, ein Obergerterianer: „Solchen Unfug darf man auf dem Gymnasium nicht machen! Du mußt anfangen: ‚Einer der schönsten Bäume unseres deutschen Vaterlandes ist der Kastanienbaum.‘ Dann mußt du erstens den Stamm, zweitens die Krone, drittens die Blätter, viertens die Blüten, fünftens die Früchte beschreiben und kannst im Schlusse sagen, daß es auch essbare Kastanien gibt.“

Wie gern habe ich mich immer solcher Autorität gefügt! Ich wurde auch reichlich dafür belohnt,

denn ich bekam für den ersten Aufsatz gleich die Zensur: „Befriedigend“.

Schulplanmäßig hatten ja auch die Aufsätze nicht die Bestimmung, das Evangelium vom Reiche Gottes zu verkündigen. Dafür waren die Religionsstunden da. Unser Religionslehrer war ein großer Gelehrter, der sich durch seine Forschungen über den literarischen Nachlaß des hl. Bonifatius und über die Persönlichkeit des hl. Johannes Nepomuk einen guten Namen gemacht hatte. Da er klein von Figur und Graffschafter von Geburt war, hatte ich anfänglich großes Vertrauen zu ihm und horchte ihm sehr aufmerksam zu, aber leider nur mit dem Herzen und nicht mit den Beinen. Als ich gerade mitten drin in der Erbauung war, hörte er auf einmal mit dem Reden auf, senkte seine Brille tief in sein Notizbuch, richtete sie scharf auf mich zu und sagte dann nach einer Weile, währenddes alle übrigen Schüler der Richtung seiner Brille folgen konnten: „Wittig Joseph, du wackelst fortwährend mit den Beinen. Du störst die ganze Religion!“

Da war mit einem Male alle meine Liebe zur Religion erstorben, wenigstens innerhalb der Gymnasialklasse. Glücklicherweise wucherte sie aber draußen um so reichlicher in mein Leben hinein. Es kam die Zeit, in der ich die Geschichte des Hauptmanns von Kapharnaum und des Jünglings von Naim tiefinnerlich in mir erfuhr.

Als Jesus nach Kapharnaum kam, lag eines Hauptmanns liebster Knecht todkrank darnieder. Als der Hauptmann von Jesu Heilkätigkeit hörte, schickte er Älteste der Juden zu ihm und ließ ihm sagen: „Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual.“ Die jüdischen Ältesten sprachen: „Er ist würdig, daß du ihm dies tust, denn er liebt unser Volk und hat uns auf eigene Kosten eine Synagoge gebaut!“ Jesus antwortete: „Ich will kommen und ihn gesund machen.“ Da er aber nicht mehr fern vom Hause war, schickte der Hauptmann Freunde an ihn und sprach: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund! Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegersleute unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh!, so geht er, und zu dem anderen: Komm!, so kommt er, und zu meinem Knechte: Tu dies!, so tut er's.“ Da Jesus dies hörte, war er voll Wunder und sprach zu denen, die ihm folgten: „Wahrlich, einen so großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!“ Und als die Boten des Hauptmanns wieder nach Hause kamen, fanden sie den kranken Knecht gesund.

Keine Person des Neuen Testamentes wird in der katholischen Kirche so oft und so innig erlebt wie der Hauptmann von Kapharnaum. Sooft der Augenblick kommt, da Jesus in der hl. Kom-

munion durch das Thor des Mundes eintreten will in das Herz der Menschen, neigen sich alle tief und sprechen: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, und so wird meine Seele gesund.“ Freilich ist der Glaube oft nicht ganz so groß in ihnen wie im Hauptmann von Kapernaum. Denn wenn Jesus nun wirklich nicht körperlich zu ihnen käme, sondern nur unsichtbar ihre Seele heilen wollte, würden sie doch recht enttäuscht sein und vielleicht gar nicht einmal fest an die Heilung ihrer Seele glauben. Oder aber, sie glauben doch nicht ganz ehrlich an ihre Unwürdigkeit und meinen: Irgendwie müßten sie doch würdig sein, denn St. Paulus hat ja doch geschrieben: „Wer unwürdig den Leib des Herrn ist oder sein Blut trinkt, der macht sich schuldig des Leibes und Blutes des Herrn.“ Da haben wir oft als Gymnasiasten darüber gestritten. Wer würdig ist, dürfe nicht sagen, er sei unwürdig; wer aber unwürdig ist, könne nicht zur Kommunion gehen. Bis mir eine Klosterschwester den Schlüssel zu diesem Rätsel gab, indem sie sagte: „Man wird nicht würdig durch Gerechtigkeit und Tugend und auch nicht durch das hl. Sakrament der Beicht, sondern man wird erst würdig, wenn man ehrlich denkt und sagt: Ich bin nicht würdig, möchte es aber von Herzen gern sein!“

In diesem Sinne hatte ich wohl alle Wochen

einmal den Hauptmann von Kapharnaum gespielt, schon seit meinem zwölften Lebensjahre, und habe den Hauptmann immer als den größten und wahrsten Heiligen verehrt. Nun aber kam eine andere Zeit.

Der Klostergarten blühte zum zweiten Male über den schmalen Gängen und Gemüsebeeten, und das Vogelvolk in den Büschen und Zweigen feierte eine Hochzeit nach der anderen. Einige Gänge des Gartens waren uns Jungen zugewiesen. In den anderen schimmerte es von weißen Schwesternschleiern und bunten Mädchenkleidern. Überall sang es, überall leuchtete es, überall duftete es. Eine Seligkeit ohnegleichen! Ich wußte nicht mehr, wie mir war. Floh auf mein Zimmer, ließ mich wieder in den Garten locken, floh wieder in das Zimmer, schlich in die Kapelle vor den Tabernakel, studierte, betete, dachtete, liebte, entsagte, und es war alles süßer Rausch und wahre Seligkeit.

Ich saß wieder in meiner Stube und mühte mich mit meinen Schularbeiten. Wie reckten sich doch auf einmal die Arme aus den Jackenärmeln! War ich denn über Nacht auseinandergegangen? Auch die Beine waren offenbar länger geworden, denn sie paßten nicht mehr so recht unter Stuhl und Tisch; ich stellte sie bald so, bald so.

Was war denn das auch für ein Traum gewesen vergangene Nacht? Mein Gott, es war gut, daß es ein Traum war und nicht gewollte Wirklichkeit.

keit! Zu zauberhaft war alles. Soviel Lust und Glück, wie ein Einbruch in das Paradies, wie eine süße Frucht vom Baum des Lebens. Daß man dies nicht freiwillig denken und wollen darf, daß dies verbotenes Gut war, stand wie eine Naturschrift in meinem Herzen. Und ich wußte nicht einmal recht, was es gewesen war.

Eine Verwirrung ohnegleichen befiel mich. Was fesselte mich auf einmal an den Gelenken? Was zog mich in den Armen? Was saß mir da auf der Schulter, wie eine schwere Last? Was trieb mein Herz zu lautem, regellosem Klopfen?

Einige Minuten später verdunkelte sich das ganze Zimmer. Rote Flammen lohten auf in meinen Augen. Das Paradies meiner Kindheit hatte seine Tore zugesperret, ich war verbannt, ich war auf einer traumlosen, öden Erde. Wie mit Ruten und Stöcken gezüchtigt, müde und zerschlagen, ging ich vom Tisch zur Thür, von der Thür zum Fenster.

Ich hatte erfahren, daß ich nicht mehr ein Kind, sondern ein Mann sei, ein Mann in Sünde. Ausgeschlossen von der fröhlichen Schar schuldbloser Kinder! Nein, in diesen blühenden Garten kann ich nicht mehr gehen! Nein, vor diesen guten, reinen Schwestern, vor diesen sonnigen Kindern, die im Garten auf und ab gehn, kann ich mich nicht mehr sehen lassen! Alles ist vorbei! Priester? Weiße Hostie, goldener Kelch, reine und unbefleckte Hände! Verloren ist mein heiliger Beruf.

Ich hatte es mir immer als den freudereichsten Augenblick gedacht, in dem ein Knabe erkennt, daß er Mann sei. Ich hatte gemeint, es müßten sich alle darüber freuen. Denn es ist doch der eigentliche Frühlingsbeginn; alle Sonne der Kindheit nur Vorfrühling. Durch ein heiliges Sakrament müßte das Mannwerden gefeiert und verkündet werden! Und nun war es in Trauer und Fluch gekommen. Kein Segen leuchtete nieder vom Himmel. Unstet und flüchtig war ich in den nächsten Tagen.

Ich dachte an Jesus. Auch dann war alles wie zerbrochen. „Ich bin nicht mehr würdig, auch nur an ihn zu denken!“

Am nächsten Sonnabend beichtete ich alles dem ernstesten, strengen, aber gütigen Priester, der damals die Seelsorge im Kloster übte, und sagte ihm: „Ich weiß, daß ich jetzt nicht mehr Priester werden darf.“

Hat er geantwortet: Priester werden ist nicht für Kinder, sondern für Männer, die alle Erschütterungen und Leiden des Mannestums erfahren und tragen müssen, damit sie in Wahrheit Priester sein können? Das hielt er wohl nicht für pädagogisch richtig, und er sagte deshalb nur: „Fasse wieder Mut und bleibe unschuldig! Vom Priesterberuf bist du noch nicht ausgeschlossen.“

Als ich am Sonntagmorgen die weiße Hostie in der Hand des Priesters sah, sprach ich wohl zum

ersten Male ganz aufrichtig und eindeutig: „O Herr, ich bin nicht würdig“, und hätte gewünscht, die heilige Hostie wäre an meiner verlorenen Kindheit vorübergegangen.

„Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“ —

Das erstemal glaubte ich, es handle sich um eine Krankheit der Seele, von der ich mit Hilfe Gottes wieder genesen könnte. Unter gesunder Seele verstand ich die kindlich-unschuldige Seele und bat deshalb um eine solche. Was war das für ein törichtes Gebet! Gott will doch auch Männerseelen! Ich kann es kaum ausstehen, wenn man so oft lobpreisend spricht von Männern mit kindlichen Herzen. Das sind meist Exemplare, bei denen irgend etwas in der geistigen Entwicklung zurückgeblieben ist. Der Heiland sagt freilich: „Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder, so könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Damit aber ist ein Werden, nicht ein Zurückbleiben gefordert. Zuerst Mann werden, dann in der vollen Männlichkeit so gläubig, so fröhlich, sorglos sein wie ein Kind! Alles andere ist Kindlichgetue von tiefster Minderwertigkeit.

Darum erhörte der Heiland mein Gebet nicht, auch als ich es täglich mit dem Psalmwort vortrug: „Cor mundum crea in me Deus, et spiritum rectum innova in visceribus meis.“ Ich sollte an dem Erleiden des Mannestums heranreifen.

Da ich dies damals noch nicht verstehen konnte oder, wenn es in mir einmal aufleuchtete, doch nicht recht in das bisher Erlernte einzuordnen vermochte, beichtete ich es als Todssünde, so oft sich meine Mannesnatur über alle ästhetischen Hemmnisse und Willensakte hinwegsetzte oder gar den Willen zur Zustimmung zu zwingen schien. Die Beichtväter taten ihre Pflicht an mir. Sie mußten mich nach meinem Bekenntnis behandeln. Da habe ich oft in die Hölle hineinschauen müssen, und einmal sollte ich auch wirklich glauben, daß ich geistig tot sei. Ich bekam keine Losprechung.

Geistig tot! Und ich konnte doch inniger beten als jemals zuvor! Fast sichtbar und greifbar trat das Bild Jesu vor meine Augen. Wo ich ging und stand, fühlte ich mich von der Gestalt des dornengekrönten Erlösers begleitet. Wenn ich geistig tot war, so hat mich Jesus auferweckt wohl zu derselben Stunde.

Aber das mochten falsche Vorspiegelungen sein. Es ist kein Jesus außer dem, der durch die Kirche spricht. Nach dem Rate meines Beichtvaters nahm ich die Bibel zur Hand und las betend das Evangelium von der Auferweckung des Jünglings zu Naim.

Es geschah, daß Jesus in eine Stadt ging, die Naim hieß. Und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzi-

gen Sohn seiner Mutter, die Witwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleid gerührt und sprach zu ihr: „Weine nicht!“ Und er trat hinzu und rührte die Bahre an. Die Träger aber standen still. Und er sprach: „Jüngling, ich sage dir, steh auf!“ Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihn seiner Mutter. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: „Ein großer Prophet ist unter uns auferstanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“ Und es verbreitete sich diese Rede über ihn in ganz Judäa und der ganzen Umgegend.

Am nächsten Sonnabend war mein Beichtvater sehr mild und stellte mein geistiges Leben auch durch kirchlichen Spruch wieder her. Man müsse die körperliche Natur zur Ordnung zwingen. Die Ordnung aber bestimme der Geist.

„Muß aber der Geist nicht die Ordnung so bestimmen, wie sie der körperlichen Natur von Gott einerschaffen ist?“

„Ja gewiß! Aber die Sünde hat die Ordnung so verwirrt, daß wir sie nicht mehr aus der körperlichen Natur, sondern nur aus der Offenbarung feststellen können.“

Da begann ich nun in den Offenbarungsquellen zu forschen, was Gott über das werdende Mannestum gesagt habe. Ich fand nicht viel. Sehr viele Stellen, die in Predigten über die Reinheit des

Jungmännertums angeführt werden, handeln von Pflichten der Eheleute untereinander. Sehr viele fordern die Reinheit des Herzens im Sinne der Redlichkeit, Schlichtheit, Offenheit. Hat denn damals niemand unter dem werdenden Mannestum gelitten?

Da sollte ich bei den Theologen nachsuchen! Aber das sei an sich eine große Gefahr, und es sei sehr ratsam, sich vorher immer dem Schutz der allerreinsten Jungfrau zu befehlen. Am besten wäre es, damit zu warten, bis ich für das Studium der Theologie reif wäre.

Leider hörte ich nicht auf diese Warnung und begann bei den Theologen das „eine Wort“ zu suchen, von dem meine Seele gesund würde. Aber da fand ich, daß ich doch ein ganz schlechter, sündhafter Mensch war, schier ohne Hoffnung, jemals die rechte Ordnung der körperlichen Natur erreichen zu können.

Da betete ich noch einmal von ganzem Herzen: „Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“ Ganz zufällig führte mich mein nächster Weg zu einem Antiquariat inmitten der Stadt. Im Schaufenster lag ausgebreitet und mit billigem Preis versehen ein Buch für junge Menschen, angeblich von einem Arzte geschrieben. Ich kaufte es und las darin. Mir war es beim Lesen, als spräche Gott, der Schöpfer der Menschennatur, aus diesem Buche zu mir, milde, gütige Worte. In

dem ganzen Buche stand nichts von Gott, und doch trat mir aus keinem Buche Gott so persönlich entgegen wie aus diesem: „Ich habe dich geformt und ich forme immer noch an dir. Halte meine Hand nicht ein! Laß geschehen, was geschieht. Es gilt nur das Gebot: Von diesem Baume darfst du nicht genießen. Aber wachsen lassen mußt du ihn, reifen lassen mußt du seine Früchte, und stehen lassen mußt du ihn in all seiner Schönheit und Lieblichkeit inmitten deines Paradieses.“

Den Ratschlägen dieses Buches verdanke ich glückliche Jahre. Ich wußte nun, was ich zu tun hätte, um auch als Mann körperlich gesund und fröhlich zu werden. Wanderungen durch das weite Land, Erquickungen in Wasser und Luft wirkten ihre Wunder.

Ich glaubte, das „eine Wort“ sei gesprochen; meine Seele sei gesund. Wie von selbst entschied sich mein Wille immer für das Gute, und der Körper folgte ihm in allen wachen Zeiten. Auch mein Geist entwickelte sich zu den ersten Anfängen selbständigen männlichen Denkens, und meine Lehrer hatten ihre Freude an mir.

Da kam eine neue Wendung. Ich sollte das Heil meiner Seele, die Gesundheit meines Lieblingsknechtes, nicht auf die Dauer den natürlichen Heilmitteln verdanken, weder dem natürlichguten Willen, noch der natürlichguten Lebensweise. Es kamen auch in wachen Zeiten Augenblicke, die sich

nicht mehr von dem Willen beherrschen ließen. Ein Scheinwille trat an seine Stelle und gebot, was geschehen sollte. Kein Mensch und kein Buch konnte mir sagen, wie das wohl käme. Und bis heute ist es mir ein Geheimnis, wie plötzlich anstelle des ernstesten, gefestigten Willens, der den Tod einer nicht gewollten That vorzöge, ein anderer Wille treten kann, der sich doch für diese That entscheidet.

Zuerst sah ich in dem Scheinwillen eine plötzliche Erkrankung oder Schwächung meines Willens und beichtete seine bligartig schnellen Entscheidungen als von mir gewollt. Da fing das Leiden wieder an. Ich mußte mich wieder für einen bösen, geistig-toten Menschen halten, auch wenn es mir vorkam, als hätte ich nie demütiger am Kreuze gekniet, nie zarter die Gottesmutter Maria verehrt, nie sehnsüchtiger an zukünftiges Priestertum gedacht. Voll reichsten, göttlichen Lebens — und doch tot!

„Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“

Besteht die Gesundheit der Seele in der Festigkeit des Willens? Oder vielmehr in der Kraft des in Hoffnung und Liebe vertrauenden Glaubens?

Da sprach Jesus endlich das „eine Wort“, das mich in richtiger Weise gesund gemacht hat, so daß ich mit freier, friederfüllter Seele über alle Höhen und Tiefen des wilden Mannestums hinwegkam und mit dem ich später Hunderte von jungen Men-

schen aus Todesangst und Verzweiflung retten konnte: Als ich wieder einmal nicht aus noch ein wußte, griff ich nach den Briefen des hl. Paulus und las bis zum zwölften Kapitel des zweiten Korintherbriefes. Und las: „Damit ich mich nicht überhebe, wurde mir ein Stachel ins Fleisch gegeben, ein Satansbote, auf daß er mir Faustschläge gebe, damit ich mich nicht überhebe. Dessewegen habe ich dreimal den Herrn angerufen, auf daß er von mir abstehe. Und er hat mir gesagt: Dir genügt meine Gnade, denn die Kraft kommt in der Schwachheit zur Reife!“

Da hörte ich auf zu lesen. Was auch immer bei Paulus unter diesem Stachel des Fleisches zu verstehen ist, ich wußte, was bei mir darunter zu verstehen sei. Und des Herrn Wort gilt nie bloß einem Mann; es gilt allen, die so leiden wie dieser eine Mann; es gilt auch mir.

Dies ist das Evangelium von der Gnade Christi. Fort mit euch, die ihr mit allerhand Bedenklichkeiten das eine, starke, gesundmachende Wort abschwächen wollet, das Paulus in seiner ganzen Kraft erfuhr und ich. Es gilt mir, ich reiße es an mich, ich würde es mir vom Himmel herunterholen, ich würde es mit versengten Händen aus Hölleflammen herausreißen, es ist das erlösende Wort meines Erlösers! Ich zeuge mit meinem Leben dafür, daß es wahr geworden ist auch an meinem Leben.

O heiliges Evangelium von der Gnade Christi!

Voll Dankbarkeit schließe ich dieses Kapitel mit denselben Worten, die Paulus an dieses Evangelium anschließt: „Also will ich mich nun sehr gern meiner Schwachheiten rühmen, damit Christi Kraft sich niederlasse auf mir. Deshalb habe ich Wohlgefallen an Schwachheiten, an Mißhandlungen, an Nöten, an Verfolgungen und Bedrückungen, um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“

„Nun bin ich ein Tor gewesen. — Ihr habt mich gezwungen.“

26. Zu Jesus durch Dach und Wand

Wie immer mehr zunehmende Verlängerung meiner Arme und meiner Beine hatte zur Folge, daß der Seelsorger des Klosters zu der Ansicht kam, ich passe nicht mehr in ein Frauenkloster; die Schwestern sollten für meine Tante Agnes und für mich ein Stüblein in den umliegenden, zum Kloster gehörigen kleinen Häusern frei machen. Zwei dieser Häuslein waren aber mit einem Mädchenpensionat belegt, mit dessen Versorgung sich ein altes, ehrwürdiges Ehepaar seinen Lebensunterhalt verdiente. Deshalb blieb für mich nur das „Gärtnerhaus“ übrig, dessen Obergeschos von dem Klostergärtner bewohnt war. Im Erdgeschos war gerade ein alter Invalide gestorben. Sein Stüblein wurde frisch geweißt, und ich zog mit Tante Agnes ein.

Wer Freude an Romantik hat, komme nun mit mir. Ich will mit ihm noch einmal diese wunderbare Stätte besuchen. Jetzt ist ja freilich das alte Haus verschwunden. Ein mächtiger Kasernenbau voll lauter Hygiene hat es samt mehreren Nach-

barhäuslein mit allen Winkeln, Schuppen, Höflein verschluckt. Die Erde ist in dieser Gegend arm geworden. Man glaubt kaum, daß dort, wo jetzt ein einziges Gebäude steht, vor einem Vierteljahrhundert eine ganze Welt lag.

Das Gärtnerhaus, einst von Menschenhand aus Ziegelstein und Bindewerk gebaut, war schon ganz und gar ein Werk der Natur geworden. Wind und Wetter hatten daran gearbeitet, wie es ihre Art ist, hatten es gefärbt mit tausend Farbentönen von Hellgrau bis Schwarz, hatten Risse und Löcher angelegt, damit nicht nur Menschen, sondern auch Vögel, Mäuse, Ratten, Spinnen, Käfer, Pilze eine angemessene Wohnung und freien Zutritt fänden. Wilder und zahmer Wein kletterte mit allerhand anderem Schlinggewächs bis an die Dachtraufe und an die Spitzen der beiden Giebel. Schuppen mit unennbarem Rat und Unrat lehnten sich an, auch die Werkstatt des Klosterzimmermanns. Ein kleiner Hof und ein alter, hoher Zaun trennten das Haus von der in ganz Breslau berühmten Laurentiusgasse; ein hoher Bretterverschlag von dem nächsten Hause dieser Gasse. Ein ellenlanger Haus Schlüssel, auf den ich übrigens fast so stolz war, wie Petrus auf seine Schlüssel zum Himmelreich, denn er war das Zeichen des Vertrauens auf meine felsenfeste Jugendhaftigkeit, war mir anvertraut worden, damit ich von der Laurentiusgasse aus in meine Woh-

nung gelangen konnte, weil ja eben meine verlängerten Beine und Arme nicht mehr recht für den Durchgang durch das Frauenkloster paßten.

So dunkel, düster und sündhaft nun die Rückseite des Gärtnerhauses war, so licht war es an seiner Vorderseite, wo mein Stüblein lag. Nur ein kleiner Vorhof und ein durchsichtiger und durchlässiger Zaun trennte es von dem schönen, schönen Klostergarten, zu dem mir übrigens der Zutritt nicht versagt war. Denn die lieben Schwestern hatten aus meinen verlängerten Armen und Beinen weiter keine rigoristischen Schlüsse gezogen.

Was hat ein solcher Garten für ein reiches Leben! Es wuchs, blühte, reifte, flog, wanderte, arbeitete, betete, lernte, sang, lachte und weinte alles darin, was Gott vom Lichte des ersten Tages bis zur Eva des sechsten Tages geschaffen hat. Am schönsten war es an den Sommerabenden, wenn die Pensionärinnen der alten Frau Tschöpe mit ihren lichten Kleidern, ihren lachenden Gesichtern, ihren anmutigen Bewegungen und Gruppierungen von ihrem Wohnhäuslein weit hinter dem Garten nach dem anderen Hause an der Ecke der Laurentiusgasse zogen, wo sie ihre Schlafräume hatten. Die Maler seliger Gärten hätten alle kommen sollen, sie hätten von meinem Fenster aus die seligen Gärten des Himmels malen können.

Wenn die jungen Damen schlafen gegangen waren, dann war der ganze Garten mein.

Ich will nicht erzählen, was ich in solchen Abendstunden gedacht, geträumt, gedichtet habe. Der Herrgott allein weiß es, wie er auch genau weiß, wieviel Blüten damals aufgeblüht und verwelkt sind, wieviel Vögel damals gesungen und genistet haben in dem schönen, schönen Klostergarten.

Wenn ich ein weltlicher Schriftsteller wäre, käme ich wohl in Gefahr, von mancher Liebe und manchem Leid aus diesen Jahren zu berichten. Aber was nützen verwehte Blütenblätter? Sie fallen auf die Erde und vergehen. Kein neues Leben wächst aus ihnen. Ich will nicht Blütenblätter säen, sondern Samenkörner. Der ganze Garten wäre mir nichts wert, wenn er nicht die Stätte eines Evangeliums geworden wäre.

An den Stätten und auf den Wegen des Evangeliums merkt man nicht singende Vögel und blühende Blumen. Nur einmal flattern die Sperlinge durch die alten Evangelien, nur einmal blühen darin Feldblumen auf. Sonst aber ist nur heilsgieriges oder hungerndes Volk in den alten Evangelien, und Aussätige, Blinde, Lahme liegen an seinen Wegen.

Wer nun etwas von Lateinisch, Griechisch, Französisch, Mathematik, Botanik, Erdkunde und solchen Dingen versteht, der wird einsehen, daß es auch im Leben eines Gymnasiasten oder solcher junger Mädchen, selbst wenn sie an einem blühenden Klostergarten wohnen und frische Gesichter

und gesunde Glieder haben, Leiden und Gebrechen, Qualen und Verzweiflungen genug gibt. Wer es weiß, was eine Klassenarbeit oder ein Examen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war, der wird es verstehen, daß sich gar manchmal aus der Kehle sonst lachender Jugend der Hilferuf löste: „Jesus, Meister, erbarme dich meiner!“ Nicht zu gedenken der Leiden des erwachenden Mannes- und Frauentums!

Das Volk der kleinen Klosterhäuschen folgte Jesus nach. Alle Gartenwege waren Jesuswege, tausendmal gesegnet durch den Namen Jesu, der dort betend, arbeitend, lernend, lachend und weinend ausgesprochen wurde. Jesus selbst in Fleisch und Blut war einer der Klosterinsassen. Er wohnte in einer kleinen Kapelle, die als Anbau des Klosters in den Garten hineinragte. Eine Zeitlang wohnte er auch in einer inneren Kapelle. Aber es ging ihm ähnlich wie mir, er mußte auch ausquartieren. Deshalb wohnte er jetzt nur in der äußeren Kapelle. Dorthin gingen unsere Hilferufe in allen unseren Nöten.

Die kleineren Angelegenheiten nahm uns ja St. Joseph ab, der als alte Holzstatue an einem Baume mitten im Garten stand. Dort fand man oft in den Falten seines barocken Gewandes oder zwischen Statue und Baum oder unter dem Fußblock versteckt kleine Bittgesuche, mit zierlichen Buchstaben geschrieben, mit Tränen und Küssen

versiegelt. „Heiliger Joseph, hilf, daß ich in der französischen Klassenarbeit eine 3 bekomme!“, oder: „daß mich morgen das Fräulein soundso nicht dran nimmt“, oder: „daß im Klassenaufsatz bloß kein Thema aus der Geschichte kommt“, oder ähnlich. In größeren Angelegenheiten, vor entscheidenden Arbeiten, aber wandten wir uns bittflehend an Jesus selbst. War die Kapelle geöffnet, so gingen wir zum Tabernakel, war sie aber verschlossen, so berührten wir wenigstens die Mauern von außen. Ach, manchmal hätten wir am liebsten die Mauern eingerannt und das Dach abgedeckt, um zu Jesus zu kommen!

Es geschah an einem der Tage, da Jesus saß und lehrte. Und es saßen auch Pharisäer und Lehrer des Gesetzes dort, die aus allen Flecken Galiläas und Judäas und von Jerusalem gekommen waren. So viele kamen, daß sie auch draußen vor der Thür keinen Raum hatten. Und er predigte ihnen das Wort. Da kamen einige herbei zu ihm und brachten einen Gichtbrüchigen, der von vieren getragen wurde. Und weil sie ihn wegen der Volksmenge nicht vor ihn bringen konnten, deckten sie das Dach ab, wo er war, und als sie es geöffnet hatten, ließen sie das Bett, worauf der Gichtbrüchige lag, herab. Als nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“

Es saßen aber daselbst einige von den Schrift-

gelehrten und dachten in ihrem Herzen: „Wie redet dieser so? Er lästert Gott! Wer kann Sünden vergeben als Gott allein?“

Da Jesus dies alsbald in seinem Geiste erkannte, daß sie so bei sich dachten, sprach er zu ihnen: „Warum habt ihr solche Gedanken in euren Herzen? Was ist leichter: dem Sichtbrüchigen sagen: deine Sünden sind dir vergeben, oder sagen: Steh auf, nimm dein Bett und wandle? Damit ihr aber wisset, daß der Menschensohn auf Erden die Macht habe, Sünden zu vergeben, so — und jetzt wandte er sich wieder zu dem Sichtbrüchigen — sage ich dir: Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus!“

Und der Sichtbrüchige stand sogleich auf, nahm sein Bett und schritt in Gegenwart aller davon, so daß sie sich alle verwunderten und Gott priesen und sprachen: „So etwas haben wir niemals gesehen!“

Wenn Jesus uns einmal ganz auffällig geholfen hatte, so war es uns wie nach einer guten Beicht, als hätte er auch zu uns gesagt: „Kind, deine Sünden sind dir vergeben!“ Es ist vielleicht auch so, daß jede Hilfe Jesu die Vergebung der Sünden voraussetzt. Er hilft, um uns zu bedeuten: „Siehe, wenn ich dir in deiner Not helfen kann, mußt du doch erkennen, daß ich dir auch die Sünden vergeben kann. Und wenn ich mich deiner leiblichen Not erbarme, mußt du doch vertrauen, daß ich mich

auch deiner geistigen Not erbarmen will.“ Da uns Jesus oft unsere Bitten erfüllte, war unser Glaube und unser Vertrauen auf ihn sehr groß, und wir liebten ihn keineswegs nur als Nothhelfer in Schulnöten, sondern als den Erlöser, dem wir Leib und Seele zu eigen gaben. Er war der König des ganzen Gartenvolkes, und dies war der tiefste Grund, warum der Klostergarten so sehr schön war.

Eines Sonnabendabends, als die jungen Damen der Frau Eschöpe schon nach ihrem Schlafhause an der Laurentiusgasse gegangen waren, wandelte ich kummervoll unter den Bäumen des Gartens. Fünf schwere Fehler hatte ich schon in meiner letzten Klassenarbeit entdeckt. Wie leicht konnte noch ein unbekannter sechster Fehler darin sein! Dann war die Arbeit ungenügend und die Versetzungszensur verdorben. Und der alte, gute Lateinprofessor hatte schon frühmorgens ein besorgtes Gesicht gemacht: die meisten Arbeiten seien ganz ungenügend!

Wie eine Vision trat die lateinische Arbeit immer wieder vor meine Augen. Ich las und prüfte Zeile für Zeile. Da — der sechste Fehler! Eine ganz dumme, falsche Endung. —

Jetzt war alles vorbei. Wie geschlagen, flüchtete ich mich in mein Stüblein. „Jesus, Meister, erbarme dich meiner!“

Da dachte ich an das Fenster an der Altar-

wand der Kapelle. Das war ganz nahe dem Tabernakel, in dem Jesus wohnte. Wenn ich dort hineinriefe! Wenn ich dort einen Bittbrief hinter das Drahtgitter steckte! Ein alter Obstbaum wuchs an der Kapellenwand empor, vielleicht kann ich bis zu dem Fenster klettern! Wenn Jesus meinen Glauben sieht, wird er helfen. Gewiß, er kennt jede Not und hört den Hilfschrei auch aus der Ferne. Aber dem Sichtbrüchigen half er auch erst, als man das Dach abdeckte, um in seine Nähe zu kommen.

Bald war ein Bittbrieflein geschrieben und mit mehreren Versprechungen versehen. Es war ein dunkler Abend, es wird mich niemand sehen! Mit klopfendem Herzen schlich ich durch den Garten. Wie ein alter Christophorus stand der Baum an der Altarwand und hielt schon die Äste ausgebreitet, um mich emporzutragen bis zu dem Fenster. Ich sprang am Stamm empor, packte den Christophorus an den Schultern, saß ihm bald im Genick und kletterte dann an seinem starken Arme bis zu dem Fenster, hinter dem der allergütigste und allermächtigste Jesus wohnte.

Unter ehrfurchtsvoller Anbetung, voll Schauer über die Nähe der Gottheit, steckte ich mein Brieflein hinter das Drahtgitter, stieg dann bis zur Mitte der Baumkrone zurück, setzte mich dort auf einen Ast und wollte noch ein wenig beten. Es war heilig still ringsum.

Da hörte ich leise, langsame Schritte kommen. Mein Auge war schon an die Dunkelheit gewöhnt, so daß ich in der nächsten Umgebung schier die Farben unterscheiden konnte. Jetzt kam es um die vorspringende Ecke der Kapelle — eine Frauengestalt, ein Mädchenkopf, ein weites Tuch über schmalen Schultern, von weißen Händen an der Brust zusammengehalten. Unter dem Fenster sank die Gestalt nieder zur Erde und schluchzte.

„Mein Heiland!“, so kam es aus der Kehle, und die Worte folgten sich so rasch und leidenschaftlich, als ob gar keine Zeit wäre zu ruhigem Bittflehen, „mein Heiland, ich bringe doch meinen Aufsatz wieder nicht fertig. Du hast mir ja immer wunderbar geholfen, warum willst du mir diesmal nicht helfen? Mein Heiland, du weißt doch das Thema, du kennst doch die kolonisatorische Tätigkeit der Hohenzollern. Gib mir doch ein, wie ich das schreiben soll! Heiland, wenn ich das nicht kann, werde ich doch vom Examen zurückgestellt. Mein Heiland, denke doch an meine arme Mutter!“

So ging es eine ganze Zeitlang, und ich dachte: „Wenn ich der Heiland wäre, würde ich sofort helfen.“ Ich wußte ja, daß ich helfen könnte, auch wenn ich nicht der Heiland war. Denn so ein Aufsatz war doch ein Kinderspiel für mich. Aber ich durfte mich doch auf meinem Baume nicht ver-
raten.

Da knackte der Ast unter meiner lebhaften Hilfsbereitschaft, und die junge Dame sprang vor Schreck auf und rannte davon, als ob der Klosterhund hinter ihr wäre.

Ich stieg vom Baume herab und kniete mich ein wenig an die Stelle, wo das Mädchen gekniet hatte, vergaß aber ganz meinen sechsten Fehler und betete nur um Hilfe für das Mädchen.

Der liebe Gott, wenn er uns seine Hilfe zeigen will, spricht oft eine ganz eigenartige Sprache: Beim Aufstehen trat ich auf einen Gegenstand, wie er sonst nicht auf den Gartengängen liegt. Es war ein richtiger, kleiner Pantoffel.

Nun wird ja meine Geschichte ganz märchenhaft, aber zur Beruhigung meiner ernstern und gefeshten Leser will ich gleich sagen: Es war kein goldener Pantoffel; er war sogar schon ziemlich abgebraucht und schief getreten. Ich wollte ihn auch gleich wieder hinlegen, damit nicht erst ein Märchen daraus werde. Aber da kam mir ein: Ich schreibe heute Nacht einen Aufsatz über die kolonisatorische Tätigkeit der Hohenzollern, stecke ihn in den Pantoffel und lege ihn morgen früh an die Schwelle der Eschöpenpension.

Meine Tante war es gewöhnt, daß ich manchmal bis in die Nacht hinein beim Lampenlicht arbeitete. Sie schlief ruhig ein, während ich einige alte Bücher herbeiholte und ein glänzendes Bild von der kolonisatorischen Tätigkeit der Hohenzollern

entwarf. Der Kopf glühte mir vor Freude und Eifer, und nach zwei Stunden war der Aufsatz fertig.

Als ich in der Sonntagfrühe den Pantoffel mit dem Aufsatz an seinen Ort bringen wollte, sah ich eine der Pensionärinnen um die Kapellenmauer schleichen. Ich stellte den Pantoffel gleich auf den Gang und rief der jungen Dame zu: „Da steht ein Pantoffel. Suchen Sie ihn?“

Froh darüber, daß sich alles so gut geschickt hatte, und ohne den geringsten Vorwurf schuldgelehlich verbotener Beihilfe empfang ich die hl. Kommunion. Und der ganze Sonntag war froh. Wenn der liebe Gott, so sagte ich mir, dem Mädchen unter dem Baum so wunderbar geholfen hat, so wird er auch dem Jungen auf dem Baume helfen.

Am Montag kam Professor Beck mit dem dicken Stoß unserer lateinischen Hefte und verkündete das Urtheil: „Von allen Arbeiten hat mir nur eine gefallen, und das ist die von Wittig.“ Die sechs Fehler waren als Fäseleien nur einmal unterstrichen, galten also als „kleine Fehler“. Möge es der Herrgott mit mir immer so machen! Die Eschöpenpensionärin aber schrieb mir später einmal, der verlorene Pantoffel habe ihr den Weg zu allgemein menschlicher Achtung und zu einem glücklichen Lehrerinnenleben gebahnt.

27. Die Sünderin

Die Laurentiusgasse gehörte in meiner Gymnastienzeit zu den wenigen Gegenden Breslaus, in denen sich sprichwörtlich kein katholischer Geistlicher sehen lassen durfte. Kam einer, so wurde er wie ein Fremdkörper empfunden und unter Fiebererscheinungen ausgesondert. Das galt nicht der katholischen Religion; denn es wohnten einige sehr brave Katholiken in den elenden Häuslein und wurden wohlgelitten. Aber die geistliche Kleidung, dieser schöne, schwarze Rock, der „umgedrehte Kragen“, der steife oder breite oder sonst irgendwie geistliche Hut, die ganze Verkörperung der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, der äußere Ausdruck einer gewiß nicht immer vorhandenen Wohlhabenheit waren den Leuten nun einmal unverdaulich. Sie bekamen gleich das Aufstoßen. Es kann ja auch die beste Speise in gewisser Zubereitung unverdaulich sein. Und ich selbst muß gestehen: Zu diesen windschiefen, grauen, durchlöchernten Häuslein, zu diesen krummen, lahmen, schiefen, vernarbten und überranzelten Menschen,

zu diesen wilden Burschen und schielenden Mädchen, zu diesen lumpigen Kindern paßte so etwas Gerades, Gebürstetes und Würdiges nicht, wenn es auch am Domplatz oder in der Universitätsgegend noch so stilgerecht wirkte. Denn auch die ärmsten und verkommensten Menschen haben ihr Stilgefühl.

Es war darum ein Akt der besonderen liebevollen Vorsehung Gottes, daß meine Kleidung und Haltung weniger dem Stil des Doms und des Gymnasiums, als vielmehr dem der Laurentiusgasse entsprach. Denn wenn auch das Gärtnerhaus des Klosters nicht mitten, sondern am Anfang der Gasse stand, so mußte ich doch die Gasse passieren, also auch zu ihr passen. Das machte sich vorzüglich mit den Röcklein und Hosen, die mir Mutter Elisabeth für etwa zehn bis achtzehn Mark bei Schlesinger oder Rosenthal & Co. oder aus anderen „eleganten Herrenmoden“-Geschäften kaufte. Für die ersten Tage aufgeplättet nach dem Stil der vornehmsten Straßen, verfielen sie nach den ersten Wochen krankhaften Zusammenziehungen, Wülsten, Ausdehnungen, Aufwürfen, wie es eben echten Barchentstoffen zu ergehen pflegt.

Die Laurentiusgasse war wie ein kleines Dorf. Die Bewohner kannten sich alle, und wer zuzog, mußte zuerst das Bisum haben, d. h. er mußte sich von allen erst einmal richtig ansehen lassen. Es waren nicht immer die freundlichsten Blicke. Denn wie leicht konnte einer zuziehen, der nicht in

die Gasse paßte! Es war ein Dorf mit ganz eigener Verfassung. Schulze schien ein junger Bursche zu sein, den sie Klautschke Karle nannten. Dieser beherrschte die Gasse; er war der Mittelpunkt der Volksversammlungen. Als ich ihn zum ersten Male inmitten einer Schar verrotteter Burschen sah, fiel mir das Königliche seiner Stellung auf. Ich dachte an die allerersten Anfänge der menschlichen Staatengründungen und muß wohl etwas Bewunderndes in meinem Blicke gehabt haben. Als sich mir einer der Burschen in den Weg stellte, rief ihm Klautschke Karle zu: „Du, laß anständige Menschen ihren Weg gehen!“ Von diesem Tage an konnte ich Monate hindurch ungefährdet durch die Gasse gehen. Auch solche Leute haben ihr Sittengesetz, auf das man sich verlassen kann. Ein wenig feindselig stellten sich zuerst die Mädchen zu mir, besonders als es herumgekommen war, daß ich Geistlicher werden wolle. Es waren nämlich viel zu viel Mädchen in der Gasse. Klautschke Karle hatte allein ihrer drei, die stets an seinem Halse hingen, wenn er eine Volksversammlung leiten mußte. Aber er war auch ein Mann, der drei Mädchen regieren konnte. Man sah nie, daß die eine auf die andere eifersüchtig gewesen wäre. Auch die anderen Burschen waren meist mit zwei Begleiterinnen zu sehen. Trotzdem waren noch einige Mädchen übrig, und ihre versorgten Kolleginnen hielten sich für ver-

pflichtet, darüber zu wachen, daß auch jeder junge Mann von der Gasse seinen Anteil übernehme. Es war nun seltsam, daß die Versorgten alle sehr häßlich waren, teils von Geburt, teils infolge ihrer Lebensweise, während einige von den Unversorgten unter vielen Loden und Dreck doch hübsche Gesichter hatten. Auch dies erklärte sich aus den Gesetzen der Solidarität. Es hätten wohl einige Burschen gern eine oder die andere von den Unversorgten noch an sich genommen, aber dann wäre die ganze gesellschaftliche Ordnung der Gasse gestört worden. Die Häßlichen konnten nicht zulassen, daß um eines hübschen Gesichtes willen ihre eigenen Rechte und Anteile verkürzt würden, oder daß sich das Gleichgewicht in den einzelnen Kleinbündnissen verschöbe.

Als ich in der Dämmerung eines Spätherbstnachmittags von einem Freundesbesuch heimkam und schon nahe an dem Zauntürlein des Gartenhauses war, umringte mich eine Schar dieses Gassenvolkes: „Wir haben etwas mit dir zu reden!“

Da unweit davon der Klautschke Karle mit seinen drei Begleiterinnen friedlich verschlungen auf und ab ging, hatte ich keine Angst und fragte: „Was habt ihr denn?“

Ich muß sagen, es ist schwer, gerade zu stehen und zu reden vor so vielen schielenden, stehenden, lungernden Augen, vor so viel fragenlosen Hälsen und tätowierten Brüsten. Aber ich stand gerade

und steckte sogar meine Hände in die Hosentaschen, den Bücherpack, den ich trug, zwischen Ellbogen und Rippen festklammernd. Auch gab ich meinem Munde eine Haltung, die Wurstigkeit, Verdrossenheit und Güte in sich vereinte. Das war der Stil der Laurentiusgasse.

„Du hast wohl eine von den Feinen im Kloster?“ begann einer der Burschen die Verhandlung.

„Ha,“ lachte ich, „die wollen alle Nonnen werden. Mit denen ist nichts los! Habt ihr ein Mädel übrig für mich?“

„Seht ihr's, der ist gar nicht so ein Quarksack“, zischten jetzt einige befriedigt und rissen zwei sich wehrende Mädchen aus dem Hintergrunde und stießen sie auf mich zu. „Die mußt du dir beilegen, denn wir müssen Ordnung haben unter uns, wir mögen keine Mauerblümchen haben. Komm jetzt mit uns spazieren. Du mußt aber nicht anfangen, den Rosenkranz zu beten!“

Da hatte ich nun auf einmal zwei Mädchen an den Armen hängen, und sie blieben auch hängen, obwohl sie immer wieder sagten: „Wenn er aber nicht will!“

„Seid still,“ flüsterte ich ihnen zu, „ich will euch ja!“ Und war ganz überzeugt, daß ich sie schon auf ebenso gute Art loswerden würde, wie ich sie bekommen hatte. Unterdessen hatte sich auch die Kette hinter mir und meinen Erwerbungen geschlossen, und wir spazierten nun friedsam die Lau-

rentiusgasse entlang. Klautschke Karle sah wie ein König herüber.

Die beiden Mädchen hielten mich ganz zart am Arme. Keine sprach ein Wort. Ich dachte zuerst an die Geschichte eines Geistlichen, der von den Frauen immer sagte: „Keine ist zu wenig, eine ist zu viel.“ Und ich hatte ihrer nun zweie. Dann dachte ich daran, wie schön es wäre, wenn ich diese beiden Mädchen so gut machen könnte, wie meine Schwestern daheim waren.

„Du willst doch geistlich werden?“ kam es nun listig von hinten. „Das ist doch Sünde, mit den Mädchen zu gehen.“

„Woher weißt du das?“ antwortete ich über die Schulter. „Unter ordentlichen Menschen kann man doch mit ein paar Mädchen gehen!“

„Die Blaschke Liese hat aber schon ein Kind gehabt!“ geiferte jetzt eine von den Dirnen der Nachhut.

Da ließ das Mädchen rechts von mir meinen Arm los. Ich ergriff aber sogleich ihre Hand und sagte leise zu ihr: „Wo hast du das Kind?“

„Es ist gestorben.“

„Hast du es lieb gehabt?“

„Es war eine so große Schande für mich; die Eltern haben mich fortgesagt, aber ich habe es sehr lieb gehabt. Ich bin nicht schuld, daß es gestorben ist.“

Dann wandte ich mich zur anderen, bat sie, mir

das Päcklein Schulbücher ein wenig zu tragen, denn mein Arm war schon ganz lahm geworden, faßte sie jetzt auch bei der Hand und sagte zu ihr: „Und du? Du bist auch noch ein gutes Mädchen?“

„Ja — aber der Klautschke Karle hat mich schon zweimal auf die Straße geworfen und ist frech gegen mich gewesen.“

„Warum geht ihr denn auf die Straße? Ihr könnt doch zu Hause bleiben?“

„Wir wohnen bei Klautschke Karles Stiefmutter. Da müssen wir mit, sonst haut er uns.“

Nun fragte ich, warum sie dort wohnen müssen, womit sie ihren Unterhalt verdienen, und erhielt so traurige Nachrichten, daß ich sie hier gar nicht niederschreiben kann. Was war meine Liebe zu der schönen Hildegard im Kloster gegen die Liebe, die mich nun zu diesen beiden Mädchen erfaßte! Ich wäre am liebsten nicht mehr ins Gärtnerhaus zurückgegangen, sondern hätte die beiden Dirnen mitgenommen, weit weg von Breslau, heim in meine unschuldigen Berge, und hätte meiner Mutter gesagt: „Laßt diese Mädchen bei euch wohnen, sie können ja zu den Bauern auf Arbeit gehen, aber sie sollen wieder gut werden.“

„Könnt ihr denn den Klautschke Karl nicht bei der Polizei anzeigen, und auch seine Stiefmutter?“

„Da tut er uns zu leid. Die haben doch schon einmal im Zuchthaus gefessen.“

„Aber ihr könnt doch davonlaufen und euch anständige Arbeit suchen!“

„Wir sind auch schon oft davongelaufen und haben schon manchmal im Klostergarten übernachtet. Dort haben wir ein schönes Quartier!“

„Wo denn?“ fragte ich erschreckt.

„Gleich neben dir, in dem Schuppen.“

„Habt ihr mich schon gekannt?“

„O wir haben dich schon manchmal durch die Vorhänge deiner Fenster lange Zeit beobachtet.“

„Habt ihr mich denn auch ein wenig lieb?“

„Wir dürfen ja gar nicht!“

Da setzte ich ihnen auseinander, daß ich jetzt doch wieder heim müßte. Meine Tante würde das Abendessen bringen und großen Kummer haben, wenn ich noch nicht da wäre. Und ich bat: Wenn sie mich ein wenig lieb hätten, möchten sie mir doch helfen, von der Rotte loszukommen.

Da gingen sie ganz langsam, lehnten sich ganz eng an mich und blieben dann mit mir vor der Hofthür des Gärtnerhauses stehen. Dort gab mir die Blaschke Liese verhöhlen ein Talerstück in die Hand und sprach: „Gib mir den Taler, so daß es die anderen sehen. Dann können wir dich gehen lassen.“

Ich fuhr zurück: „Da werden die Kerle denken, daß ich mit euch etwas Böses verabredet hätte!“

Da lachten die Mädchen und sagten: „Hab’

keine Angst! Dazu halten die Jungen dich für viel zu dumm."

„Nein, für viel zu heilig“, verbesserte die Blaschke Liese, als sie meinte, ich sei in meiner Männlichkeit gekränkt.

Unterdessen hatte sich ein Teil des Schwarms schon verlaufen. Der andere Teil hatte kein Interesse mehr an uns, da der guten Sitte und der gesellschaftlichen Verfassung der Laurentiusgasse Genüge getan war. Mit bebenden Händen drehte ich den Schlüssel im Schloß und ging durch den dunklen Hof und den finsternen Hausflur in mein Zimmer.

Den ganzen Abend schwirrten mir wirre Gedanken und Pläne durch den Kopf. Nie mehr wollte ich durch die Laurentiusgasse zu meinem Stüblein heimgehen, wollte den Schwestern ehrlich den Grund gestehen und sie bitten, mir den Weg durch das Kloster zu gestatten. Aber wiederum, ich mußte doch den beiden Mädchen helfen, von dem Klautschke Karle und seiner Stiefmutter loszukommen. Wenn ich zum Bilde des Gekreuzigten hinschaute, wurde mir dieser Gedanke zum Befehl. Aber hinter dem Bilde, hinter der Wand, an der mein Bett stand, war der Schuppen, in den sich die Mädchen schon manchmal geflüchtet hatten. Was war das für eine Versuchung! Und doch war es wieder keine Versuchung. Wenn sie doch auch heute nacht lieber wieder in dem Schuppen

herbergten, anstatt daß sie der Stiefmutter des Klautschke Karle zu Willen wären. Vielleicht sind sie schon über die Mauer herübergeklettert!

Am anderen Tage, als es anfang, abends dunkel zu werden, ging ich auf die Gasse und traf den Klautschke Karle mit seinen drei Mädchen auf der Türschwelle des Nachbarhauses.

„Wo sind meine beiden Mädchen, die Blaschke Liese und die andere?“

„Die gibt's heute nicht. Ich habe sie verbeult.“

„Warum?“

„Weil sie gestern nicht mehr parieren wollten. Du machst sie zu fromm.“

„Was hast du ihnen getan? Sind sie krank?“

„Sie haben inneren Dienst; sie müssen meinen Bräuten die Kleider flicken, bis sie wieder anständig aussehen.“

Damit war ich entlassen. Ich schlenderte noch ein wenig die Gasse auf und ab und wollte dann wieder in das Gärtnerhaus zurück.

Da lehnte an der Tür des schwarzen Bretterverschlags eine dunkle Gestalt. Als ich nahe kam, schlug sie das Tuch, in das der Kopf eingehüllt war, ein wenig zurück, und ich sah ein ganz unbekanntes Gesicht. Dunkle Flecke waren zu Seiten einer dick angeschwollenen Nase.

„Laß mich mit hinein“, flehte eine weinerliche Stimme, an der ich erkannte, daß es die Gefährtin der Blaschke Liese war. „Sieh, so hat er mich

geschlagen, weil ich gestern nacht nicht mehr ausgehen wollte. Und die Blasphe Liese ist vielleicht tot. Aber wir werden uns niemals mehr zu den fremden Herren schicken lassen!"

„Komm mit mir zur Polizei“, sagte ich und zog den Schlüssel wieder aus dem Schloß, ohne darauf zu achten, daß die Thür nun aufgeschlossen war.

„Nein, nein! Dazu tut er uns zu leid, er ist doch ein guter Kerl“, erwiderte sie, stieß die Thür auf und verschwand lautlos in den Winkeln des Hofes. Ich ging dann durch die nächsten Straßen, bis ich einen Polizisten fand, dem ich das Nöthigste berichtete.

„Ach!“ sagte der, „auf der Laurentiusgasse? Wissen Sie: Paß schlägt sich, Paß verträgt sich. Da wollen wir uns nicht aufregen.“

Es vergingen nun mehrere Wochen, in denen ich nur am helllichten Tage die Laurentiusgasse passierte und gar nichts mehr von ihren nächtlichen Geheimnissen erfuhr, außer etwa den schrillen Pfiffsignalen, die gewohnheitsmäßig oft die Nacht durchgellten, ohne daß sich von den friedlichen Bürgern einer aufregte. Nur einmal fand ich zwischen meinen Fensterblumen ein Stücklein Papier mit der Aufschrift: „E. Bl. wird wieder gesund. Wir sind aber nicht mehr gegangen.“

Meine jugendliche Sehnsucht nach Romantik und Abenteuer war zur Genüge befriedigt. Es hatte

dies alles einen Beigeschmack, den man beim Lesen solcher Dinge nicht empfindet, der aber offenbar von Gott dazu bestimmt ist, den Appetit auf zuviel Romantisch und Abenteuer zu verderben. Fromme Leser werden meinen, daß es mir doch als zukünftigem Priester eine große Freude gewesen sein müsse, in zwei Menschenkindern wenigstens wieder eine erste Ahnung und einen ersten Anfang des Guten und Reinen geweckt zu haben. Aber das kam mir damals wohl kaum zum Bewußtsein. Wenn ich an mein zukünftiges Priestertum dachte, so standen mir im Vordergrunde Hochaltar, Kanzel, Beichtstuhl, wohl auch das Suchen nach manch verirrtem Schäflein in Wüste und Dornengestrüpp — aber nicht in so verrufenen Gassen, wo schon der Priesterrock jedes Suchen verhindert. In solche Winkel scheint selbst der Heiland nicht gegangen zu sein, wenigstens soweit die Evangelisten von seinem Leben wußten.

Aber irgend etwas war unruhig in meiner Seele. Irgend etwas meinte ich beichten zu müssen. Da beichtete ich, daß ich mich aus Menschenfurcht längere Zeit in schlechter Gesellschaft aufgehalten und nachher noch einmal diese Gelegenheit aufgesucht habe. Dafür bekam ich einen entsprechenden Tadel.

Als ich nach dieser Beicht die „Vorbereitung auf die hl. Kommunion“ betete, kam ich zu dem Satz: „Der du gnädiglich geduldet hast, daß dir die Sünderin beim Mahle die Füße wusch mit ihren

Tränen und selbige abtrocknete mit den Haaren ihres Hauptes . . .“

Dreimal hatte ich diese biblische Geschichte in der Schule lernen müssen, und jetzt erst war sie mein Eigentum. Es war alles anders gewesen, und doch war es dasselbe! Nicht wie Pharisäer blickten die Klosterschwestern auf ihre sündigen Schwestern, die am Tage in den Hütten der Laurentiusgasse lebten und in der Nacht das Kloster umschwärmten, nicht wie Pharisäer, sondern mit tiefem, christlichem Mitleid, und doch über die noch unüberbrückte Kluft zwischen Gerechtigkeit und Sünde. Wenn sie gewußt hätten, daß ich in so nahe Berührung mit den Sünderinnen gekommen war, hätten sie sich eines Schauderns wohl nicht enthalten können. So etwas paßte eben nicht in das Format eines zukünftigen Priesters.

Es bat einer der Pharisäer Jesus, daß er mit ihm speise. Und Jesus ging in das Haus des Pharisäers und setzte sich zur Speisetafel. Und siehe, ein Weib, das eine Sünderin in der Stadt war, erfuhr, daß er in dem Hause des Pharisäers zu Tische sei. Und sie brachte ein Gefäß mit Alabaster und Salbe, stellte sich rückwärts zu seinen Füßen und fing an, seine Füße mit ihren Tränen zu benetzen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes — und küßte seine Füße und salbte sie mit der Salbe. Als dies der Pharisäer sah, sprach er bei sich selbst die Worte: „Wenn dieser

ein Prophet wäre, so würde er wohl wissen, wer diese ist, die ihn berührte — was sie für ein Weib ist, denn sie ist eine Sünderin!“ Jesus aber hob an und sprach zu ihm: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen.“ Er aber sprach: „Meister, rede.“ — „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der andere fünfzig. Da sie aber nichts hatten, wovon sie hätten bezahlen können, schenkte er es beiden. Welcher nun liebte ihn mehr?“ Simon antwortete und sprach: „Ich glaube der, dem er das meiste geschenkt hat.“ Und Jesus sprach zu ihm: „Du hast recht geurteilt! Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus, und du gabst kein Wasser für meine Füße. Diese aber benetzte meine Füße mit Tränen und trocknete sie mit ihren Haaren. Du gabst mir keinen Kuß, sie aber hörte nicht auf, seit sie hereingekommen ist, meine Füße zu küssen. Du salbtest mein Haupt nicht mit Öl; diese aber salbte meine Füße mit Salbe. Darum sage ich dir: Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat; wem aber weniger vergeben zu werden braucht, der liebt auch weniger.“ Und er sprach zu dem Weibe: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ Da fingen die, welche mit zu Tische waren, bei sich zu sagen an: „Wer ist dieser, daß er sogar Sünden vergibt?“ Er aber sprach zu dem Weibe: „Dein Glaube hat dir geholfen! Gehe hin in Frieden!“

Nach der hl. Kommunion schrieb ich diesen Abschnitt des Evangeliums auf ein Stück Papier und legte es abends zwischen meine Fensterblumen, dorthin, wo vordem die Nachricht über die Gesundung des Mädchens gelegen hatte. Dort lag es einige Tage; dann war es verschwunden.

In jener Zeit waren die Hedwigsschwestern noch sehr arm. Sie selbst begnügten sich mit einer Kost, die gerade so reichlich war, daß die Erhaltung ihres Lebens nicht ein ganz offenkundiges, wohl aber ein verborgenes Wunder war. Mein immer länger werdender Körper wollte sich indes an diese Wunderordnung nicht recht gewöhnen, und meine Tante, die ganz genau wußte, ob ich satt sei oder nicht, sah sich recht sorgsam um, wo und wie sie etwa eine kleine Zulage zu der Klosterportion bekommen konnte. Da sie die Botengängerin des Klosters war, gelang es ihr öfters. Manche Leute verstanden ihr unausgesprochenes Anliegen und gaben ihr bald eine belegte Semmel, bald ein Brötchen, bald ein Stücklein Wurst. Es waren auch alles arme Leute. In jenem Winter wurden aber die Zulagen einmal ungewöhnlich regelmäßig und reichlich, schier alle zwei Tage. Einmal sagte die Tante: „Es müssen einmal abends Leute im Hofe gewesen sein, die haben gesehen, daß du von den drei Schnittchen Brot nicht satt wirst.“

Ich wurde über und über rot. Es war mir

Klar: Die beiden Mädchen sorgten in dieser Weise für mich. Aber mit ihrem Sündengelde!

„Zante, nimm das nicht mehr an!“

Zante Agnes erwiderte aber: „Du mußt dich deiner Armut nicht schämen!“

Da tat es mir leid, ihr die Freude an diesen Gaben zu nehmen — und ich hätte wohl auch sonst nichts Genaueres verraten mögen.

Als das Frühjahr kam, wurde Zante Agnes krank und mußte in einer der Krankenstuben des Klosters verpflegt werden. Ich war darum auch nachts allein in meinem Stüblein. Ein altes Dienstmädchen des Klosters besorgte früh und am zeitigen Abend das Zimmer und brachte mir auch das Essen.

Eines Abends klopfte es an meine Thür. Ich meinte, es sei wohl dieses Dienstmädchen, die etwas vergessen hätte, und öffnete. Da waren auch schon die beiden Mädchen von der Laurentiusgasse in der Stube und sagten: „Laß uns! Sei still, wir tun dir nichts!“

Ich hätte auch kaum widersprechen können, so erschrocken war ich.

„Wir wollen heute nacht bei dir bleiben und dir dienen. Es weiß niemand etwas davon.“

O heiliger Thomas von Aquin, den ich damals hoch verehrte — sein geweihter Gürtel war mir von einer Klosterschwester zum Schutz der Keuschheit geschenkt worden; ich hatte ihn aber nicht umlegen

mögen, da ich außer dem Leinenhemde am Körper nichts leiden konnte —, du hättest ein brennendes Scheit genommen und die beiden Dirnen zum Teufel gejagt. Ich aber war so weichlich und feige, daß ich nicht einmal den Gärtner rufen mochte, der über mir wohnte. Ich sagte bloß: „Das geht doch nicht! Wenn das jemand hörte!“

Und die beiden Mädchen baten so demüthig. Kein unheiliges Feuer brannte in ihren Augen.

Wieder sagte ich: „Was wollt ihr denn eigentlich? Ich brauche doch gar keinen Dienst!“

„Wir möchten dir die Füße waschen und das Bett zurecht machen und bringen auch noch etwas zum Essen. Wir wollen doch wie die Sünderin im Evangelium sein. Wir sind heute die letzte Nacht in Breslau, wir haben Arbeit in Brieg angenommen, wir wollen morgen früh mit dem ersten Zuge fortfahren. Laß uns bei dir!“

„Da muß ich den Gärtner rufen!“ — und wollte rasch zur Thür. Mein Gott, waren das Katzen! Da hatte die eine, deren Namen ich auch jetzt noch nicht weiß, schon den Schlüssel umgedreht und an sich gerissen. „Mach keinen Arger und laß uns diese einzige Freude. Wir tun dir nichts und wissen, daß du uns auch nichts tust!“

„Ich fürchte mich auch nicht vor euch. Ich will aber mit Dirnen nichts zu tun haben!“

Da trat die Blaspheme Liese nahe an mich heran und sagte: „Hat Jesus auch so zu der Sünderin

gesprochen? Du willst doch einmal wie Jesus sein! Du bist doch so zu uns gewesen!"

„Da macht, was ihr wollt! Ich muß aber noch Schularbeiten machen. Stört mich nicht!" — und setzte mich an meinen Tisch, stützte die Stirn in die beiden Hände und begann zu lernen. Die Mädchen setzten sich geduldig auf den Stuhl und die Fußritsche meiner Tante.

Ewig kann man nun den Kopf nicht in die Hände stemmen, und auch meine Schularbeiten gingen zu Ende. Da kam das jüngere Mädchen zu mir, nahm mir die Hände von der Stirn und sagte: „Sei jetzt vernünftig! Du kannst uns doch sicher manches sagen, was wir brauchen können. Wir wollen doch jetzt ordentliche Mädchen sein. Wir haben den ganzen Winter über schon genug ausgestanden!"

Da wurde es ganz frei in mir. „Es ist wahr", sagte ich, und nun kamen einige Stunden, die wohl zu den heiligsten meines Lebens zählen für alle, denen Menschenliebe im Namen Jesu heilig ist. Ich möchte am liebsten nicht davon erzählen. Denn was wir sprachen und taten, steht so sehr außerhalb des gewöhnlichen, alltäglichen Geschehens, daß es selbst in einem Roman wie eine unwahrscheinliche Erfindung wirken müßte. Ein siebzehnjähriger Gymnasiast wird als Träger des Göttlichen mit scheuer Ehrfurcht und andächtiger Liebe umgeben; Straßendirnen werden engelgleiche Wesen, heilige,

demütig dienende Frauen, Fragerinnen nach Gottes tiefster Barmherzigkeit.

„Ist das wahr, was du uns von der Sünderin aufgeschrieben hast?“ fragte die Blaschke Liese.

„Habt ihr denn keine Bibel gelernt?“

„Ich meine, ob du es für wahr hältst, so daß du auch so denkst. Das Gelernthaben und das Glauben, weil man gelernt hat, ist doch noch etwas anderes als das Wahrhalten und Wahrmachen.“

Ich war überrascht durch diese Unterscheidungen und fragte das Mädchen, woher sie das habe. Sie wollte aber nicht mit der Sprache heraus, jedoch schien es mir, als ob sie aus sehr gutem Hause käme. Ich antwortete also: „Freilich glaube ich, daß die Erzählung des Evangeliums wahr ist, und daß Jesus so gütig gegen die Sünderin war. Ich selbst habe mich aber immer vor solchen Mädchen geekelt und gefürchtet.“

„Du hast mir aber keinen Vorwurf gemacht, sondern nur gefragt, ob ich — mein Kindlein lieb gehabt hätte. Daran habe ich erkannt, daß du ein Mensch bist, der wirklich an Jesus glaubt. Du warst bisher der einzige, der so zu mir sprach, — und du hast mich dadurch gerettet.“

Ich wollte nun den feigen Versuch machen, solchen Jesusglauben in mir zu verdecken, indem ich anfang: „Ach, das ist bloß so gekommen.“ Aber das jüngere Mädchen unterbrach mich: „Wir wol-

len ihn doch einmal richtig bedienen. Wir wollen doch ein Abschiedsmahl mit ihm halten!"

Und sie packte auch gleich ein Bündlein auf, brachte eine weiße Serviette, entfaltete sie und legte sie auf den Tisch, indem die andere meine Bücher und Schreibgeräte sorgfältig beiseite trug. Dann stellte sie eine kleine Karaffe auf den Tisch und hüllte aus weißem Papier drei große, reichlich belegte Semmeln.

„Woher habt ihr dies? Habt ihr dies mit eurem Sündengeld gekauft?"

„Hat Jesus im Evangelium gefragt, ob die Sünderin die kostbare Salbe mit ihrem Sündengelde bezahlt habe? Aber sei nur unbesorgt! Wir haben seit dem Herbst kein Geld mehr mit Sünden verdient!"

Ich spielte eine schlechte Rolle als Nachahmer Jesu. Die Mädchen freuten sich, daß sie das Evangelium besser verstanden als ich.

„Da du dir doch die Füße nicht waschen läßt, dürfen wir dir doch wenigstens Wasser eingießen zum Hände waschen. Du hast dich ja mit deinen alten Büchern und deiner Tinte schmutzig gemacht!"

Sie taten, als ob sie bei mir daheim wären, öffneten den Waschtisch, gossen Wasser hinein. Seife und Handtuch nahmen sie aber aus ihrem Bündel.

„Seit wann habt ihr denn das Waschen gelernt? Im Herbst sehet ihr so aus, als ob ihr euch nie wüschet!"

„Das haben wir alles bei dir gelernt, denn wir hatten es wirklich schon vergessen. Du hättest eben deine Fenster besser verhängen sollen, wenn wir nicht so viel von dir lernen sollten!“

Ich wusch mir Gesicht und Hände, wie in Hoffnung, aus einem ganz sonderbaren Traume aufzuwachen. Aber die Mädchen waren immer noch da. Sie reichten mir das Handtuch und die Bürste, rückten mir Rock und Kragen zurecht und taten betulich und sagten immer wieder: „Wir haben doch heute unseren schönsten Abend!“ Durch ihre unglaubliche Kindlichkeit befreiten sie mich von den letzten Beklemmungen und Ängsten, die noch in meiner Seele aufstiegen.

„Ihr seid wohl zur heiligen Beicht gewesen?“

„Warum?“

„Sonst könntet ihr doch nicht so gut und so fröhlich sein!“

„Wir sind doch — nicht katholisch!“

„Da wollt ihr mit mir nur Spaß treiben?“

Jetzt wurden sie wieder ganz ernst und baten mich, am Tische Platz zu nehmen. Sie rückten den Stuhl aber ein wenig zur Seite, und als ich mich niedergesetzt hatte, sprach die Älteste: „Wir wollen dir jetzt alles sagen, was wir Böses getan haben. Wenn du dann Priester sein wirst, dann wirst du für uns beten, damit uns Gott unsere Sünden verzeihe.“

Und ehe ich Einspruch erheben konnte, knieten

sie an meinem Stuhle nieder und fingen an zu weinen. Ich war ganz erschüttert und legte meine Hände um die Köpfe der Mädchen, die ihre Stirne an meine Knie preßten. Und ich ließ sie weinen und reden und schluchzen, wie sie wollten. Sie berichteten mir genau, wie sie das Glück ihrer Kindheit verloren hätten, wie sie durch Reue und Troß auf den Weg der Sünde gekommen wären. Bild für Bild enthüllten sie, eine der anderen helfend, denn sie wußten alles voneinander. Und weinten und schluchzten wieder und schwiegen, bis die Jüngere plötzlich aufstand und rief: „Gott sei Dank, jetzt ist alles vorüber! Kommt, Liese, sei wieder froh!“

Und sie umarmten und küßten sich und lachten und weinten und lachten. Ich hatte nur ganz im stillen sagen können: „Barmherziger Jesu, der du gnädiglich geduldet, daß dir die Sünderin beim Mahle die Füße wusch und sie abtrocknete mit den Haaren ihres Hauptes . . .“

Die Mädchen hatten alles getan, was sie in ihrem damaligen Zustand tun konnten, um vor Gott gerechtfertigt zu werden. Sie hatten Glauben, sie hatten Liebe zu Jesus, dem Sünderheiland, sie hatten ihre Sünden bekannt und hofften auf mein künftiges Priestertum. Ihr Frohlocken war die Antwort auf die Verzeihung Gottes. Ich sagte ihnen: „Ich wünschte, ihr wäret katholisch und könntet morgen früh, noch ehe ihr

nach Brieg fahret, aus dem Munde eines Priesters erfahren, wie lieb euch der Herrgott hat!"

Sie sahen mich groß an, fragten aber bloß: „Magst du jetzt mit uns das Abschiedsmahl essen?"

Alles hatten sie durch meine Fenster beobachtet, auch wo meine Tante ihr dürftiges Es- und Trinkgeschirr aufbewahrte. Liese ging sogleich nach dem Schränkchen und holte einige Messer und Gläser. In der Karaffe war ein Viertelliter guter, süßer Wein. Wir aßen nun und tranken mit vieler Freude. Die drei Semmeln und der Viertelliter Wein waren wie ein großes, reiches Gastmahl Gottes.

Wenn ich jemals gespürt habe, daß der Heilige Geist meine Seele erfüllte und zum Reden zwang, so war es damals. „Ihr habt mich“, so begann ich, „so umdient und verehrt wie die Sünderin den Heiland. Ihr kommt mir jetzt wie Jüngerrinnen vor, obwohl ich noch gar nicht Meister bin. Versprechet mir, daß ihr morgen in die Welt hinausgehet und in der Liebe Jesu alle so gut machet, die wie ihr die Liebe Jesu suchen!"

Und die geistesrasche Liese antwortete: „Da du noch nicht Meister bist, in uns aber nun wahrhaftig der Meister wohnt, so haben wir auch einen Auftrag und eine Bitte an dich: Im Nachbarhause, die zweite Türe von hier aus, oben unter dem Dache, da wohnt ein Weichensteller, der infolge eines Unglücks ganz krank und verzweifelt

ist. Den haben wir in letzter Zeit oft besucht und haben ihm das allererste Vertrauen auf Jesus beigebracht. Jetzt müssen wir ihn aber doch verlassen — und du mußt ihn besuchen und ihn heilen! Wir haben ihm versprochen, daß wir einen wirklichen Jesus zu ihm schicken wollen.“

„Aber Kinder,“ so kam es aus meiner immer noch kleingläubigen Seele, „ihr seid doch wirklich verrückt! Ihr habt ein ganz protestantisches Gerede mit eurem Jesus!“

„Ach nein,“ lachte Liese, „wir haben ihm auch gesagt, daß du ein ganz armseliger Gymnasiast bist, der nicht einmal genug zu essen hat, aber auch, daß du beinahe so gut bist wie Jesus. Er denkt nämlich, daß er wegen falscher Weichenstellung zu Zuchthaus verurteilt wird, und hat vor lauter Schreck und Angst über den verunglückten Zug wochenlanges Fieber und einen Ausschlag über den ganzen Kopf bekommen, daß er aussieht wie ein Aussätziger. Wehe dir, wenn du ihn nicht gesund machst; denn er ist ganz gewiß unschuldig!“

Glaube und Hoffnung reden manchmal ganz unwahrscheinlich und unvernünftig. Ich glaubte nun, eine gute Figur zu machen, wenn ich ganz vernünftig und nüchtern fragte: „Was habt ihr ihm denn sonst noch alles vorgeredet?“

Liese antwortete: „Der Mann kann nur durch Hoffnung wieder gesund werden, weil er durch Verzweiflung krank geworden ist. Darum habe

ich ihm erzählt, daß Jesus einmal zu dem Hause eines Sünders kam. Das war aber freilich kein Weichenstellerhaus, sondern ein Zollhaus, also doch etwas Ähnliches. Da saß der Zöllner drin und guckte heraus. Alle Menschen, die vorbei kamen, sagten: Das ist auch so ein Sünder, ein Gottverlassener! Als aber Jesus mit seinen Jüngern vorbeikam, schaute er ganz gütig und liebevoll zum Fenster hinein, so daß es den Zöllner ganz warm überlief, und Jesus sagte einfach: „Folge mir nach!“ Da vergaß der Zöllner alles, was er hatte, alle seine Habe und alle seine Schande, und folgte bloß dem Heiland nach!“

„Ja,“ mischte sich die Jüngere ein, „darauf ist sie gekommen, als wir den Plan faßten, einmal mit dir zu essen. Da sagte ich: Der wird doch nicht mit ein paar Dirnen von der Laurentiusgasse essen. Die Liese aber kann die Bibel wie ein Pastor, und sagte gleich, Jesus habe auch mit Sündern gegessen.“

Liese wäre für dieses ganze Buch geeignet. Denn manchmal weiß ich wirklich nicht, wie ich die Glocken des alten heiligen Evangeliums in das Schellengeläut meines armseligen neuen Evangeliums hineinläuten lassen soll, so daß es wenigstens ein ganz wenig dazu paßt. Liese hatte es immer gewußt. Sie sagte auch jetzt gleich die Bibelstelle her:

Und es begab sich, daß er, nämlich der Herr

Jesus, zu Tische saß in seinem Hause, nämlich des Zöllners Levi, den wir jetzt Matthäus nennen. Da setzten sich viele Zöllner und Sünder zu Tische mit Jesus und seinen Jüngern. Denn ihrer waren viele, die ihm nachfolgten. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer, da sie sahen, daß er mit den Zöllnern und Sündern aß, sprachen zu seinen Jüngern: „Warum isset und trinkt er mit den Zöllnern und Sündern?“ Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: „Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen zu rufen die Sünder zur Buße, nicht die Gerechten.“

Diese letzten Worte sprach Liese mit erhobener Stimme. Dann deckte sie ihr Gesicht mit den Händen zu und weinte wohl. Es war eine Zeitlang ganz still in meinem Stüblein. Dann zupfte die Jüngere ihre Gefährtin am Armel und bat: „Sag doch auch das vom Bräutigam und vom Herrn des Sabbats.“ Und zu mir gewendet, fuhr sie fort: „Du mußt unser geistiger Bräutigam sein. Du mußt auch einmal so frei und herrlich predigen wie Jesus, daß der Sabbat und alle irdischen Einrichtungen nur zur Rettung und nicht zur Verurteilung der Menschen eingerichtet seien!“

Und die Jünger Johannis und der Pharisäer fasteten viel; und es kamen etliche, die da sprachen zu ihm: „Warum fasten die Jünger Johannis und der Pharisäer, und deine Jünger fasten nicht?“

Und Jesus sprach zu ihnen: „Wie können die Hochzeitsleute fasten, biweil der Bräutigam bei ihnen ist? Alsolang der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten. Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten.“

Das jüngere Mädchen hatte sich wieder neben mich auf den Boden gekauert und lehnte ihren Kopf an meine Knie. Als ich aber aus Angstlichkeit ein wenig abrückte, begnügte sie sich mit dem Stuhlbein als Stütze und sagte: „Jest das von der neuen Zeit!“ Diese gehorchte:

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuch an ein alt Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um; sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.“ Und es begab sich, da er wandelte am Sabbath durch die Saat, und seine Jünger fingen an, indem sie gingen, Ähren auszuraufen. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: „Siehe zu, was tun deine Jünger am Sabbath, das nicht recht ist?“ Und er sprach zu ihnen: „Habt ihr nie gelesen, was David tat, da es ihm not war und ihn hungerte, samt denen, die bei ihm waren? Wie er ging in das Haus Gottes zur Zeit Absathars, des Hohenpriesters, und aß Schaubrote, die niemand durfte

essen denn die Priester, und er gab sie auch denen, die bei ihm waren"? Und er sprach zu ihnen: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. So ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbats.“

Mich schläfernte, denn es war schon lange nach Mitternacht. Ich wollte den Mädchen sagen, sie sollten in meiner Stube bleiben und ein wenig schlafen, mich aber sollten sie in den Schuppen nebenan gehen lassen. Ich sagte wohl auch etwas Ähnliches, aber ich konnte nicht aufstehen, die Mädchen kauerten auf dem Fußboden und lehnten sich aneinander und schwiegen und redeten und schwiegen wieder. Dann war ich bei dem Weichensteller im Nebenhause. Er hatte einen großen Grind über das ganze Gesicht, und es waren lauter Säulen ringsum, es war ein Tempel, es war im Dom, und ganz hinten unterm Sängerkhor beim Franziskanerbeichtstuhl stand der Zöllner mit dem Grind im Gesichte. Da fuhr mir das jüngere Mädchen mit dem nassen Handtuch übers Gesicht und sagte: „Du mußt noch ein wenig aufpassen, denn wir sind noch nicht satt. Fang nochmal an, Liese!“

Liese faßte mich bei der Hand und sagte: „Versprich es mir jetzt, daß du morgen schon zu dem kranken Weichensteller gehst. Er hat schon angefangen, auf Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen, aber das Lichtlein löscht immer wieder aus.“

Und ich war trotz des nassen Handtuches gleich wieder im Tempel von Jerusalem, und die beiden Mädchen kamen in weißen Kleidern und brennenden Kerzen, und ich saß in der Neu-Gersdorfer Kirche und fühlte, daß der neue Tuschfleck von Fräulein Rosel schon wieder von meinen Sonntags-hosen abriß, und ich mußte in den zerrissenen Hosen durch ganz Breslau gehen; denn ich fand nicht mehr nach Hause.

Da klopfte es an meine Thür. „Joseph!“ Es war das alte Dienstmädchen vom Kloster; sie brachte das Frühstück. Es war lighter Tag. Ich stellte auch fest, daß ich, fürsorglich zugedeckt, im Bette lag und die hl. Messe verschlafen hatte. Auf! In fünf Minuten muß ich schon unterwegs zum Gymnasium sein. Haben mir die Mädchen ein Schlafpulver eingegeben? Ich war so frisch und munter, daß mir das Herz im Leibe lachte. Will doch sehen, ob sie etwas mitgenommen haben! Nein, es lag alles an Ort und Stelle. Aber ausgeräumt hatten sie. Kein Schnitzlein Papier, kein Stäublein war zu sehen. Auf dem Tische lag ein zusammengefaltetes Blatt mit der Aufschrift: „Für den Herrn Weichensteller M. R.“ Ich steckte es in eines meiner Schulbücher und wollte es in der ersten Pause revidieren.

Wir trieben in der ersten Stunde lateinische Grammatik, die ich sonst eigentlich recht gern hatte. Aber mir war es, als ob ich doch schon ein alter,

reifer Mann gewesen wäre und nun plötzlich wieder auf der Schulbank sitzen müßte. Ich war doch mitten im Leben gewesen und konnte mich jetzt nicht ins Leben hineinfinden. War denn das überhaupt Leben, diese lateinische Grammatik? Da war doch der gestrige Abend ein anderes Leben gewesen! Hatte ich bis dahin überhaupt gelebt? War nicht alles eitel Spiel gewesen, selbst meine Religion? Ich sehnte mich nach der ersten Pause, und als sie kam, lehnte ich mich an den alten Brunnen des Schulhofes, eines früheren Klosterhofes, und faltete begierig das Papier für den kranken Weichensteller auf. Ich meinte, es sei ein tröstender Abschiedsbrief der beiden Mädchen an den unglücklichen Mann. Es stand aber folgendes darin geschrieben: „Jesus sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die anderen, ein solches Gleichnis: Es gingen zween Menschen hinauf in den Tempel zu beten, einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich also: ‚Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, das ich habe.‘ Und der Zöllner stand von Ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘ Ich sage euch: ‚Dieser

ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem.
Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und
wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.
Elisabeth Blaschke und ihre neue Schwester sind
sehr glücklich geworden, und der kranke Herr M. R.
wird auch sehr glücklich werden."

28. Der kranke Weichensteller

Erinnerungen verweben sich. Losgerissen von ihrem ursprünglichen Zusammenhange, gleiten die Fäden durch die Spätsommerluft, legen sich dem Wanderer über Stirn und Brust, zerteilen sich, verknüpfen sich, überspinnen Weg und Steg. Wie soll ich im Spätsommer noch wissen, welche Fäden ich mit dem Weichensteller auf der Laurentiusgasse gesponnen habe, da ich unterdes bei so vielen anderen Kranken saß und mit ihnen von alledem redete, was Jesus den Kranken getan!

Ich hatte immer große Freude an alten, gebrechlichen Häusern, besonders an solchen, die wieder aus alten, gebrechlichen, wenn auch ursprünglich stolzeren Häusern zusammengebaut waren.

Das Nachbarhaus hatte zwei Türen. Die eine sah aus wie eine Stalltür, die andere mußte von einem Schlosse stammen, denn sie war mit dürftigen Resten von Barockornament und einer verstückelten Baronenkrone geschmückt, aber, damit sie sich in die kleineren Verhältnisse einpasse, unten

und oben und an der Angelseite mitten durch Ornament und Fuge beschnitten. Die Treppe, auf der ich zu dem Dachstüblein des Weichenstellers emporschritt, hatte dreierlei verschiedene Stufen, darunter einige sehr fein profilierte, so daß man die Beine beim Aufstieg ebenso sorgsam stellen mußte wie ein Weichensteller die Schienenweiche. Die Thür des Weichenstellers hatte offenbar einmal die Geheimnisse eines Gartenpavillons verschlossen, denn in ihre Blindglasscheibe war eine sehr sommerlich gekleidete Flora mit einer großen Düte voll Blumen eingekäst.

Die Frau des Weichenstellers öffnete mir die innen angehaakte Thür. Sie war ganz Auge. Ich sah an ihr nur Auge, so wie das Auge ist, wenn plötzlich der Gendarm oder der Gerichtsvollzieher davor steht, sich aber sogleich in eine Dame vom Vinzenzverein verwandelt. Wie die Frau bekleidet war, kann ich nicht sagen; es lohnt sich nicht, es war entschieden zu wenig, und das wenige zu formlos und zu schmutzig. Sie hatte eben die Dielen gewaschen und hielt den feuchten Wischhader über die Brust.

„Man soll sehen und nicht sehen“, hatte mir mein Beichtvater für den Bereich der modernen Malerei und Plastik als Regel gegeben. Darum entschied ich mich dafür, in diesem Falle nicht zu sehen, sondern nur zu sagen: „Ich wollte einmal sehen, wie es Ihrem Manne geht, und ich sollte

auch einen Zettel von dem Fräulein Elisabeth Blaschke abgeben."

Jenseits der überschwemmten Dielen stand ein Bett. Als ich hinsah, ging es mir schier wie dem Zicklein in der Fabel: Ich dachte zuerst, es läge eine alte, verschrumpelte Großmutter im Bett, mußte aber erkennen, daß es der Wolf oder vielmehr ein noch viel häßlicheres Tier sei. Ein einziger Grind in Napfkuchenform lag dort, wo sonst zwischen den Wulsten des Kopfkissens und der Zudecke der Menschenkopf liegt. Oben wuchsen Menschenhaare heraus, etwas weiter unten waren zwei Löcher, in deren Tiefe es funkelte; dann kam eine ungefähr nasenartige Erhöhung und dann ein Spalt mit schönen, roten Lippen und frischen, weißen Zähnen. Das Bettzeug war auch ganz frisch und weiß.

Jetzt bewegte sich eine Hand, die sich aus dem Gebett herauswühlte, auf mich zu, und schon lag auch meine Hand darin wie ein gefangener Vogel, währenddes sich mein Magen schier umkehrte vor lauter Übelkeit. So weichlich und feige wird man in dieser Zeit, in der alles Krankheitselend fürsorglich in den Krankenhäusern eingeschlossen wird, während es früher die Straßen und die Kirchenportale zu einer Predigt der menschlichen Hinfälligkeit und des heroischen Opfermutes machte, so daß mancher ein Held der Liebe wurde, wenn er vorbeigehen wollte.

„Was macht denn die gute, gute Liese? Geh'n Sie, so schön hat sie mir das Bett gewaschen und gemangelt! Ist sie denn wirklich fort?“ Ich begann, von der letzten Nacht zu erzählen, las dem Kranken auch den Zettel mit dem Evangelium vom Pharisäer und Zöllner vor, dachte aber dabei fortwährend darüber nach, ob nicht mein Eudender eifer schuld daran war, daß dem Elenden seine treue Pflegerin verloren gegangen. Man soll die Sünder nicht um der Eudender willen voneinander trennen, solange sie sich die höchste und alle anderen umschließende Eudender barmherziger, helfender Liebe erweisen. Die beiden Gruben mit den funkelnden Tiefen füllten sich mit Thränen, so daß ich auf einmal die Lüge sagte: „Die Blaspheme Liese hat mir gesagt, daß sie bald einmal wiederkommt.“

Für solche Lügen scheint Gott die Gewähr zu übernehmen; er erfüllt die darin liegende Prophezeiung. An einem der nächsten Sonntage kam Blaspheme Liese tatsächlich von Bried hergefahren, nur um einige Stunden bei ihrem kranken Freunde zu sitzen. Aber der Kranke verstand meine Worte anders und sagte: „Ja, ja, sie hat mir's versprochen: Ich werde Ihnen einen anderen Tröster senden, hat sie gesagt. Sie ist doch evangelisch, und da denkt sie, da Sie katholisch sind, könnten Sie mir alles noch besser sagen.“

„Wollen Sie nicht einmal einen katholischen Geistlichen mit den heiligen Sakramenten kommen

lassen?" fragte ich ihn, weil ich mir dachte, daß dies so richtig sei. Aber schon kam die Frau an mich heran, griff mich an der Schulter und stieß hervor: „Reden Sie nicht davon, sonst bekommt er wieder einen Anfall!“

Der Kranke hatte sich abgewendet und sprach für sich: „Die gute Liese sagte, er werde reden wie Jesus, der Freund der Sünder und der Zöllner, und werde mich gesund machen. Und jetzt will er mir bloß einen Geistlichen aufreden!“

„Ich dachte, weil die Geistlichen Stellvertreter und Diener Jesu sind“, sprach ich, um meine Voreiligkeit wieder gut zu machen.

Da erklärte die Frau, es sei schon ein Geistlicher dagewesen, aber er habe bei der Ulung die Stirn nicht berühren mögen wegen des Ausschlags und habe ihm auch nicht die Hand auf den Kopf legen mögen. „Das müssen Sie dem Herrn nicht so übel nehmen, er konnte vor Mitleid nicht“, log ich wieder und faßte nun den Mann an den Schultern, beugte mich nieder zu ihm, und in aufwallendem Troß gegen den dummen Ekel küßte ich die gründige Stirn, legte dann meine Hand auf das struppige Haar, so daß er es fühlen mußte, und sprach: „Ich will auch einmal Geistlicher werden. Lassen Sie sich von mir segnen, als ob ich es schon wäre.“

Jetzt ging das stille Weinen des Mannes in ein heftiges Schluchzen über. Er ergriff meine

beiden Hände und sprach: „Davon könnte ich gesund werden.“

Ich hatte mich als Junge immer geschämt, etwas nicht anrühren zu mögen, etwa eine geifrige Schnecke oder eine eklige Kröte oder einen borstigen Wurm. Und es hatte mir keine Ruhe gelassen, bis ich den Ekel überwand. Was Gottes Hand geschaffen hat, muß auch meine Hand berühren mögen, so hatte ich mir immer selber befohlen. Aber es ging mir immer sehr an die Magenerven. Diesmal war von solcher Berührung mein ganzes Wesen umgewandelt. Man muß erst etwas küssen, dann ist man ihm mit Leib und Seele verfallen. Umgekehrt kann ein solcher Kuß auch das Wesen des anderen so sehr verwandeln, daß neues Leben und neue Gesundheit in ihm entsteht.

„Sagen Sie mir, daß ich wieder gesund werde! Diese Blasphäe hat mir versprochen, Sie werden oft zu mir kommen und mir immer erzählen, wie Jesus die Kranken heilte — bis ich wieder gesund werde. Ich möchte einmal von einem Kranken hören, der so häßlich war wie ich. Aber Diese sagte mir, ich sei gar nicht häßlich. Sagen Sie: Gibt es nicht einen solchen Kranken im Evangelium? Ich kann mich doch so erinnern!“

Es war ein Glück für dieses Buch, daß es sich so traf, denn ich hätte sonst eine große Lücke lassen oder allzuviel aus meiner späteren priesterlichen Tätigkeit hier an unrechter Stelle einweben müs-

sen. So aber erlebte ich schon als ganz ungeistlicher Sekundaner mit dem kranken Weichensteller innerhalb von drei Wochen das ganze Wunderwirken Jesu.

Und es war ein Glück für mich, daß ich in den letzten Ferien meines Großvaters verbotene Bibel mit nach Breslau gebracht hatte, so daß ich mich auf meine Krankenbesuche gut vorbereiten konnte. Es war ja alles so wunderbar, daß es sich für ein modernes Buch gar nicht paßt. Aber vielleicht gibt es auch eine Vorsehung für zukünftige Bücherschreiber, für die ja sonst schlecht genug gesorgt ist.

Die Frau hatte unterdes die Dielen soweit abgetrocknet, daß wir nicht mehr die Illusion haben konnten, etwa am See Genesareth oder am Teich Bethesda zu weilen. Sie hatte sogar feinen Odersand aufgestreut, so daß wir eher denken konnten, bei Jesus in der wunderreichen Wüste zu weilen. Auch hatte sie sich soweit angezogen, daß sie des Wischhabers nicht einmal mehr zur Bedeckung ihres Körpers bedurfte. Sie und ihre Stube sahen im Verein mit dem frisch gewaschenen Bette sogar ein wenig sonntäglich aus. Sie zog mich beiseite und sagte: „Sie müssen dem Manne immerfort erzählen, so daß er nicht mehr an das Eisenbahnunglück und an den Prozeß denkt.“

„Prozeß?“ fragte ich.

„Ja, sie haben ihn doch schon in zwei Instanzen verurteilt. Jetzt hängt's bei der letzten. Und

da hält er es nicht mehr aus, obwohl er unschuldig ist. Glauben Sie, er ist wirklich unschuldig; denn er hat nie getrunken und nahm immer bloß Kaffee mit in den Dienst. Gehen Sie und reden Sie, damit er wieder etwas zu denken hat. Das Denken macht gesund!"

Da ging ich wieder zu dem Kranken und setzte mich an den Rand seines Bettes. Er zog die Beine zur Seite, damit ich gut sitzen könne. „Ich kann aber“, begann ich, „die Evangelien nicht so gut auswendig wie die Lese. Doch das von dem häßlichen Kranken weiß ich noch ein wenig. Das war ein Aussätziger in einer Stadt. Der hatte aber nicht bloß das Gesicht so böse, sondern den ganzen Körper. Ich habe einmal eine Photographie von einem solchen Unglücklichen gesehen. Das war von oben bis unten lauter Elend und Jammer. Er hatte nicht einmal mehr richtige Finger, sondern nur noch Stumpfen. Da sind Sie ein ganz gesunder Mann dagegen.“

„War der aus dem Evangelium auch so elend?“

„Ja, das Evangelium sagt, es war ein Mann voll Aussatzes.“

„Da kam Jesus zu ihm und küßte ihn?“

„Das weiß ich nicht. Aber als er Jesus sah, fiel er auf sein Angesicht und sprach: ‚Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen.‘ Da erbarmte sich Jesus seiner, streckte seine Hand aus — ich tat nun unwillkürlich dasselbe —, rührte ihn an und

sprach zu ihm: „Ich will, sei gereinigt!“ Und als er gesprochen hatte, wich sogleich der Aussatz von ihm, und er war rein.“

Jetzt fuhr der Weichensteller mit der Hand an sein Gesicht und sagte: „Ich glaube, der Grind geht schon los.“ Ich hielt aber sogleich die Hand ein: „Lassen Sie, das muß langsam abheilen!“

Der Kranke erschrak. „Sehen Sie,“ so suchte ich ihn zu beruhigen, „Jesus will so etwas Auffälliges gar nicht. Es soll alles seinen natürlichen Verlauf gehen. Er war darum auch auf den Aussätzigen böse und schalt ihn: Rede nicht gleich zu allen davon, sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, was Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnis.“ Auch die Frau war herangekommen und sagte: „Nein, wenn das besser wird, müssen wir es gleich allen sagen. Da sieht man doch, daß du unschuldig bist, wenn uns der Herrgott hilft!“

Ich sah noch gar nichts vom Besserwerden und fürchtete mich, daß die armen Leute enttäuscht werden könnten. Rief darum: „Ich bin doch kein Wundertäter und könnte nicht mehr herkommen, wenn Sie so denken! Jesus konnte auch nicht mehr öffentlich in eine Stadt kommen, weil der Geheilte die Sache überall verbreitete. Er mußte sich an öden Orten verstecken, denn er wollte zwar Barmherzigkeit üben, aber keinen Wunderglauben verbreiten. Sie fanden ihn zwar und strömten von

allen Seiten zu ihm. Aber so wollte er die Religion nicht haben."

Das von Gott und nun auch von mir heimgesuchte Ehepaar achtete kaum meiner Mahnung, sondern blieb voll froher Hoffnung. Ich verabschiedete mich nun, ich müsse noch viel Schularbeiten machen, und ging in mein Klostergartenhaus zurück, nicht ganz ohne das Gefühl, wieder eine rechte Dummheit gemacht zu haben. Ich war auch noch sehr müde von der vergangenen Nacht.

29. Der Herr des Sabbats

U nter den Klosterschwestern verbreitete sich das Gerücht: „Der Joseph geht zu den schlechten Leuten auf der Laurentiusgasse; der wird doch keinen Beruf zum Priestertum haben, oder wenn er ihn hatte, wird er ihn verloren haben.“ Ich sagte meiner Tante: „Das ist mir ganz egal, ob ich Beruf zum Priestertum habe oder nicht. Wenn mich dieser Beruf daran hindert, zu den Menschen zu gehen, dann mag ich ihn gar nicht.“ Sagte es so zornig, daß ich meinte, Tante Agnes würde in Tränen ausbrechen. Es kam ihr auch so etwas aus den Augen, aber sie lächelte gleich und sagte: „Wenn du es nur für recht hältst!“ Tante Agnes hatte eine tiefe Weisheit in ihrem Jungfrauenherzen. Ich hatte nur Zorn und Trotz in mir: „Ich lasse mir keine Klosterschwesternmoral aufdrängen; ich lasse mir überhaupt von den Menschen keine Vorschriften machen!“ Und ich begann mich zu fürchten vor den vielen Standesverpflichtungen und Rücksichten der Geistlichen.

Da hieß es, daß wir, Tante und ich, eine neue Stube bekommen würden, hoch oben im vierten Stock der Hirschstraße 33. Eine jähe Freude kam über mich. Hoch oben wohnen! In weitem Blick den großen Klostergarten und den benachbarten Friedhof überschauen können! Das Haus war erst vor kurzem erworben worden, das Gärtnerhäuslein sollte niedergerissen werden. Da war es selbstverständlich, daß wir umziehen mußten, und es war eine bedeutende Verbesserung für uns. Ich faßte nicht den geringsten Argwohn, irgend einer pädagogischen Maßregel zum Opfer gefallen zu sein. Und die damalige Generaloberin mit ihren großen, tiefen Augen, die einstige Schwester Felizitas, die Inquisitorin in meiner ersten Liebesbriefangelegenheit, sah auch gar nicht nach einer so dummen pädagogischen Maßregel aus. Wer kann einen jungen Mann hindern, wenn er einmal will! Und was nützt alles Hindern, wenn es nicht vom innersten Leben der Seele ausgeht und von da den Willen lenkt!

Aber es blieb in mir das Empfinden, daß ich mich gegen irgend etwas würde wehren müssen. Der Sabbat ist um der Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. So oft ich nun das ernste Herz-Jesu-Bild in der Klosterkirche anschaute, fand ich keine andere Anbetung als: „Jesus, du Herr des Sabbats!“ Es war mir, als wüchse die Persönlichkeit Jesu auf einmal über

das ganze Alte Testament hinaus, als führe Jesus nun ein freies Volk durch alle Schranken dieser Erde. Es fielen Ketten von mir ab.

Am Palmsonntag stieg ich wieder die dreierlei Stufen zu dem Stüblein des Weichenstellerspaars hinauf, wohl vorbereitet auf eine biblische Erbauungsstunde. Da ich am Gründonnerstag in die Osterferien fahren wollte, mußte ich meinem Kranken so viel Trost und Kraft bringen, daß es für drei Wochen reichte. Rein aus dem äußerlichen Grunde, daß Ostern in der Nähe war, wählte ich die Krankenheilungen am zweiten Osterfest der Lehrzeit Jesu. Aber erst bei der Erzählung und Unterhaltung merkte ich, daß Jesus für mich gewählt hatte. Denn auf einmal erschien vor meiner Seele — der Herr des Sabbats.

Die Frau des Weichenstellers hatte mich schon die Treppe heraufkommen sehen und wartete an der offenen Tür. Das Bild der Flora war mit einem Vorhang bedeckt. Da ich dies nicht zu merken schien, sagte die Frau: „Das Bild an der Tür paßt sich nicht, aber wir können doch die Scheibe nicht herausnehmen.“ Sie selber hatte sich ihr bestes Kleid angezogen. Die Leute von der Laurentiusgasse haben auch ihre Sittlichkeit.

Zuerst gab es wieder ein kleines Widerstehen meines Magens gegen den Anblick des braunschwarzen Napfkuchens in den weißen Rissen. An den weißen Zähnen erkannte ich aber, daß da etwas

freundlich war und zu lächeln versuchte. Und erst recht an der bleichen Hand, die sich um meine Finger krampfte.

„Gelt, ich bin ein Wundertäter!“ sagte ich zum Gruß. „Der Ausschlag will immer noch nicht weichen.“

„Der muß aber schon viel kleiner sein! Weib, gib mir doch mal den Spiegel,“ antwortete der Kranke.

„Nein, nicht den Spiegel!“ bat ich. „Ich bringe Ihnen heute eine Geschichte, die für Sie auch ein Spiegel ist.“

„Meine Frau hat mir jetzt ein Neues Testament gekauft.“ Es war ein ziemlich altes Testament, hatte zwar noch Blätter und Ecken, aber keinen Rücken mehr.

„Ah, da haben Sie mich wohl gar nicht mehr nötig!“ rief ich aus, nicht ganz ohne jede Eifersucht und Trauer.

„Oh, Sie müssen mir das Evangelium predigen! Das Gelese ist nichts. Das muß man hören. Und das Weib kann auch nicht einmal gut lesen.“

Als ich aber auswendig meine Geschichte erzählen wollte, blieb ich schon bei den ersten Sätzen stecken, und ich nahm nun doch das Buch zu Hilfe.

„Wissen Sie,“ so begann ich, „nächsten Sonntag ist Ostern. Da kann ich nicht kommen, da ich heimfahre. Da wird aber Jesus selber bei Ihnen

sein. Jesus hat das Osterfest immer besonders gern gefeiert. Es war das Hauptfest der Juden. Hören Sie, da heißt es: Hierauf war ein Fest der Juden, und Jesus ging hinauf nach Jerusalem. Es ist aber in Jerusalem der Schafteich, welcher auf hebräisch Bethsaida heißt und fünf Hallen hat. In diesen lag eine große Menge von Kranken, Blinden, Lahmen, Abgekehrten; da waren natürlich auch Leute mit Ausschlag dabei, welche die Bewegung des Wassers abwarteten. Denn ein Engel des Herrn stieg zu bestimmter Zeit in den Teich hinab, und das Wasser kam in Bewegung. Wer nun zuerst nach der Bewegung des Wassers in den Teich hinabstieg, der wurde gesund, mit welcher Krankheit er auch behaftet sein mochte. Es war aber daselbst ein Mensch, welcher seit achtunddreißig Jahren krank war."

"Ach, ich weiß," mengte sich in aufwallender Freude die Frau ein, "der achtunddreißigjährige Kranke!"

O wunderbare Seele, die du schon in Freude ausbrichst, wenn auch nur ein einziges Wort des Evangeliums aus der Vergessenheit auftaucht!

"Ja! Und als Jesus diesen liegen sah und wußte, daß er schon lange so war, sprach er zu ihm: „Willst du gesund werden?“ Der Kranke antwortete ihm: „Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich brächte, wenn das Wasser in Wallung gerät. Denn ehe ich allein

hinkomme, steigt ein anderer vor mir hinab.' Da sprach Jesus zu ihm: ,Steh auf, nimm dein Bett und gehe!' Und sogleich ward der Mensch gesund, und er nahm sein Bett und ging. Es war aber Sabbat an demselben Tage. Da sprachen die Juden zu dem Geheilten: ,Es ist Sabbat, du darfst dein Bett nicht tragen!' Er jedoch antwortete ihnen: ,Der mich gesund gemacht hat, sprach zu mir: Nimm dein Bett und gehe.' Da fragten sie ihn: ,Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bett und gehe?' Der Geheilte aber wußte es nicht, denn Jesus war fortgegangen von dem Volke, das sich an jener Stätte aufhielt." „So sind die Menschen!" seufzte die Frau Weichensteller. „Selbst dem Herrgott möchten sie Vorschriften machen!"

Diesen Gedanken muß sie aus mir herausgelesen haben, und ich hätte ihn gern erörtert, fühlte aber zugleich wieder den stillen Neid und den Wunderglauben des Weichenstellers. Darum sagte ich gleich: „Dem Heiland kam es aber vor allem darauf an, nicht, daß der Mann gesund werde, sondern daß er nicht mehr sündige. Als der Kranke das Bett heimgetragen hatte, ging er gleich in den Tempel. Dort suchte ihn Jesus. Das müssen Sie auch machen: Sobald Sie gesund werden, müssen Sie wieder treu in die Kirche gehen. Denn dort sucht Sie Jesus. Es heißt: Darnach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: ,Siehe, du

bist gesund geworden, sündige nun nicht mehr, damit dir nicht etwas Schlimmeres begegne (nämlich der Verlust des ewigen Lebens)!" Da ging dieser Mensch hin und verkündigte es den Juden, daß es Jesus sei, der ihn gesund gemacht habe. Darum verfolgten die Juden Jesum, weil er dies am Sabbath gethan."

Der Weichensteller hatte seine Hände gefaltet und seinen Kopf ein ganz klein wenig zur Seite gelegt. Es schien, als wolle er rufen. Seine Frau beschäftigte sich am Ofen. Sie wollte mich zu einer Tasse Kaffee einladen. Darum las ich nun still in der Bibel weiter. Es war die Zeit des Sonntagnachmittags, da es auf den kleinen Gassen Breslaus dorfstill wird. Die Vorfrühlingssonne leuchtete sommerwarm, und alles war hinausgezogen in die Umgebung der Stadt. Ich las, und es wurde weit und ewig um mich her; ich glaubte, das allerschönste Kapitel des Neuen Testaments gefunden zu haben: „Jesus und sein Vater.“ Und es zog mich in das Evangelium hinein. „Ich und der Vater“, glaubte ich, könne das Kapitel heißen. Jesus ward ganz hineingetragen in mein Ich, und mein Ich war wie eins mit Jesus. Eine wunderbare Mystik hob mich über alles menschliche vernünftige Denken. Einheiten wurden, wo Zweheiten waren. Des ewigen Vaters Arm legte sich um mich, und seine Hand hielt meine Hand. Und es war in meiner Hand, als hätte sie die Welt

gegründet und lenke sie und wirke alles, was der Vater wirkt. Und es war auf meinen Lippen, als sollte ich zum ersten Male der Welt des Vaters Wort verkünden, ganz sein Werkzeug, ganz seine Ausstrahlung, ganz sein Kind, sein Sohn — als sollte ich die Welt überwinden, indem ich das weltliche Denken überwand und in überweltlichem Denken mit dem Vater eins wurde. Wie ein Sonnenstrahl kam dies und nahm dem arm-seligen Gymnasiasten auf einen einzigen Sonntagnachmittagsaugenblick alles irdische Wesen und erleuchtete alle Tiefen bis zum Urgrund, bis zum göttlichen Wesen.

Darum verfolgten die Juden Jesum, weil er dies am Sabbat getan. Jesus aber antwortete ihnen: „Mein Vater wirkt bis jetzt, und ich wirke auch.“

O Jesus, ich denke, der Vater ruht am siebenten Tage? Ah, ich habe ja schon Hebräisch gelernt! Das Imperfektum steht für das Futurum, „am siebenten Tage ruhte er“ heißt: „am siebenten Tage wird er ruhen“. Ganz recht, wir müssen noch innerhalb des sechsten Tages sein, denn der Mensch ist ja gar noch nicht fertig. Darum wirkt der Vater noch. Er hat noch keinen Sonntag. „Und auch ich wirke“, sagst du, Jesus.

Auch ich wirke, Jesus, auch wenn die Menschen denken, sie seien schon fertig und dürften Sabbat feiern. Auch ich will sie in ihrer Ruhe stören

und ihnen sagen: Ihr seid noch lange nicht fertig. Heiliger muß eure Persönlichkeit werden, vollkommener euer Staat, größer, herrlicher, makelloser eure Kirche!

Alles Wirken des Gottessohnes steht in Einheit mit dem Wirken Gottes. „Wahrlich, wahrlich,“ sagt Jesus, „der Sohn kann nichts aus sich selbst tun — auch die von den Juden als Sabbatfrevel beurteilte That nicht —, wenn er es nicht den Vater thun sieht. Denn alles, was dieser tut, das tut in gleicher Weise auch der Sohn. Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er selber tut, und wird ihm noch größere Werke als diese zeigen, so daß ihr euch verwundern werdet. Es kommt die Stunde, in der alle, welche in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichtes. Ich kann nichts von mir selbst tun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist gerecht, denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Ich habe ein größeres Zeugnis als das von Johannes, denn die Werke, welche der Vater mir gegeben, daß ich sie vollbringe, diese Werke, die ich tue, geben Zeugnis von mir, daß mich der Vater gesandt hat.“ Die Juden trachteten nun noch viel mehr darnach, ihn zu töten, weil er nicht

nur der Sabbat brach, sondern auch Gott seinen Vater nannte und sich Gott gleich machte.

Da war ein Frühjahrsgewitter heraufgezogen, so schnell und urgewaltig. Ein Blitzschlag zuckte an dem kleinen Giebelfenster vorbei. „O Jesus!“ rief der Kranke, aufgeschreckt aus seinem religiösen Sinnen. Mir aber war die Gewalt des Donnerschlages nur wie eine leise Stimme vor dem Gewaltigen, das in meiner Seele vor sich gegangen: Der Vater, Jesu größte Offenbarung! Den Juden mußten Nordgedanken kommen. Fieberkrank mußte eine solche Offenbarung das Volk mit seinem kleinen, schulgemäß herabgeminderten Gottesgedanken machen. „Der Vater wirkt noch“, obwohl sie ihn schon eingesperrt hatten in ihren engen, toten Begriff. Er lebt, und sein Leben ist der Sohn, in dem er wirkt. Er lebt, und sein Leben flutet über alle Engen und Grenzen, über Gesetz und Sabbat hinaus.

Am Herde stand ein kleiner, weißgedeckter Tisch, der einzige Tisch in der Stube. Die Frau stellte ein zierliches Porzellangeschirr darauf, von dem in goldenen Buchstaben leuchtete „Dem Bräutigam“, „Der Braut“. Ich wurde nun zum Kaffeetrinken genötigt und wollte dann heingehen. Da sagte der Weichensteller, als sei dies die Frucht seiner biblischen Erwägungen: „Ich glaube, es kam Jesu mehr darauf an, die Menschen vom Sabbatgebot als von der Krankheit zu erlösen.“

Die Blaspheme Liese sagte oft: Von solchen Geboten hat mich Jesus erlöst, und er hat uns nur das Gebot der Liebe gegeben."

"Die Blaspheme Liese war evangelisch und hatte nicht immer die richtige Auffassung", bozierte ich. „Jesus hat beides gewollt, Barmherzigkeit üben und eine richtige Auffassung der Gebote predigen. Aufgehoben hat er keines von den göttlichen Geboten. Er hat ihnen nur die Tyrannei genommen und eine Königin gegeben, nämlich die Liebe."

Jetzt erinnerte ich mich daran, daß die beiden Mädchen an jenem Abend so seltsam vom Herrn des Sabbats gesprochen hatten. Ich wollte noch einmal die Stelle vom Herrn des Sabbats nachschlagen, versah mich aber in den Verweisungsziffern des Buches und fand eine andere Sabbatgeschichte im 12. Kapitel des Matthäusevangeliums: Jesus kam in die Synagoge der Juden. Und siehe, da war ein Mensch, der eine verborrente Hand hatte, und sie fragten ihn und sagten: „Darf man auch am Sabbat heilen?“, um ihn verklagen zu können. Er aber sprach zu ihnen: „Welcher ist unter euch, der ein Schaf hat, und wenn es am Sabbat in eine Grube fällt, selbes nicht ergreift und heraushebt? Um wieviel besser ist ein Mensch als ein Schaf? Es ist also erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun.“ Alsdann sagte er zu dem Menschen: „Strecke deine Hand aus!“ Und der streckte sie aus, und sie wurde wieder gesund

wie die andere. Die Pharisäer aber gingen hinaus und hielten Rat wider ihn, wie sie ihn ums Leben bringen könnten. Da nun Jesus dies wußte, ging er von da weg, und es folgten ihm viele nach, und er machte sie alle gesund. Und er befahl ihnen, daß sie es nicht offenbaren sollten, damit erfüllt würde, was durch den Propheten Isaias ist gesagt worden, da er spricht: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich auserwählt habe, mein Geliebter, an dem meine Seele ihr Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf ihn legen, und er wird den Heiden das Recht verkünden. Er wird nicht zanken noch schreien, noch wird irgend jemand seine Stimme auf den Gassen hören. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen, bis er das Recht zum Siege gebracht hat. Und die Heiden werden auf seinen Namen hoffen.“

Ich hatte erst leise für mich, dann aber, zum Bett des Kranken tretend, lauter gelesen. Der Kranke hörte nicht nur das Wort Gottes, er verkostete, er aß es. Und ich hatte das bestimmte Gefühl, daß man einem solchen Manne die Bibel nicht erklären, sondern nur darreichen müßte. Es war auch Zeit zum Heimgehen. Darum nahm ich seine Hand und sagte, ich wolle das nächste Mal nach den Osterferien wiederkommen.

„Da soll ich allein bleiben! Wie lange?“

Es werde wohl beinahe drei Wochen dauern.

„Drei Wochen!“ Der Kranke begann zu beten.
„Da kommt das Urtheil, und ich werde ins Zucht-
haus müssen. O Jesus!“

„Sie! Schnell!“ rief die Frau. „Er bekommt
einen Anfall!“

„Da werde ich zu Ostern hier bleiben und Ihnen
helfen!“ versprach ich plötzlich.

„Mein, das dürfen Sie nicht! Ihre Mutter,
Ihr Vater . . . o Jesus!“ Und das Elends-
antlitz wurde so jammervoll, daß ich ganz er-
schüttert war und nicht mehr wußte, was ich in
der Aufregung sprach: „Still, still! Ich weiß
es von Jesus, vom Vater. Er wird das geknickte
Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht
nicht auslöschen. Ich weiß es: In zwei Wochen
werden Sie freigesprochen und in drei Wochen
werden Sie aus dem Bett aufstehen. Glauben
Sie!“

Mein Gott, was hatte ich getan! Prophezeit,
gelogen! Ein Ruck ging durch den bebenden Kör-
per, ein lauter Aufschrei: dann war alles still.

Ich wartete noch ein wenig. Es kam ein wildes
Vertrauen über mich: Es ist gesagt, ich nehme
es nicht zurück. Die Fingernägel bohrten sich in
das Weiche meiner Handteller. Ich war wie im
Krampf.

Da brachte die Frau ein nasses Handtuch und
fuhr mir über die Stirn. Ich sah das kleine
Fenster und draußen die Gasse. Die kugeligen

Steine waren abgewaschen vom Gewitterregen, und jeder hatte ein glänzendes Auge, aus dem mich die Sonne anleuchtete.

Jetzt sagte der Kranke: „Ich glaube Ihnen. Fahren Sie zu Ihren lieben Eltern, und wenn Sie wiederkommen, wollen wir glücklich sein!“

Am selben Abend sagte mir eine Klosterschwester: „Sie werden ja ganz bleich vom vielen Studieren. Sie wachsen zu schnell. Es ist gut, daß die Ferien kommen.“

Es gibt manche Stunde, in der man sehr schnell wächst.

30. Die Wunder Jesu im Schuppen

Der Schuppen neben meiner Stube, in dem die beiden Sünderinnen auf der Flucht vor der Sünde öfters übernachtet hatten, war von unverkennbarer Ähnlichkeit mit dem Schuppen, der sich einst an die Nordwestseite meines väterlichen Hauses lehnte und erst seit einem Jahre einem Ziegelaufbau gewichen war. Wie ein armer Sünder sich an den Beichtstuhl lehnt, ganz krumm, ganz gebeugt, so kuschelte sich dieser verfallende Holzschuppen an den Giebel des Gärtnerhauses und gestand ihm alle seine Sünden: Mir fehlen schon viele Schindeln, die Balken gehen schon auseinander, alles Unkraut wächst um mich, alles Ungeziefer in mir, ich bin ganz in Gesellschaft sündhafter Nachbarhäuser, ein Wust von zerbrochenen Sachen ist in mir, große Haufen alten Zeitungspapieres, und es sind wohl auch schlechte Zeitungen dabei, und viele zerfetzte Bücher, die ganz gewiß auf dem Index stehen, denn sie sind von einem Mediziner und handeln nur von unanständigen Sachen.

Wenn daheim der Frühling kam, stieg ich auf

das Schuppendach und ließ mich dort auf die letzten Reste moosiger Schindeln nieder, meine Hosen wohl bewahrend vor den vielen rostigen Nägeln, die ihren verstorbenen Schindeln nachtrauerten, selber aber charakterstark in den Sparren sitzen blieben. Hei, der Frühling! Füllte und übergoss mich mit seinem goldenen Wein, dem Sonnenschein. Ich schrie vor Vergnügen, ich dichtete, nein, ich schrieb bloß auf ein Bild die Worte: „Zum Andenken an den Frühling 1892!!“

Auf das Breslauer Schuppendach konnte ich mich nicht setzen. Da hätten die Jungen von der Laurentiusgasse mit Steinen nach mir geworfen. Darum ging ich in den Schuppen, und auch der Frühling mit seiner Sonne kam herein. Die Lücken am Dach waren ja groß genug. Ein rechter Einsiedler ward ich in dem Schuppen. Die medizinischen Bücher hatte ich in den Vorjahren gut studiert. Es waren lauter Kolleghefte, aber mit einer Weisheit wunderbar. Daß ich mich damals nicht entschloß, ein Mediziner zu werden, kam nur daher, daß ich Theologie studieren mußte, von innen heraus. In diesem Jahre nahm ich die Bibel des Großvaters mit in den Schuppen — auch in den ersten Tagen der Karwoche, ehe ich in die Ferien fuhr. Ich mußte mir alle Krankenheilungen Jesu heraussuchen, denn sie waren die rechte Medizin für meinen kranken Weichensteller, und ich wollte ihm für die Wochen meiner Abwesenheit

einen genauen Plan der Betrachtung und Genesung ausarbeiten.

In einem Schuppen voll lauter zerbrochener und zerfekter Dinge kann man sich leicht in die Welt der Krankheit und des leiblichen und geistigen Elends hineinendenken. Ich hatte die Evangelien von den Krankenheilungen Jesu bisher immer nur einzeln vernommen. Es waren Kostproben von der wunderwirkenden Kraft des Glaubens. Jetzt, da ich sie alle wie in einem einzigen Zuge in meine Seele hineintranf, wäre ich am liebsten aufgesprungen und hätte mich im Kloster der Barmherzigen Brüder gemeldet, um mein ganzes Leben lang Kranke zu heilen mit der Kraft meines Glaubens. Aber ich mußte ja doch Theologe werden.

Auf den goldenen Steigen der Sonnenstrahlen stieg ich empor und schaute durch das Fernglas der Bibel, und alles Wunderbare aus dem ganzen Reiche Gottes war mir zum Greifen nahe.

Ich sah Jesus über das Meer fahren, dem wartenden Volke entgegen. Da kam einer von den Vorstehern der Synagoge, mit Namen Jairus, und als er Jesus sah, fiel er zu seinen Füßen und bat inständig: „Meine Tochter liegt in den letzten Zügen. Komm und lege ihr die Hand auf, damit sie gesund werde und am Leben bleibe!“ Da ging Jesus mit ihm. Und viel Volk lief ihm nach und umdrängte ihn. Ein Weib aber, das seit zwölf Jahren den Blutfluß hatte und von vielen Ärzten

vieles erlitten und ihr ganzes Vermögen aufgewendet hatte, ohne daß es besser geworden wäre — es war vielmehr immer schlimmer geworden —, kam jetzt, da sie von Jesus gehört hatte, unter der Volksmenge von hinten an ihn heran und rührte sein Kleid an, denn sie sprach: „Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ Und sogleich war der Blutfluß gestillt, und sie fühlte am Körper, daß sie von der Plage geheilt sei. Jesus aber hatte alsbald empfunden, daß eine Kraft von ihm ausgegangen war. Er wandte sich zum Volke und fragte: „Wer hat meine Kleider angerührt?“ Da sprachen die Jünger: „Du siehst doch, daß dich das Volk rings umdrängt, und fragst: Wer hat mich angerührt?!“ Und er blickte umher, um die zu sehen, die es getan. Da kam das Weib, furchtsam und zitternd, wohl wissend, was mit ihr geschehen war, fiel vor ihm nieder und gestand ihm alles nach der Wahrheit. O wunderbare Beicht, in der ein sündiger Mensch keine andere Sünde zu beichten hat als nur Glaube und Vertrauen! Jesus sprach zu dem Weibe: „Tochter, sei getrost! Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin in Frieden und sei heil von deiner Plage!“

Mit einem Antlitz voll Bangen und Hoffen stand der Synagogenvorsteher dabei. Als er das geheilte Weib sah, leuchtete es in ihm auf: „Ja, er wird auch mein Töchterlein gesund machen!“

Da kamen Leute und sprachen: „Deine Tochter ist gestorben. Bemühe den Meister nicht weiter.“ Jesus hörte die Rede, die da gesagt wurde, und sprach zu dem Vorsteher der Synagoge: „Fürchte dich nicht, glaub nur!“ Und er verbot, daß jemand mit ihm gehe außer Petrus, Jakobus und Johannes — und mir. Und wir kamen in das Haus des Vorstehers der Synagoge. Da war ein Getümmel! Da heulten und weinten sie, Flötenspieler und jammerndes Volk. Jesus sprach zu den Lärmenden: „Fort mit euch! Was jammert und weinet ihr! Das Mädchen ist nicht tot, sondern schläft nur.“ Da lachten sie ihn aus. Er aber schaffte sie hinaus, nahm den Vater und die Mutter des Mädchens, die Apostel und — mich mit sich hinein in die Kammer, in der das Mädchen lag, ergriff das Mädchen bei der Hand und sprach zu ihr: „Talitha kumi, Mädchen, steh auf!“ Sogleich stand das Mädchen auf und ging hin und her. Jesus gebot, daß man ihr zu essen gebe, aber es solle ja niemand erfahren, was geschehen sei. Es verbreitete sich jedoch in der ganzen Gegend.

Jesus verließ mit uns das Haus des Synagogenvorstehers und wollte zu seiner Wohnung. Da kamen hinter uns zwei schreiende Menschen. Ich sah mich um. Sie kamen wie Betrunkene, unsicher tastend. Und sie schrien: „Du Sohn Davids, erbarme dich unser!“ O Jesus, höre! Sie wissen,

daß du der Messias bist, denn sie nennen dich Sohn Davids. Keinen anderen nennen sie so als nur den erwarteten Messias. Jesus ging ruhigen Schrittes weiter bis zu seinem Hause. Die Blinden immer hinterher. Sogar in das Haus kamen sie nach und schrien wieder: „Sohn Davids, erbarme dich unser!“ Da sprach Jesus: „Glaubet ihr, daß ich euch dies tun könne?“ „Ja, Herr, ja, Herr!“ riefen sie, und sie kamen ganz nahe und legten ihre blinden Augen schier in Jesu Hände. Jesus berührte nun ihre Augen und sprach: „Es geschehe euch nach eurem Glauben!“ Und ihre Augen wurden aufgetan. Und Jesus drohte ihnen und sprach: „Sehet zu, daß es niemand erfahre!“

O Jesus, du weißt doch, daß dies nichts nützt! Warum befiehlst du so? Weil du keine Wunder tun willst zum Schauen und Reden, du willst nur barmherzig sein, sonst nichts! Aber wer kann von dir schweigen, wenn er dich erkannt hat? Sieh, ich muß ja sogar ganze Bücher über dich schreiben. Und die beiden Sehendgewordenen gingen hinaus und verbreiteten deinen Ruf in derselben ganzen Gegend.

Und ich war auch dabei, als Jesus um die Zeit des dritten Osterfestes mit seinen Jüngern nach der Gegend von Tyrus und Sidon reiste. Er wollte sich dort vor den Verfolgungen der Pharisäer in einem Hause verbergen. Niemand sollte es erfahren. Aber er konnte nicht verborgen blei-

ben. Der Haß hätte ihn vielleicht nicht gefunden, aber der Glaube fand ihn. Der Glaube ist ein Spürhund nach Jesus, besonders der Frauenglaube. Darum braucht sich niemand, der den Glauben hat, ernstlich zu fürchten, daß er etwa Jesum nicht finden könnte. Der Glaube wittert die verloschenste Spur Jesu.

Ein Weib, dessen Tochter einen unreinen Geist hatte, hörte, daß fremde Männer gekommen seien. Sie ging sogleich in das Haus und fiel Jesu zu Füßen. Das Weib aber war eine so ganz verdammte Heidin, ein Abscheu für jeden echten, frommen und gerechten Juden. O Jesus, tritt zurück, laß dich nicht berühren! Was stehen deine Füße so fest, wie angewachsen?

Das Weib erhob nun ihre Augen zu Jesus und bat: „Herr, hilf mir! Treibe den Teufel von meiner Tochter aus!“ Jesus aber sprach zu ihr: „Laß zuerst die Kinder satt werden, denn es ist nicht recht, das Brot den Kindern zu nehmen und es den Hunden vorzuwerfen.“ Sie aber antwortete: „Ja, Herr! Aber auch die Hündlein essen unter dem Tische von den Brosamen der Kinder.“ Da sprach Jesus zu ihr: „Um dieses Wortes willen geh hin. Der Teufel ist ausgefahren von deiner Tochter.“ Und als sie in ihr Haus kam, fand sie ihre Tochter auf dem Bette liegen, und der Teufel war ausgefahren.

Und Jesus ging wieder weg von den Grenzen

von Tyrus, wanderte durch Sidon auf das galiläische Meer zu und kam mitten durch das Gebiet der Zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auslegen möchte. Und er nahm ihn abseits vom Volke, steckte seine Finger in die tauben Ohren, berührte die stumme Zunge mit Speichel, sah gegen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: „Ephpheta, tu dich auf!“ Und sogleich öffneten sich die Ohren des Armen, das Band seiner Zunge ward gelöst, und er konnte richtig reden. Da gebot er auch diesen Menschen, sie sollten es niemand sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus, und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: „Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen macht er redend.“

Beim Weiterzuge, als wir auf einem Berge am galiläischen Meere rasteten, kamen von allen Seiten kleine und große Trupps von Leuten, die ganz geschwind Kranke herbeitrugen: Stumme, Blinde, Lahme, Schwache kamen und legten rasch ihre elende Bürde vor Jesus hin und rannten wieder davon, um andere Kranke zu holen. Und Jesus machte alle gesund.

Und dann sah ich noch etwas anderes: Viertausend Menschen nährte Jesus mit sieben Broten und einigen Fischen. Doch dies will ich später erzählen. Damals im Klosterschuppen kam es mir

nur auf Krankenheilungen an, mit denen ich den Weichensteller gesund machen wollte.

Aber eines muß ich doch sagen: Jesus wirkte alle diese Wunder nicht als Wunderzeichen, sondern nur als Zeichen seines Erbarmens.

Es stiegen nämlich die Pharisäer herbei, um mit Jesus zu streiten. Sie kamen schon auf den pfiffigen Gedanken der Experimental-Theologie: durch Experiment sollte Jesus seine Sendung beweisen. Sie forderten darum von Jesus ein „Zeichen vom Himmel“. Er aber seufzte über diese Experimentaltheologen und sprach: „Warum verlangt dieses Geschlecht ein Zeichen? Wahrlich, ich sage euch, es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben werden!“ Darauf kehrte er den Experimentaltheologen den Rücken, stieg in das Schiff und fuhr über den See.

Aber schon kurze Zeit später, als wir in Bethsaida waren, konnte ich mir wieder etwas Tröstliches für meinen Weichensteller notieren. Da brachte man nämlich einen Blinden zu Jesus und bat voll Vertrauen, er möchte doch den Unglücklichen anrühren. Und Jesus faßte den Blinden bei der Hand, führte ihn vor das Dorf hinaus, spuckte auf seine Augen, legte ihm die Hände auf und fragte, ob er etwas sähe. Und der Mann hob den Kopf und drehte ihn rechts und links, wie einer, der durch einen dichten Nebel sehen möchte oder wie die Kinder beim Blindenkuhspiel, und er

sagte: „Ich sehe die Menschen einherwandeln wie die Bäume.“ Er sah also nicht und phantasierte nur. Da legte Jesus noch einmal die Hände auf seine Augen — und jetzt fing der Blinde zu sehen an, und seine Sehkraft war hergestellt, so daß er alles richtig sah. „Geh jetzt heim“, sagte ihm Jesus, und trotzdem er wußte, daß der Glaube nicht schweigen kann, setzte er wieder hinzu: „Wenn du ins Dorf hineinkommst, so sage es niemandem.“ Dann sah ich in den Sonnenstrahlen einen herrlichen Kirchenbau auf hohem Felsgebirg, sah das Kreuz auf Golgatha, und — es war, als ob die Sonnenflecke im Schuppen auf einmal aufflammten — mitten im Glanz sah ich Jesum verklärt. Aber ich eilte an dem allen vorüber. Ich mußte ja Heilkräutlein für meinen Kranken suchen.

Wir stiegen herab von dem schönen Berge, auf dem wir hätten ewig leben mögen. Drunten war viel Lärm. Schriftgelehrte stritten mit einem großen Volkshaufen, und es war ein schreckliches Geschrei. Als aber Jesus nahe kam, wurde das Volk still und ehrfürchtig, lief auf Jesus zu und grüßte ihn. Und er fragte die Leute: „Worüber streitet ihr miteinander?“ Da trat einer aus dem Volke hervor und sprach: „Meister, ich brachte meinen Sohn zu dir her, der einen stummen Geist hat. Wo immer er ihn überfällt, wirft er ihn nieder, auch schäumt er, knirscht mit den Zähnen und zehrt aus. Und ich sprach zu

deinen Jüngern, daß sie ihn austreiben möchten; aber sie konnten es nicht.“ Da wandte sich Jesus an seine Jünger und schalt sie: „O ihr ungläubiges Geschlecht! Wie lange werde ich noch bei euch sein, wie lange euch noch ertragen müssen? Bringet ihn her!“ Und sie brachten ihn hin. Sobald aber der Besessene Jesum sah, schüttelte ihn der Geist, und er fiel auf die Erde und wälzte sich schäumend. Da fragte Jesus den Vater: „Wie lange ist es, daß ihm dies widerfährt?“ Der Vater sprach: „Von Kindheit an. Oft schon hat er ihn ins Feuer oder ins Wasser geworfen, um ihn umzubringen. Vermagst du nun etwas, so hilf uns und erbarme dich unser!“ Jesus aber sprach zu ihm: „Wenn du glauben kannst! Wer glaubt, dem ist alles möglich.“ Und sogleich rief der Vater des Knaben weinend: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“ Da nun Jesus sah, daß das Volk zusammenlief, drohte er dem unreinen Geiste: „Du tauber und stummer Geist, ich gebiete dir: Fahre aus von ihm und komme fortan nicht mehr zurück zu ihm!“ Da schrie der Geist, schüttelte den Knaben heftig und fuhr aus von ihm. Der Knabe war wie tot, so daß viele sagten: „Er ist gestorben.“ Jesus aber nahm ihn bei der Hand und richtete ihn auf. Der Knabe stand aufrecht da. Alsdann traten die Jünger heimlich zu Jesus und sprachen: „Warum haben wir ihn nicht austreiben können?“ Jesus sprach

zu ihnen: „Um eures Unglaubens willen. Denn wahrlich, ich sage euch, wenn ihr einen Glauben wie ein Senfkörnlein habt, so könnt ihr zu diesem Berge sagen: Geh von da dorthin! Und er wird dahin gehen. Und nichts wird euch unmöglich sein. Diese Gattung aber kann durch nichts ausgetrieben werden als durch Gebet und Fasten.“

Ach ja, der Berg der Verklärung war durch meinen Glauben in den Holzschuppen des Gärtnerhauses versetzt worden und bestand aus einem Haufen Gerümpel, auf dem ich saß. Die Sonnenstrahlen wanderten am Boden entlang und an der Wand empor. Die Sonne konnte schon längst kein Loch im Schindeldach mehr erreichen, aber sie kam dafür schief herein durch die Astlöcher und Spalten des Forns.

Ich sah ganz wundersame Dinge, sah, wie das ganze Judentum in Laubhütten wohnte, wie die Juden, festlich gekleidet, Palmenwedel, Myrtenstengel und Zitronenzweige trugen, sah, wie sie plötzlich ein junges, nacktes Weib zu Jesus schleppten, wie sie aber bald gleich geschlagenen Hunden davonschlichen, und wie Jesus dem Weibe sagte: „So will auch ich dich nicht verdammen. Gehe hin und sündige nicht mehr.“ Dann wandelte ich wieder mit Jesus und seinen Jüngern und sah einen Menschen, der von Geburt an blind war. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, denn ich dachte an meine gesunden Augen, mit denen ich schon soviel

Schönes in der Welt gesehen hatte. Die Jünger Jesu aber taten, als ob sie irgend etwas ganz Bösem ausweichen wollten. Einige drängten sich an Jesus und fragten schier so klug und gerecht, wie sie sich's von den Pharisäern angewöhnt hatten: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?“ Was hatten sie für unmoderne Ansichten! Jesus antwortete: „Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden.“

Wer nur ein bißchen Theologie studiert hat, weiß dies, daß nicht die Sünde, sondern die Güte und die ganze Wirksamkeit Gottes die Ursache und der Grund aller irdischen Vorkommnisse sind. Darum sprach Jesus weiter: „Ich muß wirken die Werke desjenigen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“

Als Jesus dies gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, bereitete Kot aus dem Speichel, strich ihn auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: „Geh hin und wasche dich in dem Teiche Siloe!“ Der Blinde ging hin, wusch sich und kam sehend zurück. Die Nachbarn aber, und die ihn zuvor gesehen hatten, daß er bettelte, sprachen: „Ist dieser nicht derselbe, welcher da saß und bettelte?“ Andere sagten: „Dieser ist's!“ Wieder andere:

„Nein, sondern er ist ihm ähnlich.“ Er selbst aber sprach: „Ich bin es.“ Da fragten sie ihn: „Wie sind dir die Augen geöffnet worden?“ Er antwortete: „Der Mensch, welcher Jesus genannt wird, bereitete Kot, strich ihn auf meine Augen und sprach zu mir: Geh zu dem Teich Siloe und wasche dich. Da ging ich hin, wusch mich, und ich sehe.“ Und sie sprachen zu ihm: „Wo ist dieser Mensch?“ Er antwortete: „Ich weiß es nicht.“

Da führten sie den einst Blinden zu den Pharisäern. Es war aber Sabbat, als Jesus den Kot bereitete und die erblindeten Augen öffnete. Da gerieten die Pharisäertheologen in ein ganzes Geschlänge von Syllogismen. Es drängte sich ihnen der Schluß auf: „Wer einen Blinden sehend macht, ist Gott.“ Da sprachen einige: „Wer den Sabbat nicht hält, so ein Mensch ist nicht Gott.“ Andere wiederum: „Wie kann ein Sünder diese Wunder tun?“ Schließlich, als sie sich gar keinen Rat mehr wußten, fragten sie den Geheilten: „Was sagst du von dem, der dir die Augen geöffnet hat?“ Der sprach: „Er ist ein Prophet.“ Dann erst kamen sie darauf, daß der Blinde vielleicht überhaupt nie blind gewesen sei, und ließen die Eltern des Mannes kommen, um sie zu verhören. Die Eltern kamen. Sie hatten wohl schon gehört, was für eine Wohltat ihr Sohn von Jesus empfangen hatte. Sie empfanden auch Freude darüber, aber eine gemischte Freude. Es ging

ja das Gerede, daß jeder, der Jesum als den Gesalbten Gottes bekennen werde, den Tod erleiden solle. Ich sah es den beiden Alten sogleich an, daß ihnen eine natürliche Schlaueit ins Herz gegeben war. Sie sahen aus wie einige von unseren Nachbarn daheim, die auch immer ein Auge ein wenig zugekniffen hatten und die sich von keinem Pharisäer in der Rede fangen ließen. Die Pharisäer fragten: „Primo: Ist dies euer Sohn? Secundo: Sagt ihr von ihm, daß er blind geboren ist? Tertio: Wie ist er jetzt sehend geworden?“ Tadellose Fragestellung, ihr Herren Pharisäer! Die klugen Alten antworteten: „Wir wissen, daß dieser unser Sohn ist. Wir wissen auch, daß er blind geboren ist. Wir wissen aber nicht, wie er jetzt sehend geworden ist.“ Das war eine kleine Mentalrestriktion oder auf deutsch eine richtige dicke Lüge, denn der heilige Evangelist, der selber dabei war, merkte ganz gut, daß sie es bloß aus einem bestimmten Grund nicht wußten. Man sieht es auch deutlich daraus, daß sie jetzt auf einmal ins Reden kommen und noch einmal sagen: „Wer ihm die Augen geöffnet hat, wissen wir nicht.“ Wer die Wahrheit sagt, sagt sie bloß einmal! Jetzt aber kniff sich ihr Auge, jetzt übertrumpften sie die schlauen Frager, und dies war wieder sehr schön! „Fraget ihn selbst, meine Herren! Er ist alt genug, er mag selbst über sich reden!“ Da riefen die Pharisäer den Mann noch

einmal heran und sprachen zu ihm: „Gib Gott die Ehre! Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.“ Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Sohn der klugen Alten war weder auf den Kopf, noch auf den Mund gefallen. Er sprach: „Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht. Eines weiß ich nur, daß ich blind gewesen bin und nun sehe.“ Oh, er wußte auch noch mehr, denn er hat ja gleich darauf die Herren ausgelacht, daß sie täten, als wüßten sie nicht mehr. Die Pharisäer merkten dies und ließen darum nicht locker: „Was hat er mit dir getan? Wie hat er dir die Augen geöffnet?“ Der Mann erkannte den Trick und antwortete: „Ich habe es euch schon gesagt, und ihr habt es gehört. Warum wollt ihr es noch einmal hören? Oder — wollt etwa auch ihr seine Jünger werden?“ Als die Pharisäer merkten, wie der Gefragte also lustig den Spieß umkehrte, fluchten sie ihm und sprachen: „Sei du sein Jünger, wir aber sind des Moses Jünger. Wir wissen, daß Gott mit Moses geredet hat; woher aber dieser ist, das wissen wir nicht.“ Da konnte der Mann bei seiner angeborenen Schalkhaftigkeit und Schlagfertigkeit nicht anders, er las den gelehrten Herren ein kleines erkenntnistheoretisches Kolleg: „Das ist doch wunderbar, daß ihr nicht wisset, woher er ist, da er mir doch die Augen geöffnet hat! Wir Laien wissen doch, daß Gott eines Sünders Bitte nicht wunderkräftig

macht, sondern wenn jemand Gott dient und seinen Willen tut, den erhört er. Solange die Welt steht, ist nicht gehört worden, daß irgend ein Jemand die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hätte. Wenn dieser nicht von Gott wäre, so hätte er nichts wirken können." Da taten die Pharisäer schier so, als ob sie ausspucken wollten. Aber nach dem Evangelisten sagten sie nur verächtlich: „Du bist ganz in Sünde geboren — und willst uns belehren?" Und sie stießen ihn hinaus und dachten sicher, daß sie ihn damit auch aus ihrem Himmel vertrießen.

Das hörte Jesus, und als er den Mann wieder traf, sprach er zu ihm: „Glaubst du an den Sohn Gottes?" Er antwortete: „Wer ist es, Herr, damit ich an ihn glaube?" Und Jesus sprach zu ihm: „Du hast ihn gesehen — und der mit dir redet, der ist es." Da sagte der Mann: „Herr, ich glaube!" Und er fiel nieder und betete Jesum an. Und Jesus sprach: „Ich bin zum Gerichte in diese Welt gekommen, daß die Blinden sehend und die Sehenden blind werden."

Dieses Wort schnappten die Pharisäer gleich auf, und sie sprachen zu Jesus: „Sind etwa auch wir blind?" Da sagte ihnen Jesus: „Wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde. Nun aber sprecht ihr: Wir sehen! Darum bleibt eure Sünde!"

Das war ein rätselhaftes Wort. Selbst die

Flugen Pharisäer mußten lange daran fauen, ehe sie es hinunterschlucken konnten. Es war wohl eine Aufforderung an die Pharisäer: „O sehet doch nun endlich das Richtige!“ Denn Jesus war barmherzig auch gegen die Pharisäer. Aber die Pharisäer, die im Geseze Moses das winzigste Gesezlein erkannten, wollten durchaus nicht erkennen, was sogar der Blinde erkannte: daß Jesus der Sohn Gottes war.

Das Wort Jesu war wie eine große Freisprechung aller, welche noch nicht das Rechte erkennen, aber eine große Verurteilung aller derer, die das Rechte nicht zugestehen wollen, obwohl sie es erkennen. Ich glaube, solche Menschen gibt es heutzutage kaum mehr, wenigstens gab es keine solchen auf der Laurentiusgasse. Doch nein, ich will diese Aussage doch einschränken. Es gibt Menschen, die in manchen wichtigen Stücken ganz genau das Richtige sehen, aber sie fürchten, es könne mißverstanden werden oder zu große Aufregung hervorrufen oder gar manche liebgewordene Rechte und Einrichtungen schädigen, und darum verschweigen sie es lieber — aus pädagogischen Rücksichten, oder weil sie ihren Patriotismus oder ihre Kirchlichkeit, wie sie sich so denken, nicht in Verdacht bringen wollen. Sie suchen durch irgendwelche Erklärungen über diese Punkte hinwegzukommen.

Als ich so mit Jesus ging, merkte ich, daß die

Pharisäer auf einmal eine solche Erklärung gefunden hatten. Es ward ein Mann zu Jesus gebracht, der von einem Teufel besessen und blind und stumm war. Jesus heilte ihn, so daß er redete und sah. Und das ganze Volk erstaunte und sprach: „Ist dieser nicht Davids Sohn?“, d. h. der erwartete Messias! Da brachten die Pharisäer ihre neugefundene theologische Erklärung und öffneten das Hinterpförtchen, durch das sie noch einmal dem großen Glauben an Jesus zu entfliehen versuchten. Es war aber etwas so Unwahrhaftiges darin, daß ihnen Jesus sagte: „Ihr sündiget wider den Geist der Wahrheit. Das wird euch nie vergeben werden. Wenn ihr nur gegen mich lästern würdet, das würde euch vergeben werden. Wer aber gegen den Geist der Wahrheit redet, dem wird weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben werden.“ Die Pharisäer hatten nämlich frech zu sagen gewagt: „Der treibt die Teufel aus, nicht weil er etwa Gottes Sohn ist, sondern weil er mit dem obersten der Teufel im Bunde steht. Da ist es leicht erklärlich, daß die unteren Teufel vor ihm weichen müssen!“ Jesus widerlegte sogleich diese dumme Erklärung: „Der Teufel wird doch sein eigenes Reich nicht zerstören. Wenn aber durch mich sein Reich zerstört wird, so müßet ihr doch erkennen, daß ich das Reich Gottes bringe. Eures eigenen Volkes Kinder, die Propheten, haben Teufel ausgetrieben; sie werden

gegen eure Erklärung Zeugnis geben. Ihr seht es ja selbst ein, aber ihr wollet es nicht zugestehen, darum sündiget ihr gegen den Geist der Wahrheit. Merket euch aber: Ihr werdet über jedes unnütze Wort, d. h. über jede so lügenhafte Erklärung, Rechenschaft geben müssen!"

Da beschloß ich in meinem Herzen, immer alles offen zu sagen und ehrlich zuzugestehen, wenn ich etwas erkenne, selbst wenn es mir Schaden bringt.

Auch ein Weib, das jene Worte des Heilands mitangehört hatte, beschloß, jetzt vor allem Volke zu sagen, was sie erkannt hatte, und rief mit lauter Stimme: „Selig ist der Leib, der dich getragen, selig die Brust, die dich genährt hat!"

Da dachte Jesus an seine Mutter, die dem Engel sogleich geglaubt hatte, was Gott ihr verkündigen ließ, und sprach: „Ja freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und es beobachten."

„Selig ist Maria", sagte das Weib. „Selig bist du", sagte Jesus, und sein Wort drang bis in den Schuppen des Gärtnerhauses, denn auch ich glaubte nun von ganzem Herzen. Und ich wollte das Wort festhalten und bei meinem nächsten Besuch dem Weichensteller mitbringen: „Selig bist du, daß du geglaubt hast!"

Aber ich muß offen gestehen: Mir taten die Pharisäer leid. Werden sie nicht doch noch nachgeben und sich auch freuen, daß das Reich Gottes auf die Erde gekommen ist? Ich blätterte weiter in

der Bibel. Aber die Pharisäer wollten sich nicht bessern. Auch Jesus gab nicht nach. Den Pharisäern soll man widerstehen bis zum letzten Atemzuge. Gerade den Sabbat, auf dem die Pharisäer herumritten wie auf einem Steckenpferde, wählte Jesus für seine Krankenheilungen. Es war ja von Anbeginn der Welt an sein Tag. Da saß vor ihm, als er gerade in der Synagoge predigte, ein ganz krummes Weiblein, das gar nicht aufschauen konnte, so gekrümmt war der Rücken. „Sie hat einen Geist der Schwachheit“, sagten die Juden, und es war schon achtzehn Jahre so. Nach der Predigt rief Jesus das krumme Weiblein zu sich und sprach zu ihr: „Weib, du bist von deiner Krankheit heil.“ Er legte ihr die Hände auf, und sie richtete sich sogleich empor und pries Gott.

Da schob sogleich der Synagogenvorsteher herbei und fuhr das Volk an: „Sechs Tage sind, an denen man arbeiten soll; da kommt und laßt euch gesund machen, aber nicht am Sabbat!“ Jesus erhob sich wider ihn und sprach: „Ihr Heuchler, bindet nicht jeder von euch seinen Ochsen und Esel auch am Sabbat von der Krippe und führt ihn zur Tränke? Diese Tochter Abrahams aber, die der Satan schon achtzehn Jahre gebunden hielt, sollte nicht von ihrer Fessel gelöst werden am Feiertage?“

Da schämte sich der Synagogenvorsteher. Gott sei Dank, denn Scham ist auch eine Gnade! Das

ganze Volk aber freute sich über all die herrlichen Taten, die durch Jesus geschahen. Ich freute mich über den Synagogenvorsteher, der sich schämte, und hoffe, ihn einstmals im Himmel wiederzusehen. Es sagen zwar manche fromme Bibelerklärer, daß er sich zwar geschämt, aber nicht gebessert habe. Aber man kann gar leicht zum Pharisäer werden, indem man über die Pharisäer lieblos urteilt! Ich lasse mir die Hoffnung nicht nehmen, daß auch ein Pharisäer einmal in sich gehen kann.

Es war unterdes schon ziemlich dämmerig geworden in dem Schuppen des Gärtnerhauses, und mein Arzneikörblein für den Weichensteller war schon ziemlich bis an den Rand angefüllt. Aber ich fand gerade noch ein einzig lehrreiches Beispiel. Bisher waren alle Kranken gar so still und demütig gewesen. Aber als wir durch Jericho kamen, da waren zwei Blinde, die uns zeigen, daß man gegen Jesus ziemlich aufdringlich sein kann. Einer am Eingangstore, einer am Ausgangstore.

Ein Stücklein vor dem Eingangstore von Jericho saß ein Blinder und bettelte. Da hörte er viel Volk kommen, allen voran natürlich die Jungen aus den Nachbardörfern. „Was ist denn los?“ fragte der Blinde. Einer von den artigeren Jungen gab ihm den Bescheid: „Jesus von Nazareth kommt gleich vorbei.“ Da fing der Blinde an zu schreien: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ „Pf!“ sagten die Leute, die alle schier rück-

wärts gingen, um doch wenigstens einige von den Worten Jesu zu erlauschen. „Halt deinen Mund! Man hört sonst nichts!“ Da schrie der Blinde noch viel lauter: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jetzt blieb Jesus stehen und befahl: „Bringt mir den Schreier einmal her!“ Und als sie ihn angeschleppt brachten, sagte er zu ihm: „Was willst du denn von mir?“ Jetzt war er ganz still geworden und sprach ganz demütig: „Herr, daß ich sehend werde!“ Und Jesus antwortete ihm: „Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen!“ Und sogleich ward er sehend und folgte Jesus nach und pries Gott. Und alles Volk, das zugehört hatte, stimmte ein in den Lobpreis Gottes.

Während sich aber Jesus in Jericho verweilte, rannte der geheilte Bettler gleich nach der anderen Seite der Stadt und erzählte seinem Kollegen, einem anderen blinden Bettler, dem Sohn des alten Timäus, daß Jesus ihm das Augenlicht wiedergeschenkt habe. „Du mußt es auch so machen wie ich!“ „Wie denn?“ „Du mußt ganz laut schreien: ‚Sohn Davids, erbarme dich meiner!‘ Und mußt dir von niemand den Mund verbieten lassen.“

Da kam auch schon Jesus mit einer sehr großen Volksmenge. „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“, fing der zweite Bettler gleich an zu schreien. Wieder waren einige, die ihm Ruhe geboten und zugleich mit geballten Fäusten drohten: „Wenn

du nicht gleich still bist!" Aber der Blinde schrie immer weiter und immer lauter: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!" Da stand Jesus still und befahl, auch diesen Bettler herbeizurufen. Gleich rannte der erste Bettler hin und sagte ihm: „Jetzt kannst du still sein, er ruft dich, steh auf!" Er sprang auf, ließ seinen Mantel liegen, sprang hin zu Jesus. Und Jesus fragte auch ihn: „Was willst du denn von mir?" „Rabboni, daß ich sehend werde!" Jesus sprach: „Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen!" Und der Blinde ward sehend und folgte Jesu auf dem Wege.

Da kann man sehen, wie Jesus gern öfter tut, was er einmal getan hat. Das wollte ich meinem kranken Weichensteller besonders sagen, wollte es aber auch mir selber merken.

31. Schlaf und Glaube

Es ist schier unglaublich, wie schnell ein Jünger Jesu, wenn er noch Gymnasiast ist, aus dem heiligen Reiche religiöser Schauung in das Reich der alltäglichen Wirklichkeit zurückkehren kann. Als Moses vom Sinai zurückkam, blieb ihm wenigstens noch ein leuchtender Strahl, der bei dem Moses von Michelangelo wie das Horn eines jungen Stieres aussieht, denn er war ebenso sehr Kraft wie Licht. Auf dem Kopfe eines Gymnasiasten aber sieht man nichts weiter als das kecke Hüttlein, das den Flachs der blonden Haare bedeckt. Einige von uns, die der Versetzung nach Unterprima so gewiß waren, wie ich meines ewigen Heils gewiß zu sein wünschte, kamen mit mir überein, diese mühsam erkämpfte, aber in ihrer Art doch ewige Seligkeit draußen vor Breslau zu feiern. Wir gingen nach Morgenau, einem Breslauer Vergnügungsort zwischen Oder und Ohle. Da wir das wenige Geld, das wir besaßen, für die Osterferienfahrt brauchten, schweiften wir in standhafter Abstinenz an den großen Bierhäusern vorbei und

kamen zu einer Bootshütte an der Ohle, an der wir einen alten Kahn mit mehreren Rudern angebunden fanden. Er war bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Aber es war uns allen klar, daß wir mit diesem Kahn über die überschwemmten Wiesen oder den Ohlelauf entlang fahren mußten. Wir griffen in gemeinsamer Eingebung nach den Hüten und schöpften mit ihnen das Wasser aus, bis wir auch das große Loch entdeckten, zu dem es hereingeflossen war. Bei dem Ausschöpfen des Wassers war uns so warm geworden, und die Frühjahrs-sonne sah so sehr der Junisonne ähnlich, daß sich einer von uns an die gänzliche Überflüssigkeit seiner auch sonst schon sehr untauglich gewordenen Weste erinnerte, mit der sich vielleicht, wenn wir nichts dagegen hätten, das Loch zustopfen ließe. Wir hatten nichts dagegen, und es gelang. Eine halbe selige Stunde später saßen wir schon fest mitten auf einer der überschwemmten Wiesen. Weder Ruderschlag noch Ruderstoß brachte uns auch nur einen halben Meter weiter. Deshalb beschlossen wir, da es ringsum so sehr schön war, ein wenig mitten im Wasser sitzen zu bleiben, immer noch dankbar dafür, daß wir auf dem Gymnasium nicht sitzen geblieben waren. Es entdeckte auch einer, daß er seine Spielkarten im Rocke stecken hatte, so daß für Kurzweile gesorgt war. Später wollten wir um Hilfe rufen, wobei wir annahmen, daß wohl dann ein hilfsbereiter und hilfsfähiger

Mensch irgendwo an den Ufern des weiten Sees zu sehen sein werde. Denn daß einstweilen niemand zu sehen war, sprach keineswegs dagegen.

So verging eine zweite selige halbe Stunde. Der, welcher seine Weste den Interessen der Schifffahrt geopfert hatte, legte sich auf den Bug des Rahns, dehnte und reckte sich in der Sonne und schlief ein. Wir hatten ja so manche Nacht unseren Studien geopfert und waren alle sehr ermattet, weshalb auch uns die Zeit wie im Schlafe verging. Nach einiger Zeit jedoch erwachten wir aus unserer Traumseligkeit, denn wir hörten ein ganz bedenkliches Glucksen und Gurgeln zu unseren Füßen. Die alte Weste versagte, ein fingerdickes Bächlein floss in den Rahn. Als wir ihm den Zugang wieder verstopfen wollten, brach noch ein Stück des morschen Bodens aus. Nun mußte eine unserer Jacken der hilflosen Weste zu Hilfe eilen, und wir waren ziemlich alle der Meinung, daß wir uns möglichst bald an den fernen festen Oberdamm retten mußten. Nur der Schlummernde am Bug hatte die andere Meinung, daß es am besten wäre, weiterzuschlafen. Er äußerte sie nicht, aber er führte sie aus. Schade, denn er war der stärkste und längste Kerl. Da er trotz Angst und allerhand Stößen nicht von seiner Meinung abzubringen war, sprangen die zunächst längsten Beine kurz entschlossen über die Bootswand und ankerten sich tief in der Flut auf dem Boden der

überschwemmten Wiese fest, und die dazu gehörigen Arme stießen und zogen an dem leeren Fahrzeug, um es rasch von der Wiese in den Flußlauf zu bringen. Währenddes stieg das Wasser im Kahn und umspülte die Füße und die Oberschenkel des Schlummernden.

„Wenn es in seine Hosentaschen fließt, wird er es wohl merken“, sagte einer von uns, als wir wieder im Kahn waren und die Ruder ergriffen. Aber nein, er merkte es nicht.

Erst als wir, bis an die Hüften durchnäßt, an das Bootshaus gekommen waren und aus dem schier ganz gefüllten Kahn sprangen, erwachte auch er, schüttelte sich das Wasser vom Leib und sprach zu uns: „Ihr Kleingläubigen!“ Er hatte ganz richtig erraten, daß uns eigentlich ziemlich bange zumute gewesen war, und daß wir, da wir alle noch fromm waren, in der Stille des Herzens gerufen hatten: „Herr, hilf uns, sonst gehen wir zugrunde oder holen uns wenigstens eine starke Erkältung, ehe uns ein Mensch zu Hilfe kommen kann!“

Mir aber wurden damals die Evangelien vom Seesturm sehr tief ins Herz geschrieben, obwohl gar kein Seesturm gekommen war.

Es geschah nämlich an einem Tage, daß Jesus mit seinen Jüngern in ein Schifflein stieg und zu ihnen sprach: „Lasset uns über den See fahren!“ Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm

im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde. Jesus aber schlummerte ein. Da traten seine Jünger zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: „Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde!“ Und Jesus sprach zu ihnen: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen!“ Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: „Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?“

Ein anderes Mal verweilte Jesus auf den Uferhöhen in nächtlichem Gebet, währenddes seine Apostel nach Kapharnaum hinüberzufahren versuchten. Ihr Schiff wurde aber mitten auf dem „Meere“ von den Wellen hin und her getrieben, denn der Wind war ihnen entgegen. Der Wind wollte offenbar in dieser Nacht keine andere Richtung einnehmen als die auf Jesus zu und wollte sogar das Schifflein von der entgegengesetzten Richtung abbringen. So wenigstens habe ich es mir immer erklärt, als ich dem Winde noch Verstand zuschrieb. Beim ersten Morgendämmern erhob sich Jesus vom Gebet und schaute weit über das tobende Meer — und sah die Jünger im Kampf mit den Wogen. Da schritt er zum Ufer nieder und setzte seinen Fuß auf das Meer und begann über die Wellen zu wandeln. Als die Apostel ihn kommen sahen, schrien sie auf: „Ein Gespenst!“ Jesus aber redete sogleich zu ihnen: „Seid still, ich

bin es! Fürchtet euch nicht!“ Da antwortete ihm Petrus: „Herr, wenn du es bist, so heiße mich zu dir kommen über das Wasser!“ Er aber sprach: „Komme!“ Und Petrus stieg aus dem Schiffe und ging auf dem Wasser, um zu Jesus hinzugelangen. Als er aber den starken Wind verspürte, fürchtete er sich, und da er anfang zu sinken, rief er: „Herr, hilf mir!“ Und Jesus streckte seine Hand aus, ergriff ihn und sprach: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Als sie aber in das Schiff gestiegen waren, legte sich der Wind — ich denke: wie ein Hund vor die Füße seines Herrn. Die im Schiffelein waren, kamen und beteten Jesus an und sprachen: „Wahrlich, du bist Gottes Sohn!“

Im Sommer darauf gondelte ich mit jenem Freunde, der auf dem Rahne eingeschlafen war, auf dem schönen Wasser der Ohle. Ganz still glitten unsere Einruderboote oder, wie sie auch hießen, „Seelenverkäufer“ auf dem Spiegel des Flusses dahin. Ich fragte den Freund: „Hast du damals wirklich geschlafen oder wolltest du uns nur ein Beispiel ruhiger Zuversicht geben?“

„Dann hätte ich es wohl so eingerichtet, daß meine Hosen nicht zu einem Wassersack geworden wären. Sie waren neu und sind so stark eingeronnen, daß sie jetzt mein jüngerer Bruder tragen muß. Aber ihr habt auch einen ganz dummen Glauben. Ihr seid zufrieden, wenn euer Glaube

die genügende Anzahl Punkte enthält. Wie er sonst beschaffen ist, darum kümmert ihr euch nicht."

„Was meinst du damit?"

„Ihr habt nur die Photographie des Glaubens wie ein Medaillon an euch hängen und seid zufrieden, wenn diese Photographie alle Hauptlehren des Glaubens darstellt. Der Glaube ist doch etwas anderes. Ihr seid wie die Mütter, die das Medaillon ihres Kindes auf der Brust tragen, das Kind aber längst verloren haben. Sonst wäret ihr damals nicht so aufgeregt gewesen."

Ich lachte auf und sagte: „Gewiß, dein Glaube war so stark, daß du ruhig schlafen konntest, nämlich gerade so stark wie unsere Beine und Arme, die dich in deiner Schlaftrunkenheit vor dem Ertrinken gerettet haben!"

„Ja, ich konnte mir nicht helfen. Da hat mir mein Glaube geholfen, und zwar zufällig durch eure Arme und Beine!"

Der Freund war der zweitjüngste Sohn eines oberschlesischen Schmiedes, der sehr gern von sich sagte: „Ich glaube, wie ich schmiede. Wenn ich schmiede, streite ich nicht." Als sich „sein Student" einmal mit einem protestantischen Jungen über die Gottheit Christi zankte, verwies er es ihnen mit den Worten: „Wenn ihr ordentlich glauben möchtet, brauchtet ihr euch darum nicht zu streiten. Euch wird die ganze Gottheit Christi nichts nützen, wenn ihr nicht erst den rechten Glau-

ben habt.“ Der Sohn versuchte diese Meinung seines Vaters so zu formulieren, daß der Glaube nicht so sehr eine Summe von religiösen Erkenntnissen, Wahrheiten und Dogmen sei als vielmehr eine eigentliche Kraft, ein Wesen, Tun und Ruhn im Menschen, und er suchte unsere Glaubensstreitigkeiten immer zu schlichten mit den Worten: „Kinder, das ist ja alles egal! Hauptsache, wir haben den Glauben!“, worauf wir alle unsere Streitsucht gegen ihn richteten. Daran dachte ich nun und sagte: „Du, wir denken manchmal, daß du nicht alles glaubst!“

Da lachte er und sprach: „Ich will dir im Vertrauen sagen, daß ich alles glaube. Aber das Wie ist mir ebenso wichtig wie das Was. Die Jünger im Schiff glaubten auch alles, und doch fragte Christus: „Wo ist euer Glaube?“ Man kann den Glauben oft besser beweisen, indem man ruhig schläft, als indem man unruhig betet.“

Nach diesem Gespräch ist eine Predigt in mir entstanden, die ich zwanzig Jahre später einmal auf der Kanzel gehalten habe:

Zwei Gegensätze befanden sich in dem vom Sturm erfaßten Schifflein: die angsterfüllten Schiffsleute mit ihrem rührend gläubigen Rufe: „Herr, hilf, wir gehen zugrunde!“ — und in stillem Schlummer der Meister, der wohl weiß, daß die Hand des Vaters über ihm ist.

Glaube und Schlaf haben sonst sehr wenig Ähn-

lichkeiten. Aber hier versinnbildet der Schlaf den besseren Glauben, das angsterfüllte, gläubige Rufen den „Kleinglauben“.

Der Heiland schlief, wohl auf einer Ruderbank. Er, der einige Stunden vorher erklärt hatte: „Die Vögel haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Höhlen, aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen könnte“, er hat jetzt das harte Brett gefunden und wohl den Arm darauf gelegt und auf den Arm das müde Haupt. Ihn, der uns in allem gleich geworden ist außer der Sünde, hatte der Schlaf übermannt. An seinem ruhigen Schlummer sollten die Apostel sehen, daß der wahre Gottessohn, der wahre Vorsehungs- und Vatergläubige, selbst im tobenden Sturme ruhig schlummern könne.

Sein Schlaf wurde ein schönes Bild des wahren, echten Glaubens. Wer einmal nächtelang gewacht und dazwischen tagelang gearbeitet hat und dann vom Schlafe übermannt wurde, dem kann ich bei der Betrachtung des schlummernden Heilands sagen, wie der wahre Glaube einem solchen übermannenden Schlafe ähnlich ist.

Der wahre Glaube soll den Menschen überfallen wie ein übermannender Schlaf nach langem Wachen. Er soll ihn ganz überdecken. Der vom Schlaf Befallene fühlt es an allen Gliedern. Er ist wie gebunden an Händen und Füßen. So soll der

wahre Glaube den ganzen Menschen fesseln und beherrschen.

Der vom Schlaf Befallene ändert seine ganze Denkungsart. Ein Viertelstündlein Schlaf ist ihm lieber als das ganze Leben. Er, der vorher sein ganzes Sinnen und Denken auf ein gutes Geschäft richtete, will von keiner Verhandlung mehr wissen. Er, der sich freute an frohem Genuß, an geistreicher Unterhaltung, an Musik, an allem, was die Erde bietet, will jetzt gar nichts mehr davon. Alles wäre ihm zuwider.

So wirkt der Glaube, der echte Glaube. Wenn er den Menschen erfaßt, so macht er aus dem geldgierigsten Reichen einen freudigen Armen, aus dem genußfrohen Menschen einen Büßer auf hartem Brett.

Wer vom Schlaf übermannt, dann aber aus irgendeinem nichtigen Grunde geweckt wird, ist entrüstet über die Störung. Klingt doch sogar aus den Worten des Heilandes ein wenig von dieser Entrüstung heraus. Wer seine Ruhe im Glauben hat, findet keinen Grund schwerwiegend genug, um die Ruhe des Glaubens aufzugeben.

Das Schlafbedürfnis, das den Menschen be-
zwingt, erscheint oft als etwas Lächerliches oder
Tadelnswertes, weil der Schlaf wie Trägheit oder
Zeitvergeudung erscheint. Und doch ist festgestellt,
daß der menschliche Körper im Schlaf eine wunder-
sam fleißige Wiederherstellungstätigkeit, ja eigent-

lich sein ganzes Wachstum vollzieht. So wird auch der Glaube oft als Trägheit des Geistes, und die Beschäftigung mit dem Glauben als Zeitverschwendung gescholten. Und doch ist der Glaube der eigentliche Schöpfer und Wiederhersteller, der Architekt und Restaurator des inneren Menschen.

Es ist sprichwörtlich, daß der Schlaf den Menschen zum Engel macht. Die bösesten Leidenschaften schweigen. Die Hand des schlafenden Mörders ist nicht zu fürchten. Der wahre Glaube macht den Menschen wirklich zum Engel, fesselt die Hand des Mörders und bringt die Leidenschaften zum Schweigen.

Der Schlafende begibt sich jeglicher Sorge um sein Geschick. Er weiß, daß er im Schlafe dem Tode am nächsten ist, weiß, daß viele nicht mehr vom Schlafe erwacht sind. Aber er ergibt sich doch dem Schlafe. Diese ganze, selbstverständliche Sorglosigkeit des Schlummernden geht, und zwar in höchster Verklärung, über auf den, der sich dem Glauben ergibt.

Deshalb ist der schlummernde Christus ein Bild und Beispiel des Glaubens, der den Menschen ganz beherrscht und beruhigt, während die wachenden, aufgeregten Jünger ein Bild und Beispiel des unvollkommenen Glaubens sind, der noch mit Furcht und Sorge verbunden und von Zweifel und Irrtum gefährdet ist.

Mein schlafender Freund von der Ohlfahrt ist

aber einer der thätigsten Menschen geworden, der noch heute durch seine köstliche Ruhe alle seine Mitmenschen erquickt.

„Kannst du noch so gut schlafen?“ fragte ich ihn, als ich vor Jahren einmal mit ihm zusammen-
traf.

„Ja, — ich kann aber auch noch gut glauben!“

32. Der wilde Mann

Ich habe viele Bücher über das Leben Jesu gelesen, und in allen, so verschieden sie auch sein mochten, habe ich einen großen Fehler gefunden, der sich von der ersten bis zur letzten Zeile hinzog: Ich meine das beständige und hartnäckige Fragen nach den Absichten, Zwecken und Zielen Jesu. Die Verfasser jener Bücher tun so, als ob Jesus ein ganz berechnender Charakter gewesen wäre. Das läßt sich ja richtig verstehen, denn Gott tut nichts aus Dummheit, er handelt immer klug, also — menschlich gesprochen — mit Verstand und Absicht. Und doch — es will mir nicht gefallen, ich kann berechnende Charaktere nicht leiden. Jesus war doch nicht bloß Gott, er war doch auch Mensch, und er zeigte sich den Menschen deutlicher als Mensch, denn als Gott. Einen Menschen kann ich aber nur lieb haben, wenn er nicht immer gleich Absichten hat, sondern wenn er sich gibt, wie er ist. Jesus hat gewiß die meisten seiner Wunder und seiner Wohltaten gewirkt ohne die Absicht, einen besonderen Eindruck zu machen

oder einen neuen Beweis für seine Gottheit zu liefern, sondern einfach darum, weil das Wunderwirken und Wohltun eben in seiner Natur lag, weil es der Ausdruck seiner Liebe war.

Mir ist es sogar so, als ob weitgehende Absichten und Berechnungen die unmittelbare Kraft der Menschen schwächten. Wenn ich je einmal etwas Gutes erreicht habe, so war es schier ohne Absicht. Was ich aber beabsichtigte und klug berechnete, das ist mir meistens nicht geworden. Alles Stückwerk und alles Gebröckel in meinem Leben kommt von Absichten und Berechnungen her. Das Wesen, das der Herrgott dem einzelnen Menschen gegeben hat, wenn es nur möglichst rein und unmittelbar wirkt, hat eine ganz wundersame Kraft, die der Mensch gar zu leicht durch allerhand Klugeleien zersplittern und überschütten kann. Ich weiß von Heiligen, die brauchten nicht viel zu reden und brauchten nichts Außerordentliches zu tun; ihr Anblick wirkte auf die Menschen, und es wurden Männer zu Kindern, Löwen zu Lämmern. Der böse Feind muß fliehen vor dem Anblick eines solchen Gottesbildes. Je reiner, absichtloser, unmittelbarer ein Mensch ist, desto klarer leuchtet das Heilige aus ihm, und das Heilige ist doch Gottes Wesen, dem niemand widerstehen kann.

Ich meine damit nicht bloß die Kalenderheiligen, sondern die einfachen, guten Menschen, die gar nichts anderes sein wollen als eben gut. Wenn

man ihnen begegnet, da möchte man gern sagen: „Du bist Gottes Kind, du bist Gottes Tochter, Gottes Sohn!“ Manchmal erhebt sich da in unserem Herzen Mißbehagen und Widerstreit. Wir empfinden, daß wir in der Nähe eines solchen Menschen einen oder viele Teufel aus unserem Herzen austreiben müssen. Und alles Teuflische in unserem Herzen wehrt sich dagegen; es will nicht fort, es fühlt sich zu wohl in unserem Herzen; es bittet und bettelt, daß es doch bleiben dürfe, aber es muß fort.

Mitunter passiert es uns selber, wenn wir einmal recht rein und einfach und unmittelbar sind, daß wir eine solche Wirkung auf andere ausüben. Sie möchten uns sagen, was mir einmal ein wilder Bursch sagte: „Du bist gut, darum hasse ich dich!“

Ich war durch den Verkehr mit dem kranken Weichensteller auf der Laurentiusgasse richtig gut geworden, ganz erfüllt von dem Leben Jesu. Deutlicher als je war ich mir bewußt, daß ich und Jesus nicht zwei, sondern eins seien. So blieb es wohl die ganzen Osterferien meines ersten Primanerjahres. Ich sehe jetzt noch, wie schön die Sonne leuchtete an den Rändern der heimatlichen Wege, und wie ich ganz gottumfungen durch den aufwachenden Frühling ging. Ich glaubte, alles zu vermögen und jeglicher Freude und Kraft theilhaftig zu sein.

Die Grafschaft Glas liegt ganz offen und ehrlich vor dem Auge Gottes und der Menschen. Aber sie hat doch auch ganz verborgene Winkel, ganz geheimnisvolle Schluchten und Täler. Auf manchen Bergen sind schon vor vielen Jahrhunderten Steine gebrochen worden, und die uralten Steinbrüche, mit Baum und Gebüsch überwachsen, machen manchen Berg in Dämmerung und Dunkel gefährlich für den Wanderer, der die gebahnten Wege verläßt. In ihre Romantik zog es mich oft in jenen verklärten Tagen. Ich brauchte in dem vielen Lichte und in der geistigen Süßigkeit das Schrofne, Steile, Dunkle, Grausige.

Gerade in meinen lichtesten und klarsten Zeiten ließ mich Gott dunklen und wilden Menschen begegnen. Ich darf sie nicht mit Namen bezeichnen; ich darf nur sagen, daß ich sie trotz allen Schreckens lieb hatte. Sie kamen zu mir oder baten mich zu sich. Als ich in Rom war, stürzte manchmal ein junger Gelehrter in mein Zimmer und setzte sich in die Ecke des Sophas. Ich konnte ruhig am Schreibtisch sitzen bleiben und arbeiten, denn er wollte nichts von mir, nur dableiben und theilhaben an meiner Ruhe. Ich mußte im stillen lachen und dachte an den Schwarzen Herden von daheim. Der war mitunter ein dunkler und wilder Mann, konnte ganz tobsüchtig dareinhauen und war doch, als ich in meiner Jungenzeit bei ihm in Diensten war, von der mildesten Güte, und sein Weib, die „faule

Zine" und sein Sohn Bernhard bettelten mich, ich möchte doch dableiben. Der Schwarze Herden wurde mein Schutz gegen alle meine Feinde, verprügelte seinen eigenen Jungen, wenn mir irgend ein Leid geschehen war, und ließ den schönsten Fluch im Halse stecken und zerweichen, wenn ich gerade in seine Nähe kam. „Da kann ich nicht“, erklärte er einmal einem Nachbarn.

Ähnlich war es in jenen Ferien, als ich gegen Abend durch die Steinbrüche eines meiner Grafschafter Berge kletterte. Da kam mitten in die Einsamkeit des Buschwerks hinein eine Frau gelaufen, rennend, und doch wieder mehr schleichend, wie eine, die solche Bewegung gewöhnt war. Ehe ich noch richtig erschrecken konnte, sah ich in ihrer Hand einen Strick, eine Schlinge zum Werfen bereit — und die Hand zum Werfen schon halb erhoben.

„Gehste her!“ schrie sie, aber dieses Kommando erstarb schon, da sie sah, daß ich nicht der Gesuchte sei.

„Was suchen Sie denn?“ fragte ich, auf ihren Strick blickend.

„Mein — mein Kalb ist mir davongelaufen“, erwiderte sie mit einer gewissen Verlegenheit.

„Da haben Sie gemeint, ich sei Ihr Kalb? Kommen Sie, ich werde mit suchen helfen. Kälber finden am leichtesten selber zusammen.“

„Ach nein, gehen Sie nur dort auf dem richtigen Wege. Hier ist es zu gefährlich.“

„Warum gefährlich?“

„Nu, er hat doch die Flinte mitgenommen!“

„Wer denn? Das Kalb?“

„Seien Sie nicht böse! — Es ist einer aus dem Sanatorium!“

Erst jetzt merkte ich, wieviel Kummer und Angst in den Augen der Frau war, und ich fragte geradezu: „Es ist wohl ihr Mann?“

„Nein, es ist mein Sohn, ich schämte mich bloß, es zu sagen, wegen dem Stricke. Sie haben ihn voriges Jahr entlassen, und er ist wiedergekommen, und ich will ihn doch nicht wieder nach Scheibe bringen, und es soll's auch niemand wissen. Gelt, Sie sagen es niemandem!“

Ich wußte zwar nicht, was werden sollte, aber ich sah ein, daß ich nicht davonlaufen dürfte. Ein Verrückter mit geladener Flinte, vielleicht hinterm nächsten Gebüsch, das kann zwar eine Mutter aushalten, ohne besonders mutig zu sein, aber ein junges Studentenblut muß dabei sicher erst einen Akt der Tapferkeit erwecken.

„Geben Sie mir den Strick! Der hat doch keinen Zweck“, erklärte ich der Frau, nahm ihr den Strick weg und verbarg ihn in meiner Tasse. Ich wußte aber gar nicht, ob dies richtig wäre. Die Frau protestierte auch; sie wisse, daß sie ihn

immer binden müsse, sonst brächte sie ihn nicht heim.

„Wie alt ist er?“

„Im Anfang der Dreißiger.“

„Also kräftiger als ich?“

„Er ist ein Riese von Kräften.“

„Gute Aussicht“, dachte ich mir, schritt aber doch, mit einiger Unsicherheit in den Knien, durch die Gebüsch.

Da hörte ich das Knurren eines Hundes. Ich blieb stehen, um auf die langsamer folgende Frau zu warten.

Auch diese hatte unterdes das Knurren gehört und winkte heftig, ich möchte zurückkommen. Ich blieb aber stehen und fühlte wohl zum ersten Male, daß ein sonst nicht gar zu beherzter Junge im Augenblick der Gefahr das Privileg der Männer besitzt, ganz eisig ruhig zu sein. Nachdem ich einige Augenblicke dieses Glück genossen, schlug ich die nächsten Zweige auseinander und ging in der Richtung des Geknurre.

Das Elendsgesicht des Breslauer Weichenstellers kam mir ein. Dem Knurren nach mußte der Wahnsinnige auch ein solches Wolfsgesicht haben. Ja, die beiden Kranken wurden für mich zu einem Bilde.

Da sprang plötzlich ein splitternachter Kerl aus dem Gebüsch und hielt die Flinte wie zum Schießen auf mich gerichtet. Ich mußte aber lachen, denn

er hielt die Flinte verkehrt, den Kolben auf mich gewendet, das Ende des Laufes aber an der Wange. Im übrigen sah er aus, als ob er aus irgend einer griechischen Göttersage davongelaufen wäre, elfenbeinweiß, wie es Homer von einem seiner Helden rühmt, und schön von Angesicht.

So standen wir eine Weile einander gegenüber. Ich brachte kein Wort aus meiner Kehle, vergaß aber auch vor Schreck, das Lachen in meinem Gesicht einzustellen. Der Kranke suchte zuerst mit seinem Zeigefinger den Hahn der Flinte, fühlte aber nur den glatten Schaft. Da ging's wie ein Erwachen über sein Gesicht. „Ah,“ sagte er, „da bin ich wohl wieder einmal verrückt gewesen. Ich dachte, das sei eine Flinte, dabei ist es ein Rechenstiel“, warf die Flinte fort und kam auf mich zu.

Jetzt war es schon bedeutend angenehmer für mich, und ich sagte: „Ja, so was kann vorkommen, wenn man träumt.“

Da fuhr der Kranke über die Augen, sah mich groß an und sprach: „Mein Gott, jetzt hätte ich beinahe auf meinen gekreuzigten Heiland geschossen!“ Und er kniete vor mir nieder, als wollte er ein Kneuegebet sprechen. Ich griff aber sogleich nach seinen Händen und zog ihn empor. „Kommen Sie und wachen Sie ganz auf. Ich will Sie heim zur Mutter führen. Ich bin nicht der gekreuzigte Heiland, sondern bloß ein Mensch. Und dort hinten steht Ihre Mutter, die sucht Sie.“

Der Kranke konnte nicht so schnell aus seinem Wahn erwachen.

„Das ist doch Jesus Christus, ich sehe es ja an den Händen! Ach ja, ich bin doch voriges Jahr einmal mit Ihnen in der Eisenbahn gefahren. Da haben Sie mir eine Zigarre angeboten!“

„Ja, ja“, erinnerte ich mich, „weil Sie so liebenswürdig waren, mir meinen schweren Koffer tragen zu helfen.“

Nun war er ganz wach, bemerkte aber noch nicht, daß er ganz unbelleidet war. Traum und Wirklichkeit vergleichend, sagte er: „Sie erschienen mir jetzt als Jesus Christus. Das kam daher, daß ich voriges Jahr gedacht habe: So einer, der geistlich werden will, ist doch wirklich wie Jesus Christus. Darum habe ich Ihnen auch den Koffer getragen.“

Unterdes war die Mutter herangekommen und flüsterte mir zu: „Binden Sie ihm jetzt die Hände zusammen, sonst schlägt er Sie, ich weiß es!“

„Ach nein!“ wehrte ich sie ab, „er kommt jetzt ganz von allein mit“, und sprach zu dem Kranken: „Sie haben sich im Traum nicht genug angezogen. Die Mutter wird Ihnen die Schürze borgen, und von mir können Sie sich die Toppe anziehen. Dann gehen wir nach Hause.“

Da fing er an zu scherzen: „Die Schürze wird ja wohl reichen, aber die Toppe wird mir wohl zu eng werden. Wenn ich so ohne Kleidung in

den Busch gekommen bin, werde ich wohl auch wieder zurückkommen. Aber Sie müssen mitgehen, damit der böse Geist nicht wieder in mich fährt."

Das Bauernhaus lag am Fuß des Berges. Kein Mensch sah uns auf dem Heimweg. Es war fast wie ein Sonntagsspaziergang mit dem großen Kinde. Ich blieb diese Nacht über bei den Leuten. Wir sprachen über die ganze Krankheitsgeschichte des Sohnes. Dieser selbst redete mit wie ein ganz vernünftiger Mann, und als wir abends zu Bett gingen, sagte er fast mit demselben Tone wie die Mädchen von der Laurentiusgasse: „Mit Ihnen zusammen ist es hübsch. Da würde ich wohl nie mehr tobsüchtig werden.“ Er bat aber die Mutter von selber, sie möchte ihn diese Nacht noch einmal in der Kammer einschließen. Ich war dagegen, aber die Frau tat es.

Wie ich später erfuhr, hat sich der Anfall nicht mehr wiederholt. Der Mann ist jetzt in sehr angesehener Stellung. Als ich ihn um die Erlaubnis bat, von jenem Abend zu schreiben, selbstverständlich ohne Namen und Ort zu nennen, schrieb er mir, ich solle es tun. Jesus sei zwar nicht mehr auf der Erde, um die armen Besessenen zu heilen, aber er müsse damals doch mit seiner Kraft in mir gewesen sein.

Ich selbst fürchte gar nicht, für eingebildet gehalten zu werden, wenn ich diesen Glauben ehrlich teile. Denn Jesus ist in mir, wenn ich wie da-

mals reinen Herzens bin. Das ist keine Einbildung, das ist vielmehr der alte, echte katholische Glaube.

Einmal ist Jesus auch in seinem historischen Leben ein derartiges Begegnis zugestoßen. Das will ich gleich mit erzählen, weil zwischen seinem historischen Leben und seinem ewigen Leben in uns große Ähnlichkeiten auch in der äußeren Offenbarung bestehen. Ein reiner Zufall war es wohl, daß bei mir das Abenteuer im Steinbruch ebenso auf die gefährliche Wasserfahrt folgte, wie bei Christus das Begegnis mit dem Besessenen von Gerasa auf den Meersturm.

Ostlich vom See Genesareth lag zur Zeit das Land der zehn Städte, das unter römischer Herrschaft stand und meist von Heiden bewohnt war. Kam man vom See her gefahren, so landete man wohl bei der Stadt Gerasa oder Gergesa. Man könnte wohl denken, daß Jesus absichtlich und planmäßig auf das heidnische Land zusteuern ließ und sich sagte: „Ich will dort ein großes Wunder tun und dadurch den ersten Heidenmissionär erwecken.“ Aber so war Jesus nicht. Die göttliche Allwissenheit wußte wohl, daß es so kommen würde, aber Jesus überließ es den Jüngern, wohin sie fahren wollten. Er wußte: Wohin sie auch fahren, sie fahren immer nach dem Willen des Vaters.

Steil hob sich die Küste aus dem See heraus, durchfurcht von Falschlucht und Hohlweg. Es

muß wie in den Steinbrüchen meiner Heimat gewesen sein.

Solche Felsenschluchten wurden damals wie noch viele Jahrhunderte nachher gern zur Anlage von Gräbern benützt. Sie waren düster und freudlos und galten als Wohnstätten der bösen Geister. Jrgendwohin muß doch der Volksglaube die Wohnung des Düsteren und Bösen verlegen, so wie auch ich immer meinte, der Wind oder die Sünde müßten doch irgendwo wohnen.

Als Jesus landete, kamen gleich zwei wilde Männer einhergelaufen. Da es damals noch keine Sanatorien gab, in denen die Tobstüchtigen eingesperrt und unschädlich gemacht werden konnten, mußten sich die Leute selber helfen, indem sie die armen Menschen fesselten und in Ketten legten. Ich weiß in meiner Heimat noch mehrere Häuser mit einer Kammer, in der einst „ein Berrückter“ an den Eisenring gekettet war. Und wenn ich nach ein wenig Grausen Bedürfnis hatte, schlich ich wohl um ein solches Haus und hatte große Freude an der ganzen Schrecklichkeit.

Nach dem Berichte der Evangelisten waren die beiden wilden Männer so stark und klug, daß sie sich von jeder Fessel losreißen konnten. Beim Kohldorfer Königsschießen ließ sich manchmal ein Mann sehen, der sich aus jeder Fessel zu befreien vermochte; so stark war er, und so geschmeidig waren seine Glieder. Seitdem kann ich verstehen, was

die Evangelisten erzählen. Es muß unheimlich gewesen sein. Die beiden Männer hielten sich Tag und Nacht in den Gräberhöhlen und in den Bergschluchten auf, schrien wie wilde Tiere, schlugen sich selbst mit Steinen und überfielen auch manchmal die Menschen, sodaß niemand auf demselben Wege vorbeigehen konnte.

So kamen die beiden Männer auch jetzt herbeigerannt — und sahen plötzlich das lichte Gottesbild Jesus. Da sanken sie auf die Knie und beteten Jesus an. Jesu Gottheit war damals noch so verborgen, daß selbst die vertrautesten Jünger noch nicht zu denken wagten, Jesus sei Gott. Aber in den beiden Wilden war etwas, das Jesu Gottheit sogleich erkannte. „Böse, unreine Geister“, sagen die Evangelisten, und wir wissen es auch von Jesus, der allsogleich sprach: „Fahre aus von diesen Menschen, du unreiner Geist!“

Da kam aus den Männern eine Stimme: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn Gottes, des Höchsten? Bist du hierhergekommen, um uns vor der Zeit zu quälen?“

„Wie heißt du?“ fragte Jesus.

„Legion, denn unserer sind viele“, war die Antwort.

Jetzt war ein Augenblick zum Atemverlieren. Was wird Jesus tun? Das Böse und Dämonische in den beiden Männern fühlte, daß es weichen müsse, und begann zu betteln: „D schicke uns

nicht in die Hölle, schicke uns nicht aus dem warmen Menschenherzen, wo wir es so gemütlich haben, in die kalte, trostlose Ferne!“

Jesus sagte noch nichts.

Da machten die unreinen Geister einen passenden Vorschlag: „Schicke uns in die Schweine, die dort am Wege weiden!“

Damit war Jesus einverstanden, denn sein liebevolles Herz hatte sogar mit den jammernden Teufeln Mitleid. Die Schweine, die damals bei den Juden ohnehin nur als Vermittler des sündhaften Schweinefleischgenusses galten und noch nicht zu den Lieblingstieren des Menschen gehörten, waren eine so passende Wohnung für die unreinen Geister, daß ich hier gar nicht die alte theologische Streitfrage erörtern will, ob nicht Jesus Unrecht getan habe, indem er die Schweine den bösen Geistern überließ.

Die Schweine hielten nämlich den ganzen Schwarm böser Geister nicht aus, woran man erkennen kann, daß ein einziges Menschenherz mehr Böses zu umfassen vermag als eine ganze Herde Schweine — es waren bei zweitausend, sagt Markus. Die Schweine stürzten sich mit Ungestüm ins Meer, und sie ertranken im Meer. Die Hirten aber flohen davon und verkündeten es in der Stadt und auf dem Lande. Und die Leute gingen heraus, um zu sehen, was geschehen war. Und sie kamen zu Jesus und sahen einen der beiden Männer, die

vom Teufel geplagt worden waren, dasitzen, angekleidet und vernünftig, und sie fürchteten sich. Die aber zugeesehen hatten, erzählten ihnen, wie es dem Besessenen und den Schweinen ergangen war. Da fingen sie an, Jesus zu bitten, sich von ihrem Gebiete zu entfernen, sicherlich nicht darum, weil sie für ihre anderen Tiere fürchteten, sondern weil ihnen die göttliche Macht Jesu unheimlich war. Noch heute sind oft die Menschen so, daß es ihnen lieber ist, wenn ein Priester ihre Gesellschaft verläßt. So lieb sie ihn haben — solange er da ist, kommt es zu keiner rechten Gemütlichkeit.

Das Heilige ist nur dem lieb, der von ihm erfaßt worden ist. Der wilde Mann, als er durch Jesu Gottessohnschaft selber zum Gotteskinde geworden war, zog sich erst wieder vernünftig an und setzte sich zu Jesus und bat ihn, daß er doch bei ihm bleiben dürfe. Jesus aber sprach zu ihm: „Kehre zurück in dein Haus und erzähle, welche große Dinge Gott an dir getan!“

Der Mann erfüllte den Befehl. Er zog durch die ganze Stadt und verkündete allen Gerasenern, was ihm so Gutes durch Jesus geschehen sei. So wurde er der erste Heidenmissionär. Er wußte noch nichts von der Lehre Jesu, kannte nicht das Vaterunser, nicht die acht Seligkeiten, nicht die zwei Gebote der Liebe; er kannte nur Jesus, und das genügte, um ihn zum Evangelisten zu machen. Er hatte in Jesus die Gottessohnschaft erkannt.

Es ist ganz klar, daß in diesem Abschnitt des Evangeliums die göttliche Kraft des eingeborenen Gottessohnes zur Offenbarung kommt. Mit gefalteten Händen lesen wir es. Aber ich darf doch auch hinzusehen, daß in jeder Gotteskindschaft eine ähnliche Kraft verborgen ist. In unserer nervösen, unrastigen Welt ist ein Gotteskind eine wahre Wohltat. Ruhe und Frieden gehen von ihm aus. Und es braucht nur da zu sein, denn mit ihm ist das Leben da, das aus Gott ist. Niemand kann von Gott fern sein, der einem solchen Gotteskinde nahe ist. Aber es ist wohl besser, ich rede nicht davon. Ich könnte sonst die zarten Wunder stören, die um ein Gotteskind geschehen. Wenn ein solches Wunder geschehen, geht durch die Welt und verkündet, daß es eine Gotteskindschaft auf der Erde gebe!



33. Das eine Notwendige

Wenn ich mir die Kapitel von den Sünderrinnen, dem Weichensteller von der Laurentiusgasse und dem wilden Manne noch einmal durchlese, so möchte ich sie am liebsten wieder streichen. Sie klingen viel zu romantisch und erwecken den Eindruck, als ob mein Leben sehr abenteuerlich gewesen wäre. Als ich sie erlebte, habe ich von Romantik und Abenteuer sehr wenig gespürt. Da war alles nüchterne Wirklichkeit. Die Tage und Stunden, die dazwischen lagen und die in ihrer nüchternen Alltäglichkeit gar nicht geschildert werden können, schoben sich darüber hinweg wie der Sand über das kuriose Muschelwerk und Pflanzengeschlinge, das aus den Tiefen der See an die Küste gespült wird. Nichts ist wechselreicher und unterhaltsamer als der Meeresstrand, und doch ist an ihm eine unendliche Einsamkeit. Manchmal, wenn ich auf jene Tage zurückschaue, habe ich gar keinen Blick für das bunte Allerlei der Erlebnisse und Beobachtungen, so daß ich nur Einsamkeiten, Einsamkeiten sehe.

Einsamkeit ist dort, wo keine Zweisamkeit ist. Die Eins ist so schwächlich und dürr, weil sie sich zu sehr nach der Zwei sehnt. Die Zwei ist so schön wie eine Braut. In weichen Linien und Schwingungen kommt sie herbei. Sie ist wohl die schönste von allen Zahlen und wird, wenn sie sich mit der Eins verbindet oder sich um sich selbst vermehrt, die Mutter aller Zahlen, während die Eins mit sich selber gar nichts fertig bringt.

Die Einsamkeit ist nicht etwa nur ein bloßes Fehlen, ein bloßes Nichts. Sie ist vielmehr ein Etwas. Sie kann sein wie ein gewaltiges Meer, in dem alles untergeht. Sie kann eine ungeheure Stille sein, in der jeglicher Lärm verhallt. Mitten in der großen Stadt kann sie einen Menschen erfassen, und im stillsten, fernsten Tale kann sie plötzlich kommen, obwohl doch auch schon vorher alles einsam war.

Ich habe es herausbekommen: Die Einsamkeit geht vor Gott einher. So oft sie mir naht, kann ich sicher sagen: Jetzt werde ich bald Gottes leise, leise Schritte hören.

Wohl überall habe ich schon die Einsamkeit gespürt, aber nirgends so deutlich und so greifbar wie in meiner Heimat während der Ferien. Wenn ich früh aus der hl. Messe komme und auf den Feldwegen heimgehe auf Neusorge zu, da umfängt sie mich plötzlich. Ich wehre mich dagegen und spreche: Ich habe ja daheim alles, was mir

lieb ist, meine Mutter — als sie noch lebte —, meine treuen Geschwister, manch schönes Buch, manch kurzweilige Arbeit; ich kann meinen Freunden in der Ferne Briefe schreiben, ich kann mir eine neue Geschichte ausdenken. Aber es nützt alles nichts, die Einsamkeit ist da; sie legt sich wie ein Flor über das ganze Land, sie umspinnt mein Herz, sie lastet sich auf mein Gemüt. Es ist manchmal zum Weinen, wenn es nicht zugleich so süß und heilig wäre. Ich weiß nicht, auf Grund welcher Erfahrungen oder Vorurteile, ich weiß nicht, aus welchen Zusammenhängen heraus — plötzlich kommt mir das Wort ein: Heute bekomme ich Besuch vom Herrgott.

Ich war ja damals noch jung und ein freies Studentlein, und niemand könnte mir vernünftigerweise böse sein, wenn ich sagte: Es war im Grunde genommen nichts anderes als die Sehnsucht — vielleicht nach einer Braut. Ich möchte es sogar sagen, denn ich weiß, daß jede überirdische Sehnsucht irgendwie mit irdischer Sehnsucht zusammenhängt, wie sich jegliche Übernatur im Menschen auf die Natur baut. Die ersten Glieder aller Ketten, die uns mit dem Himmel verbinden, sind irdische Glieder. Aber es soll doch niemand sagen, daß mir damals das Herrgottsglück nur als Ersatz für irgend ein irdisches Glück gegolten habe. Denn auch irdisches Glück ist mir geworden, in reicher, süßer Fülle, und dann kam doch die Einsamkeit,

in der ich voll Sehnsucht war — bis ich die leisen, leisen Schritte Gottes hörte.

Einmal habe ich, ich weiß noch das Steiglein, auf dem es war, das rote Kleid Jesu und den blauen Mantel Mariens gesehen, die mir entgegenkamen. Es schadet gar nichts, daß ihr mit den Achseln zuckt und von überstarker Einbildungskraft spricht. Es war doch schön!

Manchmal kleidete sich die Einsamkeit in die Form des sehnsüchtigen Wunsches: Ich möchte in ein ganz heimliches Haus oder in einen ganz traulichen Garten eingeladen werden. Es gab auf der ganzen Welt kein solches Haus und keinen solchen Garten so heimlich und traulich, wie ich mir dachte. Da wußte ich schon: Der Herrgott ladet mich ein. Und es dauerte manchmal keine Minute, manchmal freilich mußte ich einige Stunden geduldig warten, da war ich auf einmal dort.

Das Leben ging mir zu langsam, die Ereignisse verliefen gar zu gewöhnlich. Ich hätte auf einmal mitten in einer großen, beglückenden Arbeit stehen mögen, am liebsten mitten im Augenblick der Vollendung der Welt und der Enthüllung ewiger Glorie, im Aufleuchten jeglicher Erkenntnis. Ach, und das Gras wuchs so langsam, die Saat war wie in ewigem Stillestehen, und daheim wurden die Kühe gefüttert, und in der griechischen Grammatik konnte ich höchstens ein neues Geheimnis des Konjunktivs oder des Optativs.

lernen, und die anderen Bücher erzählten auch nur von Dingen, die schon allbekannt waren oder doch wenigstens nicht dazu angetan waren, die Welt zu bewegen. Und doch die brennende Sehnsucht und die wehe Einsamkeit.

Wenn es nicht mehr auszuhalten war, da sprach's in mir: Der Herrgott will dir etwas sagen.

In der Einsamkeit und Sehnsucht führt ein ganz kurzer Weg nach dem Heiligen Lande, wo Jesus ging. Es geschah, als Jesus und seine Jünger dahinzogen, daß er in einen Flecken kam. Da nahm ihn ein Weib mit Namen Martha in ihr Haus auf. Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort. Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: „Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mich allein läßt? Sag' ihr doch, daß sie mir helfe!“ Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: „Martha, Martha, du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge. Eins nur ist notwendig! Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Ich weiß nun gar nicht, was ich sagen soll. Mit meiner ganzen Sympathie stehe ich auf seiten Marthas. Was ist es Schönes um ein solches wirtschaftliches Weib! Martha hätte auch lieber zu Füßen Jesu gegessen und gehorcht. Aber eins mußte

doch dafür sorgen, daß die Gäste zu essen bekamen. Unter den zwölf Aposteln war sicherlich der eine oder andere ein tüchtiger Esser. Von Lust konnte keiner leben. Und Jesus selbst bekam Hunger, wenn die Zeit da war. Er war doch einmal sehr erzürnt, als er sehr hungerte, und als der nächste Feigenbaum nur Blätter und keine Früchte trug, fluchte er dem Baum, daß er alsogleich verdorrte, obwohl er gar nicht dafür konnte, da noch nicht die Zeit der Fruchternte war. Die Frucht aber, die eine Hausfrau täglich bringen muß, ist ein rechtes Mittagessen. Ich konnte einfach Jesus nicht verstehen, daß er jetzt die Martha tadelte, weil sie um das Mittagessen besorgt war. Aber ich war wenigstens nicht mehr einsam, ich war im Hause von Bethanien. Und ich erinnerte mich, daß mir einst ein Pfarrer folgendes gesagt hatte: „Jesus konnte manchmal auf alles Irdische verzichten und sprach dann so unpraktisch wie nur möglich. Ein anderes Mal hätte er wahrscheinlich gesagt: ‚Die Hausfrauen werden selig durch Mittagessen kochen‘, wie St. Paulus einmal gesagt hat: ‚Die Weiber werden selig durch Kindergebären‘, wie überhaupt jeder selig wird durch treue Erfüllung seiner täglichen Berufspflichten. Diesmal wußte er natürlich auch, daß es so sei, aber sein Blick war anders gerichtet.“

„Ich bin als Geistlicher auch manchmal zu Besuch gewesen. Da hätte ich in den wenigen Stum-

den, die ich dableiben konnte, am liebsten die ganze Familie um mich gehabt. Aber wie war's? Die Hausfrau ging gleich in die Küche, um Kaffee zu kochen, die Kinder mußten schleunigst zum Bäcker und Konditor laufen, um Semmel und Torte zu holen. Weißes Tischzeug, goldbrändiges Geschirr, Blumen mußten gebracht werden. Das war ein Laufen hin und her, nur damit ich einen guten Kaffee zu trinken bekäme. Wohl muß unterdes der Vater oder der Bruder oder auch eine Tochter den geistlichen Gast unterhalten. Aber das priesterliche oder wenigstens menschenfreundliche Herz kommt doch um des Magens willen nicht auf seine Rechnung. Da habe ich wohl auch manchmal gesagt: „Laßt doch das ganze Kaffeekochen, ich will doch euch haben!“ Die Liebe, die man sich gibt, ist der beste Theil, nicht der Kaffee!“

„Jesu Wort läßt sich also ganz verstehen aus seiner Liebe zu Martha. Er hätte sie am liebsten neben Maria sitzen sehen. Er war so ganz erfüllt von seiner Liebe, daß er gar nicht an die Nothwendigkeit wirtschaftlicher Fürsorge dachte.“

So hatte der Pfarrer gesprochen. Aber war es ganz richtig gewesen?

Freilich lassen sich viele Worte der Heiligen Schrift nur aus der geistigen Hochspannung verstehen, in der sie gesprochen worden sind. In jenen Höhen sind sie wahr. Wollte man sie aber auf die alltäglichen Lebenszustände anwenden, so

würden sie eine unaufhörliche Quelle von Unordnung und Irrtum. Ich denke mit Schrecken an eine Hausfrau, die den halben Tag in der Kirche saß und keine Predigt ungehört lassen wollte und immer wieder sagte: „Eins nur ist notwendig.“ Die Kühe in ihrem Stalle standen wie Gerippe da und brüllten. Der Mann brüllte auch. Aber es half weder den Kühen noch dem Manne.

Im Mittelalter gab es viele Damen, die den „besten Theil“ erwählten. Sie weihten sich dem beschaulichen Leben und waren ganz wie Maria zu Füßen des Meisters, glaubten gar fromm und vertrauensvoll, daß sie ihr Leben dem „einen Notwendigen“ geweiht hätten. Aber sie erkannten doch bald, daß auch anderes notwendig sei — und hielten sich Dienstmägde, die sie „Marthen“ nannten und für die noch anderes notwendig war. Ich kann mir nicht denken, daß dies die einzig richtige oder überhaupt eine richtige Lösung sei. Da aber das Wort Christi unbedingt wahr ist, habe ich mich schon in ganz jungen Jahren gefragt: „Was ist denn das eine Notwendige?“ An jenem gotteinsamen Ferientage in Neusorge kam diese Frage zu mir. Ich setzte mich zu ihr, ich ging mit ihr spazieren, ich sah sie immer wieder an, ich barg sie an meinem Herzen. Keine Braut hätte mich an diesem Tage mehr beglücken können als diese Frage. Und wenn sie den Schleier ein wenig hob von ihrem Angesichte, sah ich die uner-

gründlichen Tiefen ihrer ins lichte Himmelsblau gehenden Augen. Und sie führte mich von Bethanien fort an alle Stätten, wo Christus von dem einen Notwendigen, von dem großen Geheimnis des Lebens, von dem inneren Müßen gesprochen hat.

Was ist das eine Notwendige? Etwa, daß man sich zu Füßen Jesu oder eines Geistlichen setzt und dort sitzen bleibt und alles übrige für unnötig hält? Das kann für manche Weihestunden das eine Notwendige sein, aber nicht für die Dauer.

Oder ist es dies, daß man das Wort Gottes hört? Allein da stellt sich bald die andere Notwendigkeit ein, daß man es auch befolgt. Und dazu gehört auch die notwendige Fürsorge für einen geordneten Haushalt.

Die meisten Erklärer gehen in die Irre, indem sie das eine Notwendige unter den Dingen suchen, die Maria hatte oder tat, Martha aber nicht, und indem sie alles, was Martha tat oder hatte, als eine Summe ansehen, in der das eine Notwendige nicht enthalten ist. Aber wenn Jesus sagt: „Du machst dir viel zu schaffen und kümmerst dich um vieles. Eines nur ist notwendig,“ so kann das Eine doch unter dem Vielen gewesen sein. Ja, das Eine muß mit dem Vielen verbunden sein. Denn es ist gar kein Zweifel, daß die Hausfrauenarbeiten schier alle notwendig sind. In dieser Notwendigkeit muß auch das eine Notwendige miteingeschlossen sein. Ich bin sogar überzeugt,

daß sich Maria sogleich erhob und ihrer Schwester zu helfen begann und doch auch dabei das eine Nothwendige tat. Manche Erklärer legen den Hauptton auf das Wort „sorgen“ und sagen: Die Dinge, welche Martha tat, wären natürlich alle nothwendig, außer vielleicht einigen Einzelheiten, wie z. B. die besonders schöne Garnierung der Speisen, die unbedingte Sauberkeit und Vornehmheit der Tischwäsche, die tausend Kleinigkeiten, in die unsere Frauen ihren Ehrgeiz setzen. Aber das Sorgen um den leiblichen Bedarf sei nicht nothwendig. Nothwendig sei nur eine Sorge, nämlich die Sorge für Gott und sein Reich. Aber Christus sagt doch nicht: „Nur eine Sorge ist nothwendig“, sondern: „Nur eins“, also ein Ding, eine Sache, eine Erkenntnis, ist nothwendig. Ich will es nun gleich offen sagen: Nothwendig ist nur, daß der Wille Gottes getan wird.

Den Willen Gottes tun alle Pflanzen, alle Tiere, und zwar ganz genau und pünktlich. Seitdem Pferde auf der Erde sind, hat noch keines einen Schritt oder Sprung getan eher oder später, als Gott es wollte. Die Pferde müssen den Willen Gottes erfüllen. Sie können gar nichts anderes. Der Mensch aber kann etwas anderes. Er kann den Willen Gottes erkennen und auch wollen. Er kann in allem, was geschieht und was nothwendigerweise getan werden muß, den Willen Gottes sehen; er kann alles als gottgewollt selber

wollen. Das heißt beim Menschen den Willen Gottes erfüllen.

Maria wußte, daß es Gottes Wille war, wenn sie jetzt ruhig zu Füßen Jesu saß und auf seine heiligen Worte hörte. Sie hatte gar keine andere Sorge. Sie tat das eine Notwendige. Sie hatte den besten Teil von den Menschen Sorgen erwählt; den andern Teil ließ sie fahren. Auch Martha erkannte wohl, daß ihre hauswirtschaftlichen Arbeiten nach dem Willen Gottes waren. Aber sie machte sich einige Extrasorgen hinzu, z. B. ob ihr alles gelingen werde, ob sie alles allein fertig bringen werde, ob es nicht häßlich von Maria sei, daß sie nicht mithalf. Darum trat sie vor Jesus hin und sprach: „Kümmert es dich nicht?“

„Nein,“ meinte Jesus, „das macht mir keinen Kummer und keine Sorge. Meine Sorge ist nur die, daß der Wille meines Vaters erkannt und erfüllt wird. Und dies geschieht dort am Ofen bei dir und hier zu meinen Füßen bei Maria. Maria hat den besten Teil herausgewählt. Du aber machst dir zum selben Teil noch eine ganze Anzahl unnötiger Sorgen. Du wählst nicht genügend aus! Und darum machst du dir allzuviel zu schaffen und kümmerst dich um allzu viele Dinge, besonders darum, ob auch Maria wirklich den Willen Gottes tut. Tu du nur deine Arbeit, aber laß Maria tun, was sie als Willen Gottes erkennt.“

Zuerst war ich zu Martha in die Küche gegangen. Es war ja meine eigene Schwester; das heißt: Ich hatte eine Schwester, die auch Martha hieß und ganz und gar eine Marthanatur war wie übrigens auch meine anderen Schwestern außer etwa der kranken Agnes. Die kernhaft gesunden Frauen sind ja überhaupt meist Marthanaturen. Sonderbar, daß wir beiden Jungen eigentlich eher Mariennaturen waren, wenigstens in unseren besten Stunden.

Ich war also zuerst zu Martha in die Küche gegangen, hatte sie am Armel gezupft, damit sie sich umschaue; ich wollte sehen, ob nicht ein Tränlein an ihrer Wimper hing. Aber keine Spur davon. Die Frauen wissen, daß die Männer immer erst dann Verständnis für ihre Kocherei haben, wenn das Essen fertig auf dem Tische steht. Und ganz im Tiefen hatte Martha das Wort des Meisters wohl so verstanden, wie es der Meister gemeint hatte. Was verstanden solche Frauen nicht? Sie verstehen es nicht immer begrifflich und wörtlich, aber sie verstehen es und kochen ruhig weiter. Und wenn auch einmal ein Wort Jesu mißzuverstehen wäre, seine Liebe war doch nie mißzuverstehen. Martha weinte also nicht. Darum ging ich zu Jesus und fragte: „Ist das richtig gewesen, was ich mir über das ‚eine Notwendige‘ ausgedacht habe?“

„Ja,“ antwortete er, „aber wenn du ein rich-

tiger Theologe sein willst, darfst du nie sagen, daß du etwas ganz richtig verstanden hast. Es ist immer erst der Anfang vom Richtigen."

Da fiel mir auf einmal wieder ein, daß das ganze Leben Jesu von einem geheimnisvollen Müßsen, einem einzigen Notwendigen, durchzogen war, wie ich ja auch schon früher dargetan habe. Wie oft sprach Jesus: „Mußte ich nicht?" Es fing an mit dem Worte, das er seiner Mutter gesagt: „Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Jetzt hatte ich auf einmal diesen roten Faden wieder gefunden. Das eine Notwendige ist, in dem zu sein, was des Vaters ist. Und da alles auf der Erde, jedes Ding und jedes Schicksal, des Vaters ist, kann dies nicht heißen, daß man bloß mit der blinden Natur in dem sei, was des Vaters ist, sondern daß man mit Glauben und Wissen, mit Liebe und Eifer in dem sei, was des Vaters ist, oder noch besser: daß man als Kind des Vaters durch die Dinge des Lebens hindurchgehe.

Jesus selbst als eingeborenes Kind Gottes hatte bei jedem Schritt und bei jeder Handlung eine wunderbare Schau: „Ich sehe den Vater wirken," sagte er, „und in gleicher Weise wirke auch ich." So muß aber jedes echte Gotteskind das Leben sehen lernen. Wenn ich etwas tue, so tue ich es deshalb, weil ich es den Vater tun sehe.

Als Kind Gottes kann ich überhaupt nichts tun, was nicht gerade in dem Augenblicke der Vater tut. Auch der Fremdling Gottes, der ungläubige, gottferne Mensch muß tun, was Gott durch ihn tut. Aber es ist dann so wie mit dem Pferde. Das Kind Gottes tut es wissend und liebend, und eine Flut von Seligkeit entspringt diesem Wissen, Lieben und Tun.

Das ist das eine Notwendige, notwendig, damit die uralte Ordnung auf Erden wieder hergestellt werde, daß nämlich Gott nicht wie ein Fremder und Ferner weit außerhalb der Erde und dem Leben erachtet oder gar verachtet wird, sondern daß er erkannt wird als Vater, nicht nur als Vater der Sterne und der Blumen und der Menschen, sondern auch als Vater des kleinsten Dinges auf der Erde, jedes Atemzuges, jeder Bewegung, jeder kleinen That. Alles wird väterlich, wo wir wahrhaft kindlich sind.

Hätte Martha bei der Vorbereitung des Gastmahles gedacht: „Jetzt bereitet der himmlische Vater seinem Sohne das Hochzeitsmahl“, hätte sie gedacht: „Es ist alles der Sorge des Vaters überlassen, er wird es schon recht machen durch meine Hände“, hätte sie mit ihrem Glauben ihre ganze Arbeit verklärt und nicht die dunklen Schatten der Sorge und der vertrauenslosen Hastigkeit darüber hinziehen lassen, so wäre ihr Teil so gut gewesen wie der Mariens.

Man nennt dieses Verhalten der gläubigen Seele das Schauen oder die Beschaulichkeit. Dieses Glück ist nicht etwa den Klosterfrauen vorbehalten. Nein, gerade die Hausfrauen sollen es haben. Es ist auch für sie das eine Notwendige. Denn ohne dieses Schauen ist der ganze Glaube und die ganze Religion unvollkommen. Die Christen, welche nicht schauen, mögen zwar Gotteskinder sein, es sind aber blinde Gotteskinder. Und der Vater bleibt ihnen verborgen.

Den Vater erkennen, den Vater sehen, in allem, in allem des Vaters Werke tun, in Vaters Allwirksamkeit die eigene Wirksamkeit einfließen lassen, ganz und gar Kind sein im Vater, nicht Kind im gewöhnlichen, kleinlichen, zärtlichen Sinne, sondern in dem großen Sinne: Abkomme, Sproß, Sohn, Mitwissender, Mitwollender, Mitbesitzer des Vaters, neuer Vater — das wollte Jesus den Menschen bringen; so hoch wollte er sie erheben, da sie in der Gottesferne zu Tieren, Sklaven, Gottlosen erniedrigt worden waren.

Jesus besaß dies alles als eingeborener Sohn Gottes. Ungeschmälert wollte er es den Menschen geben, dieses Hervorwachsen aus Gott, dieses Hinaufwachsen zu Gott, dieses Zusammengewachsensein mit Gott.

Gotteseins! Jesus war es von Natur; die Menschen sollten es werden im Glauben. Das eine Notwendige war, eins mit dem Vater zu werden.

Wir haben diesen Glauben — ach, ich muß wohl sagen — verloren. Wir beten den Vater an und verehren ihn, aber wir wachsen nicht aus ihm heraus und nicht in ihn hinein. Wir nennen uns Gotteskinder, sind aber nicht einmal rechte Knechte, bleiben ihm fern und bilden uns dann etwas auf unsere Ehrfurcht und Demut ein. Weg mit aller Ehrfurcht und Demut, die uns nicht mit Gott eins werden läßt!

Schon die alttestamentlichen Propheten hatten den göttlichen Grund des menschlichen Lebens erkannt. Das Göttliche ist das Grundgesetz des menschlichen Lebens. Wir müssen in dem sein, was des Vaters ist. Aus dem Vater kommt alles. Der Vater ist der Quell unseres Lebens, der Urheber und Wirker unserer Handlungen. Er lenkt unsere Schritte. Wir leben aus ihm, und er lebt in uns. Heilige Gottschauer haben gesagt, daß er ohne uns gar nicht leben könnte, d. h. dieses eigenartige Vaterleben, so daß wir ihn gewissermaßen töten, wenn wir ihn nicht in uns leben lassen.

Jesus sah dies alles. Er lebte ganz im Willen und Wesen des Vaters. In ihm war Gott wieder zum ersten Male Vater auf der Erde. Dadurch war die Erde erlöst, die ganze Erde wieder in Gotteskindschaft. Wer fortan Gotteskind sein wollte, wer es nur ganz leise wollte, wer nur von fern wieder die Augen erhob zum Vater, der war Gotteskind. Nur hartnäckige Verschlossenheit, nur

listiges Ausweichen, nur bewußte Verblendung konnte das Gotteskindwerden unmöglich machen. Das sah Jesus alles. Die Pharisäer wollten das alte Sklavenverhältnis der Menschen zu Gott aufrecht erhalten. Das alte Gesetz sollte bestehen bleiben, es sollte nicht Liebe und Kindschaft werden. Sie meinten, die Welt müsse untergehen, wenn das harte Gesetz in Kindschaft und Liebe übergehe, und sich selbst wollten sie mit dem Gesetze bewahren, wollten ihre Gesetzesherrschaft nicht an den einzigen Herrn, den Sohn des ewigen Vaters, abtreten. Sie suchten darum auf jedwede mögliche Weise die weitere Predigt Jesu zu verhindern. Jesus aber wußte, daß nicht der Wille der Menschen, sondern der Wille des Vaters sein Leben bestimme. Das gab ihm eine Kühnheit und Sicherheit, wie sie jedes Gotteskind den Menschen und dem Leben gegenüber auszeichnet.

Es war freilich schwer, die Menschen in den Gedanken einzuführen, daß sie Kinder des ewigen Gottes werden könnten. Es ist ja heute wieder beinahe ebenso schwer. Die Menschen wollen unter Religion nichts weiter verstehen als gewisse Beziehungen zu Gott, Anerkennung seines Daseins und seiner Macht, Gehorsam gegen seine Gebote, Furcht vor seinen Gerichten, Liebe — aber nicht die Liebe, die fruchtbar ist, nicht die Liebe, die im Mutter Schoß das Leben erweckt und ganz zu einem neuen Leben wird, nicht die Liebe,

die dem Vater ein eigenes Kind schenkt, vielmehr nur die Liebe, die eine Hand in die andere legt, aber nicht die Liebe, die ein Blut ins andere, ein Wesen ins andere überfließen läßt. Und doch ist nur diese und nichts anderes die wahre Religion. Alle andere Religion ist heidnisch oder jüdisch, auch wenn sie sich christlich nennt.

Jesus hatte die Menschen langsam auf diese Lehre vorbereitet. Er hatte sein Zusammenwirken und Zusammenleben mit dem Vater immer deutlicher gezeigt. Dieses Zusammenleben vollzieht sich in den alltäglichen Dingen des Lebens, aber damit die Menschen endlich aufmerksam würden auf die Gotteskindschaft, deshalb geschahen außerordentliche Dinge, Wunder, Teufelaustreibungen. Jetzt mußte es zünden und brennen. „Er nennt sich Gottes Sohn“, so ging es erst wie ein Gemurmel, dann wie eine boshafte Nachrede, dann wie ein Aufschrei durch die Menschen. Jetzt mußte es klar werden, jetzt ging es auf Leben und Tod. Das „eine Notwendige“.

Es war immer noch an dem gotteinsamen Tage in Neuforge. Jesus wandelte im Tempel, in der Halle Salomons. Da umgaben ihn die Juden und sprachen zu ihm: „Wie lange hältst du uns hin? Wenn du Christus bist, so sage es uns frei heraus!“

Jesus antwortete ihnen: „Ich sage es euch, und ihr glaubet es nicht. Die Werke, welche ich im

Namen meines Vaters wirke, geben Zeugnis von mir. Aber ihr glaubet mir nicht. Ihr seid eben nicht von meinen Schafen. Meine Schafe hören meine Stimme, ich kenne sie, und sie folgen mir nach. Und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden in Ewigkeit nicht verloren gehen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Was mir der Vater gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann es der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins."

Da hoben die Juden Steine auf, um ihn zu steinigen.

Jesus entgegnete ihnen: „Ich habe euch viele gute Werke von meinem Vater gezeigt. Um welches dieser Werke willen wollet ihr mich steinigen?"

Die Juden antworteten ihm: „Wir steinigen dich nicht eines guten Werkes wegen, sondern um der Gotteslästerung willen, weil du dich selbst zu Gott machst, da du doch ein Mensch bist!"

Jesus antwortete: „Steht nicht in eurer Bibel geschrieben: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter? Die Schrift kann doch nicht aufgehoben werden! Warum sprecht ihr da zu mir: Du lästerst Gott!, weil ich gesagt habe: Ich bin der Sohn Gottes?"

Die Juden unterbrachen ihn nicht und widerlegten ihn nicht, indem sie etwa sagten: „Ja, du meinst doch dies in einem ganz andern Sinne, als es in jenen Bibelstellen gemeint ist!" Tatsächlich meinte es der Heiland nicht in einem anderen

Sinne, auch wenn er wirklich in einem anderen Sinne Gott war als jene, die in der Bibel von Gott selbst so angeredet werden. Jesus macht keinen Unterschied zwischen seiner Gottessohnschaft und der Gottessohnschaft derer, die wie er die Werke des Vaters tun und die erst durch ihn zu Gotteskindern gemacht worden sind.

Ach, könnten doch alle das unendliche Glück der erlangten Gottessohnschaft erkennen! Die ganze Welt würde sich umwandeln. Die Religion würde zum allerseeligsten Leben werden.

Die Werke des Vaters sind das Zeichen der Gottessohnschaft. Es sind aber gewiß nicht nur die außergewöhnlichen Werke des Vaters, sondern auch die Werke des täglichen Berufes, insbesondere die Werke des Glaubens und der Liebe, wenn man sie nur in Verbindung mit dem Vater tut.

Jesus sprach weiter: „Tue ich die Werke meines Vaters nicht, so möget ihr mir nicht glauben. Tue ich sie aber, so glaubet den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollet, damit ihr erkennet, daß der Vater in mir ist und ich im Vater.“

Da suchten sie ihn zu ergreifen. Er aber entging ihren Händen. Und er begab sich wieder jenseits des Jordans an den Ort, wo Johannes zuerst getauft hatte, und blieb daselbst. Und viele kamen zu ihm und sprachen: „Johannes hat zwar keine Wunder gewirkt, aber alles, was er von diesem gesagt hat, ist wahr.“ Und viele glaubten an ihn.

Es war wohl das Seligste, aber auch das Schwerste von allem, was Jesus über die Gottessohnschaft gesagt hat. Es ist die einzige Pforte zum ewigen Leben, eine enge Pforte, durch die nicht jeder hindurch kann, eine Pforte, die sogleich verschlossen wird, wenn man die rechte Zeit zum Eintritt verpaßt.

Es sprach einer zu Jesus: „Herr, sind es wenige, die selig werden?“ Es war einer von den vielen, die auch heute noch nicht ausgestorben sind — die gar zu gern wissen möchten, ob viele oder wenige zum ewigen Leben kommen. Jesus übergang die Frage. Denn darauf kommt es nicht an, ob viele oder wenige selig werden, sondern darauf, daß man sich rechtzeitig darum bemüht. Darum sagte Jesus: „Viele werden versuchen einzugehen und es nicht vermögen.“

Mein Gott, was ist das? Ich denke: Wer immer versucht, der muß auch den Eingang finden! Was ist dies: „Sie werden es nicht vermögen?“

Ja, ich weiß: Es ist hier von der Zeit die Rede, da der Hausvater die Thür verschlossen hat. Es gibt eine solche Zeit, in der man die Gotteskindschaft nicht mehr erwerben kann. Wenn nämlich das natürliche Leben zu Ende ist. Wer dann noch nicht in das übernatürliche Leben eingetreten ist, dem bleibt der Zutritt verschlossen. Das natürliche Leben ist eben nichts anderes als die geöffnete Pforte zum übernatürlichen Leben.

So sprach Jesus: „Wenn der Hausvater hineingegangen ist und die Thür verschlossen hat, dann werdet ihr draußen stehen und an die Thür klopfen und sagen: Herr, tue uns auf! Und er wird antworten: Ich kenne euch nicht, woher ihr seid. Dann werdet ihr anfangen zu sagen: Wir haben von dir gegessen und getrunken, und du hast auf unseren Straßen gelehrt. Und er wird zu euch sprechen: Ich kenne euch nicht, woher ihr seid. Weicht von mir, ihr Übeltäter! Da wird Heulen und Zähneknirschen sein, wenn ihr Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes sehet, ihr aber seid hinausgestoßen!“

Was war das in den Augen Jesu? Da leuchtete wider die Ferne der Zeit und des Raumes. Das Christentum war über die Grenzen des Judenlandes zu den Heiden gekommen. Und die Heiden nahmen das Evangelium von der Gotteskindschaft an!

„Und sie werden kommen von Osten und Westen, von Norden und Süden, und sie werden zu Tische sitzen im Reiche Gottes — und ihr, die Ersten, die berufen sind, werdet die Letzten sein, und sie, die Letzten, werden die Ersten sein.“

Unterdessen hatten die Pharisäer mit dem damaligen Herrscher des Landes, Herodes, eine Verabredung getroffen, daß er Jesus durch Todesdrohungen aus seinem Gebiete vertreiben solle. Herodes war aus allerlei klugen Berechnungen auf

diesen Plan eingegangen. Er gehörte zu der Menschenart der Diplomaten, die sich tatsächlich immer noch einbilden, daß sie die Fäden des menschlichen Puppentheaters in der Hand halten.

Jesus wußte, in wessen Hand sein Schicksal sei. Und das machte ihn frei und kühn, auch den Fürsten gegenüber. Offen sagte er den Pharisäern: „Ihr wollt mich ja nur nach Jerusalem locken! Das ist ganz recht, denn Jerusalem ist die geeignetste Stätte zur Ermordung eines Propheten!“

So sprach er zu den Pharisäern, die ihm die Todesdrohung des Herodes brachten: „Gehet hin und saget diesem Fuchse: Siehe, ich treibe Teufel aus und heile heute und morgen, und am dritten Tage werde ich enden, und am folgenden Tage muß ich noch wandeln, denn es will nicht geschehen, daß ein Prophet außerhalb Jerusalems umkomme.“

Wieder das geheimnisvolle Muß im Leben Jesu. Der Gottessohn kennt die Pläne des Geschehens. Er kann von morgen und übermorgen reden so sicher wie von gestern. Und jeder, der durch ihn Gottes Sohn geworden ist, hat teil an dieser Ruhe und Sicherheit jeglicher Willkür der Menschen gegenüber.

Jerusalem! Wer im Heiligen Lande geboren ward, hatte eine unaussprechliche Liebe zu der heiligen Stadt. Diese Liebe brach in Jesus auf wie ein heißer Quell. Aber ach, jeglicher heiligen Stadt ist es eigen, daß sie in ihrer Heiligkeit ver-

härtet; sie begnügt sich mit der altüberkommenen Heiligkeit und will keinen Propheten mehr hören, der ihr sagt, daß Heiligkeit immer neu wachsen muß. Wehe der Stadt, der die Heiligkeit zur bloßen Tradition geworden ist und nicht jeden Tag von neuem aus dem Leben mit Gott und aus dem Verkehr mit seinen Boten erblüht. Sie muß Prophetenmörderin werden. Denn kein Prophet kann zufrieden sein mit der Heiligkeit der Vergangenheit.

Es gibt auch katholische Häuser, in denen die katholische Frömmigkeit zu strenger, knochenharder Tradition geworden ist. Die Kinder werden katholisch, sie beten, fasten, geben Almosen — es ist so herkömmlich. Dabei stirbt das prophetische Leben, stirbt die lebendige Verbindung mit Gott. Auf einmal ist das Haus leer von Gott; es kommt eine Generation, die von Gott nichts mehr wissen will.

Das wahre Leben zehrt nicht von der Vergangenheit. Heute wird es, jeden Tag muß es neu-geboren werden. Jeden Propheten begrüßt es, den Gott sendet. Spricht nicht der ewige Vater zum ewigen Sohne: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt“?

Arme Stadt, die du aus der Vergangenheit her heilig bist! Jegliches neue Leben erwürgst du aus lauter Furcht für deine alte Heiligkeit.

So begann Jesus zu rufen: „Jerusalem, Jeru-

salem, die du die Propheten mordest und steinigst die, welche zu dir gesandt werden! Wie oft wollte ich deine Kinder versammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter dem Flügel! Du aber hast es nicht gewollt. — Euer Gotteshaus, in dem Gott einst wohnte, wird leer gelassen werden. — Ich sage euch aber: Ihr werdet mich nicht mehr sehen, bis daß die Zeit kommt, da ihr sagen werdet: Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“

Tatsächlich, als Jesus wieder nach Jerusalem kam, riefen die Juden so. Aber das Wort des Heilands hat wohl in seinem Zusammenhange die Bedeutung: Gott kommt erst dann wieder in die heilige Stadt und in das von alters her heilige Haus, wenn sein Bote mit Segensruf aufgenommen wird.

In der Religion darf nichts alt und hart werden. Es muß immer sein, als ob erst heute die selige Botschaft von der Gotteskindschaft gebracht worden wäre. Mehr noch! So, als ob wir erst heute aus Gott geboren wären. „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt.“ Alles, was aus Gott ist, das ist ewig jung.

Einem achtzehnjährigen Gymnasiasten fällt das ewige Jungsein nicht schwer. Manche meiner Mitschüler konnten zwar nicht alt genug tun. Ich hätte es gern mitgetan, dank der Affenartigkeit, die nun einmal im Menschen steckt. Aber ich war zu dumm und zu kindisch, um das Altsein nachahmen

zu können. Ich bringe es jetzt manchmal noch nicht ganz fertig. An jenem Tage, der mit der lautlosen Einsamkeit begonnen hatte, erkannte ich aber, daß das Größte und Notwendigste sei, heute ganz neu und jung aus Gott hervorzugehen.

Sieh da, es war Abend. Müde sitzt Jesus unter der Dorflinde. Da bringen die Frauen des Dorfes ihre Kinder herbei. Man glaubt ja gar nicht, wieviel Kinder in einem Dorfe sind! Auf den Bildern vom Kinderfreunde sind es immer nur etwa ein halbes Duzend. Sind doch die Maler unerfahrene Leute! Schockweise kamen die Kinder, die frechen Bublein, die scheuen, verlegenen Mägdlein. Ihr Kleinstes nahmen die Mütter aus der Wiege, um es zu Jesus zu bringen.

Die Apostel hatten keinen rechten Sinn dafür. Für sie fing erst der Mensch in den Jahren an, in denen sich mit ihm etwas machen läßt. Sie wollten doch das Reich Gottes begründen. Hei, wie sie die Frauen anführen! Wie der Glöckner oder der Küster, wenn die Schulkinder seine heilige Ordnung stören, oder wie die Pfarrwirtin, wenn Hochwürden gerade ein Schläflein tun will.

Aber Jesus!

Der müde Jesus wurde ganz munter und winkte den Kindern und den Müttern und war unwillig gegen die Apostel und sprach: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich des Himmels. Wahrlich sage ich euch, wer das Reich

Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen."

Und Jesus fragte nicht erst, ob die Kinder gültig getauft sind, sondern schloß sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie. „Ihrer ist das Himmelreich!“ Sie haben also das „eine Notwendige“. Das „eine Notwendige“ kann also nicht in einer ganz abgefeimten Theologie oder Aesthetik liegen. Es muß etwas ganz Einfaches und Natürliches sein, so hoch es auch in die Übernatur hineinreichen mag. Ich glaube, daß wir in der Religion viel zu viel Klügeln und erwachsen tum. Sich einfach in die Arme Gottes schließen lassen, das scheint das eine Notwendige zu sein. Man braucht ja in den Armen Gottes nicht gleich einzuschlafen oder, wie die Theologen würdiger sagen, Quietist zu sein. Es sind ja die Arme eines stets tätigen Gottes, eines Gottes, der rein That ist. In diesen Armen wird man tätig sein in süßester Ruhe und ruhen in rastlosester Tätigkeit.

In der Fabrikanlage, in der mein Vater arbeitete, hatte einmal der Mühlbach, der eine Maschine trieb, das Wehr durchbrochen und im Räderwerk fürchterlichen Schaden angerichtet. Es war gerade Sonnabend, kurz vor der Feierstunde. Mein Vater — rein in die langen Stiefel, die bis zu den Knien reichen! Bohlen und Bretter herbeigeschleppt! Hinein ins Wasser, daß es hoch aufspritzte. Leute herzu! Wächter, kleiner Zwerg,

Kugle dich, du mußt heute ein Riese sein! Die ganze Sonnabendnacht wurde gearbeitet, der ganze schöne Sonntag ging darauf. Kaum Zeit, um ein paar Bissen Brod abzubeißen und einen Schluck aus der heißen Kaffeekanne zu tun. — Und doch war mein Vater Quietist in meinem Sinn. Denn als er Sonntagabend endlich heim kam und alles erzählte, und als ich bewundernd auf seine Knie kletterte, da umschloß er mich mit seinen Armen und sagte: „Al das Gerenne und Getue ist mir jetzt wie ein Traum. Wir ruhen, auch wenn wir uns einmal tüchtig bewegen müssen, doch immer in den Armen des himmlischen Vaters.“

Da denke ich auch daran, daß mein Vater nie gern das Wort „Gott“ gebrauchte. Das kam ihm zu fremd vor. Lieber sagte er schon „Herrgott“, meinte aber auch von diesem Namen, er klänge etwas nach Heidentum oder Judentum. Am liebsten sagte er „der himmlische Vater“.

Ah, wenn Gott nur so gut ist wie mein Vater, da muß er schon sehr gut sein! Die Knie meines Vaters sind für mich das Plateau, von dem aus ich am leichtesten den Weg zur christlichen Gotteserkenntnis finde. Und die starken Arme, die mich gern umschlossen! Und das treue Herz, das hinter der Weste ganz leise klopfte! Das sind die Buchstaben, aus denen für mich der Name Gottes besteht.

Const war es ja bei uns zu Hause manchmal

wirklich nicht schön, besonders an den dunklen Winterabenden. Diese Finsternis! Es war selbstverständlich, daß irgendein Dieb oder Räuber oder Mörder gerade den Weg zu unserem Hause suchte. Vielleicht hat er das Scheunentor schon geöffnet, vielleicht kriecht er schon die Leiter herauf nach dem Heuboden — er wird bald die Treppe herunterkommen und zur Thür hereinstürzen! Wenigstens fing mein Herz schon an einzuhalten und ein paar sehr kräftige Schläge zu tun.

Auf den Knien des Vaters war das alles anders. Da war die Welt schon im Zustand der Erklärung, und soweit etwa noch Diebe, Mörder oder Räuber da waren, ich fürchtete sie nicht. Ich fühlte ordentlich in meinem Arme die Kraft vom Arme meines Vaters. Sonnabend oder Sonntagabend wäre ich auch ganz allein auf den finsternen Heuboden gegangen.

Jetzt als achtzehnjähriger Primaner hatte ich mir freilich einen Revolver angeschafft und einen Totschläger dazu. Jetzt hatte ich andere Grundlagen für meinen Mut. Aber ich dachte doch noch gern an meine Beherztheit auf den Knien des Vaters und fand von da aus meinen Weg ins Evangelium. Auf den Knien des Vaters kannte ich nur eine Furcht, nämlich daß ich den Vater einmal verlieren könnte.

Jesus sprach einmal zu seinen Jüngern: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! Die Pha-

rißäer sind nämlich ganz durchsäuert von der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei. Sie wissen ganz gut, wie alles ist, aber sie verbergen es. Darauf könnt ihr euch nicht einlassen. Denn wenn ihr die Wahrheit auch ganz im Finstern sagen möchtet, sie wird doch am hellen Tage verkündet werden, und was ihr euch in verschlossener Kammer ins Ohr wispern werdet, das wird man auf den Dächern predigen. Ihr, meine Freunde, sollt euch nicht fürchten vor denen, die den Leib töten, dann aber gar nichts mehr tun können. Fürchtet den, welcher euch töten und dann in die Hölle werfen kann! Solange ihr aber diesen zum Vater habt, braucht ihr nichts zu fürchten. Verkauft man nicht fünf Sperlinge für zwei Pfennige? Und doch ist nicht einer vergessen von Gott. Sogar die Haare eures Hauptes hat er gezählt. Ihr seid ihm doch mehr wert als viele Sperlinge und viele Haare."

Ah, wie freue ich mich, daß Jesus nicht sagte: „als alle Sperlinge“, denn da hätten sich die Apostel sicher zu viel eingebildet.

Jesus bemerkte wohl meine Freude, fuhr aber fort: „Ganz ohne Furcht müßet ihr euch zu mir bekennen: Ein jeder, der mich vor den Menschen bekennen wird, den werde ich auch vor meinem Vater bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den will ich auch vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist. Der Geist der Wahrheit ist das Höchste. Wenn einer etwas

gegen mich redet, dem kann noch vergeben werden, wer aber den Geist der Wahrheit verlegt, dem wird nie vergeben werden!“

O sieh da, das eine Nothwendige: Wer die rechte Vorstellung von Gott, dem Vater im Himmel, hat, der allein ist geeignet, furchtlos die Wahrheit zu sagen. Der wird von allein ein tapferer Missionär werden!

Die rechte Vorstellung vom Vater, das echte Kindsein, bildete den Hintergrund und Untergrund fast aller Lehren Christi und erweist sich schon dadurch als das eine Nothwendige. An jenem gott-einsamen, aber erkenntnisreichen Tage stellte sie sich mir ganz in den Vordergrund, und ich grub und grub, bis der ganze Untergrund sichtbar wurde.

Da sprach Jesus auch noch dies zu den Aposteln und zu mir: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Wer euch das Leben geben konnte, kann euch doch auch das Essen geben, und wer euch den Leib geben konnte, kann euch auch die Kleidung geben. Denn das Leben ist mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung. Betrachtet die Raben: Sie säen nicht und ernten nicht, sie sammeln nicht in Keller und Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer von euch kann mit allen seinen Sorgen seiner Länge auch nur eine Elle zusetzen?“

O Jesus, sieh doch nur die Berliner an! Die meinen, sie könnten alles machen. Sogar die Frommen unter ihnen sagen: „Gott sorgt nur für die, die für sich sorgen.“ Sieh meine Brüder, die Menschen von der rührigen Aktivität! Sie lesen dein Wort: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, und sprechen zu dir: „Ja, ganz gewiß, ohne mich kannst du nichts tun.“

Jesus sah auf all diese rastlosen, klugen, berechnenden, tätigen Menschen und sprach weiter: „Betrachtet die Feldblumen, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht (die preussischen Pflichtmenschen zuckten bei diesem Worte die Achseln; soweit sie katholisch waren, meinten sie, man müsse den Ausspruch Jesu sinngemäß deuten), sie spinnen nicht (das beunruhigt die Latmen Menschen nicht mehr, seitdem wir die notwendigen Fabrikbetriebe haben), und doch sage ich euch: Selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit ist nicht so schön bekleidet gewesen wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen welkt, also kleidet, wieviel mehr euch, ihr — Kleingläubigen! Darum fraget auch ihr nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit sollen wir uns bekleiden? Nach all diesem trachten die Heiden. Euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles hinzugegeben werden. Sorget nicht ängst-

lich für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jedem Tage genügt seine Plage."

Nun saget: Wer macht Ernst mit dieser Belehrung Christi? Ach, da drücken sich alle, und die Bibelerklärer kommen ihnen zu Hilfe, indem sie sagen: Es ist ja nur die ängstliche Sorge, das Uebermaß der Sorge gemeint. O nein, denn da ständen wir bald wieder auf dem alten Boden. Gemeint ist jegliche Sorge um irdische Dinge. Es gibt doch wirklich ein sorgenfreies Denken und Arbeiten, nicht bloß eine sorgenfreie Untätigkeit.

Sorgenfreie Untätigkeit verträgt sich ebenso wenig mit dem echten Kindesverhältnis zu Gott wie sorgenvolle Ruhlosigkeit. Im Plane der göttlichen Weltregierung ist dafür gesorgt, daß keine Untätigkeit und Faulheit eintritt. Da ist der Bogen immer gespannt und die Uhr immer aufgezogen. Die Spannung von Gut und Böse wirkt wie die Sehne am Bogen und wie Gewicht oder Feder an der Uhr. Man hat daraus gefolgert, daß Gott auch das Böse geschaffen habe, da es doch notwendig sei. Armes menschliches Denken und Folgern! Du wirst nie hinter dieses Geheimnis kommen. Gott hat nur dereinst dem Menschen die Möglichkeit gegeben, seine Befehle zu befolgen oder nicht zu befolgen. Da war sogleich die Spannung zwischen Gut und Böse da, und man kann doch nicht sagen, Gott habe hierdurch

das Böse geschaffen. Geschaffen hat es der Mensch mit seinem freien Willen, mit dem er das Gute ergreifen sollte. Seitdem gibt es keine sorgenfreie Ruhe mehr auf der Erde. Immer und immer wieder müssen sich die Menschen tätig für das Gute entscheiden.

Horch, da klingt wieder das geheimnisvolle Muß aus den Worten Jesu!

Jesus sprach zu den Jüngern: „Es ist unmöglich, daß keine Argernisse kommen — Argernis, das heißt nicht etwa bloß Verärgerung, sondern Argheit und Verführung —, also: Argernisse müssen kommen, aber wehe denen, durch die sie kommen. Die Möglichkeit zum Bösen muß da sein, aber wehe denen, die das Böse aus dem Nichts der Möglichkeit hervorbringen und im einzelnen Falle zur Wirklichkeit machen! Es wäre einem solchen nücker, wenn ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in das Meer versenkt würde, als daß er einen von diesen Kleinen arg und böse mache.“

„Von diesen Kleinen“, von den Menschen, die eben aus Gott geboren sind und im Arm des Vaters leben! Von den Menschen, die in ihrer ganzen Kindlichkeit und Harmlosigkeit das Gute ergreifen. Wahrhaftig, wie eine Henne ihre Küchlein, so schütze Jesus diese Kleinen.

Jesus spricht weiter: „Habet acht auf euch selbst.“ Da denken die meisten, sie sollen sich in

acht nehmen vor den Verführern. Das ist sicher richtig, aber Jesus meint wohl: „Habet acht, daß ihr nicht selber Argernis gebet!“ Denn er fährt fort: „Wenn dein Bruder etwas gegen dich sündigt, so verweise es ihm, und wenn es ihn reut, so vergib ihm. Und wenn er siebenmal des Tages wider dich sündigt und siebenmal des Tages wieder zu dir kommt und spricht: Es reut mich!, so vergib ihm.“

Das ist nämlich das größte Argernis, wenn sich die Menschen gar nicht oder höchstens zwei oder drei Mal verzeihen wollen. Und dieses Argernis geben wir leider fast alle. Das ist eine Schande in der Kirche Christi. Wir reden uns heraus und sagen, durch öfteres Verzeihen würden wir nur die Schwäche und Sünde bestärken. O Freund, das muß Jesus besser wissen! Oder wir betrachten sogar den armen Sünder als Argernisgeber und uns als die Reinen und Geärgerten. Heuchelei! Die verweigerte Verzeihung ist ja tausendmal schlimmer als die schwerste Sünde, die bereut wird, und unsere Charakterstärke ist die schlimmste Schwäche. Nicht du, sondern dein Mitmensch, der zum siebenten Male gesündigt hat und wieder be- reut, gehört zu den Kleinen, die Christus beschützt. Dir wünscht er den Mühlstein an den Hals, wenn du dem ganz Kleingewordenen das Argernis des Nichtverzeihens gibst.

Das ist die Aktivität Christi, daß man immer

wieder die große That vollbringt, dem sündigen Mitmenschen zu verzeihen.

Die Apostel machten ganz große Augen. Sie erkannten, daß ihr ganzes Wesen anders werden mußte, und baten: „Herr, mehre uns den Glauben!“ Denn nur mit einem großen Glauben kann man dies fertig bringen, dem sündigen Mitmenschen sieben Male oder gar, wie Jesus an anderer Stelle sagt, siebenmal sieben Male zu vergeben.

„Herr, mehre unseren Glauben!“

Der Herr sprach: „Wenn ihr einen Glauben wie ein Senfkorn habt, so werdet ihr zu diesem Maulbeerbaume sagen: Entwurzele dich und verpflanze dich in das Meer! Und er wird gehorchen.“

O seht doch, welch ungeheure Thatkraft dem Glauben innewohnt, auch wenn er noch so klein ist, daß er mit dem Senfkorn verglichen werden kann!

Und doch kann Jesus das große Getue mit Thatkraft und Aktivität nicht leiden. Er sah es schon emporblicken aus den Augen seiner Zuhörer und gab ihnen gleich etwas darauf. Niemand soll denken, daß er gleich etwas Großes getan habe und daß ihm der Herrgott gleich eine Anerkennung schulde. „Weiter dienen!“, so müsse es heißen.

„Wer von euch,“ sagte Jesus, „der einen Knecht hat als Ackerer oder Hirten, wird zu ihm, wenn er vom Felde zurückkommt, sagen: Gehe sogleich her und setze dich zu Tische? Wird er nicht viel-

mehr zu ihm sagen: Nichte jest mein Abendessen zu, zieh' dich ordentlich an und warte mir auf, bis ich gegessen und getrunken habe; dann kannst auch du essen und trinken? Weiß er wohl diesem Knechte besonderen Dank, daß er getan, was er ihm befohlen hatte? Ich meine nicht. Also auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch geboten worden ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur getan, was wir schuldig waren zu tun."

So ganz sollen wir in Gott aufgehen, daß wir nicht einmal denken, selber etwas getan zu haben. Ihm bleibt es vorbehalten, ob und wann er uns etwas tun läßt. Er bestimmt den Lohn und kann einen, der erst in letzter Stunde die Arbeit begonnen, ebenso reichlich entlohnern wie den, der das ganze Leben lang in seinem Dienste tätig war.

Das gehört auch zu dem „einen Notwendigen“. Man könnte meinen, daß durch diese Lehre der Mensch um seine ganze persönliche Würde gebracht werde. Kein Arbeiter ließe sich eine solche Behandlung gefallen. Ach ja! Von einem menschlichen Herrn würde ich sie mir auch nicht gefallen lassen. Gott gegenüber aber fühle ich mich nur angeregt, noch tiefer über mein Verhältnis zu ihm nachzudenken. Ich weiß, daß ich ohne Gott überhaupt nichts zu eigen habe. Sowohl meiner Ruhe wie meiner Arbeit Grund und Tiefe ist Gottes Ruhe und Gottes Arbeit. Jede Bewegung,

die ich tue, ist von Gott getan. Ich habe also wirklich gar keinen Anspruch Gott gegenüber, aber ich habe das Allerschönste und Ehrevollste, nämlich daß ich ganz mit Gott verbunden bin in Ruhe und Arbeit, und am Ende der Arbeit ist der Herr mein mit all seiner Herrschaft und seinem Glück. Spricht er doch zu mir: „Ich selbst will dein Lohn sein übergroß.“

Noch am selben Abend, als Jesus die Kinder gesegnet hatte, gleich nach dem Worte: „Ihrer ist das Himmelreich“, trat ein junger Mann zu Jesus und sprach zu ihm: „Guter Meister, was soll ich Gutes tun, um das ewige Leben zu erlangen?“

Wären die Apostel nicht schon vorher von Jesus wegen ihrer Ungeduld gegen die Leute getadelt worden, so hätte sich Petrus sicher vor den jungen Menschen hingestellt, hätte ihn angefahren und gesagt: „Aber, mein Herr, Sie haben doch eben gehört, was Sie tun müssen! Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen! Muß man denn alles zweimal sagen?“

Der Meister sah dem jungen Manne in die Augen und sprach: „Du fragst mich nach dem Guten, das du tun sollst. Du kannst überhaupt nichts Gutes tun, denn einer ist gut, Gott. Was du kannst, ist, daß du die Gebote Gottes hältst.“

Was ist dies für ein Geheimnis! Gut ist nur

Gott. Nur durch ihn können wir uns dem Wunderreich des Guten nähern. Wir selbst haben keinen eigenen Anteil daran. Wir können die Gebote Gottes halten, können sogar vollkommen sein, indem : . . alles verkaufen, was wir haben, und das Kaufgeld den Armen geben. Aber gut sein, das können wir nicht.

„Guter Meister, was muß ich tun?“ fragte der Jüngling. Es war einer von denen, die immer ans Tun denken und noch mehr davon reden. Hätte Jesus geantwortet: Du mußt ein Spital gründen, du mußt eine katholische Zeitung halten und darin inserieren, du mußt dich im christlichen Vereinswesen betätigen! Heidi! Der Jüngling wäre halb in den Himmel geflogen.

Aber o Schreck! Jesus sagte ihm nur, was er nicht tun sollte: „Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugnis geben.“

Dann kamen zwei Punkte, die freilich nicht vom Nichttun handeln, aber auch nicht geeignet sind, die Sehnsucht nach bedeutenden Taten zu befriedigen: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Der junge Mann war enttäuscht. „Dies alles“, sagte er, „habe ich von meiner Jugend an beobachtet. Was fehlt mir noch?“ Jesus antwortete ihm — wenigstens wie ich innerlich gehört habe —: „Dir fehlt nichts, du hast vielmehr zu

viel. Du sollst nichts tun, sondern wegtun! Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; und komme und folge mir nach!"

Als aber der Jüngling dieses Wort gehört hatte, ging er traurig davon; er hatte nämlich viele Besitzungen. Viele Asketen fragen und forschen, ob dieser junge Mann wohl in den Himmel gekommen sein mag, und sie neigen zu der Ansicht, daß er wohl sein ewiges Heil verfehlt hat. Ich glaube indessen, daß ihn die Gnade Gottes doch noch einmal eingefangen haben wird.

Jesus sah dem forteilenden Jüngling nach und sprach zu den Aposteln: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwer in das Himmelreich eingehen. Es ist leichter, daß ein Schiffseil durch ein Nadelöhr hindurchgehe als ein Reicher durch die Himmelstür.“

Als die Jünger dies hörten, verwunderten sie sich sehr und sprachen: „Wer also kann selig werden?“ Jesus aber blickte sie an und sprach zu ihnen: „Bei Menschen ist dies unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich.“

Darum bin ich auf die strengen Theologen sehr böse, die den reichen Jüngling in die Hölle wandern sehen. Bei Gott ist alles möglich, sogar daß sie selber noch in den Himmel kommen, um

wieviel mehr erst der junge Mann, der doch im ganzen ein braver Kerl gewesen sein muß.

Die Jünger waren mit der Antwort Jesu nicht recht zufrieden. Sie hatten erwartet, daß Jesus nun sie selig preisen werde, weil sie zufällig nicht gerade reich waren.

Jetzt stellte sich Petrus, als ob er ungeheuer reich gewesen wäre, und als ob er aus heroischer Liebe all den großen Reichtum verlassen hätte. Es war wohl nur ein armseliges Fischerhäuslein und ein Kahn und einige Neze, die aber schon beständig ausbesserungsbedürftig waren! Er warf sich in die Brust und sprach: „Sieh uns an! Wir haben alles verlassen und sind dir gefolgt. Was also wird unser sein?“

Diese natürliche Prozigkeit auf dem Gebiete des geistlichen Lebens gefiel dem Meister gar zu wohl. Er hätte sagen können: „Petrus, Petrus! Gar zu viel hast du nicht verlassen und bist ja auch schon einm... zurückgekehrt!“ Aber nein, Jesus sprach: „Wahrlich, ich sage euch: Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Wiedergeburt der Welt, wenn der Menschensohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen wird, auch auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten. Und jeder, der sein Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder verläßt um meines Namens willen, wird Hundertfältiges empfangen und ewiges

Leben besitzen. Viele aber, die zuerst kommen, werden zuletzt empfangen, und die zuletzt kommen, werden zuerst empfangen."

Wenn man sich mit Jesus einläßt, wie ich an dem einsamen Ferientage in Neusorge, wird man nicht fertig. Denn immer, wenn er eine Thür geöffnet hat, läßt er im Hintergrunde eine zweite sehen, die noch verschlossen ist; immer bringt er am Schluß ein neues Geheimnis. Was ist das mit dem Ersten und Letzten? Ist es nicht im Grunde gleich, ob man als erster oder letzter den ewigen Lohn empfängt? Hauptsache, man kommt überhaupt nicht um den Lohn!

Der Heiland sah, wie Petrus schon in Gedanken in den Himmel stolzierte und, da er gleich von Anfang in den Dienst Jesu getreten war, einen entsprechend hohen Lohn zu bekommen hoffte. Das war wieder gar nicht kindlich von diesem Petrus. Auch dachte er sich wohl, daß die zwölf Throne die einzigen sein würden außer dem Throne Gottes. Das andere Heiligenvolk müsse vielmehr auf Stühlchen sitzen oder sonstwo herum. Da sah Jesus mit demselben Blicke, wie der himmlische Vater gerade dem letzten Vagabunden, der in allerletzter Stunde erst an den Himmel gedacht, einen so ganz schönen, großen Thron anbot — es mag wohl der arme Schächer am Kreuz gewesen sein —, während Petrus noch lange warten mußte,

wohl bis zum Jahre 67, wenn mein Herr Kollege recht hat mit seiner Datierung.

Um dieses letzten Vagabunden willen erzählte Jesus noch folgende Geschichte:

Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu mieten. Nachdem er nun mit den Arbeitern um einen Denar für den Tag handelseins geworden war, schickte er sie in seinen Weinberg. Gegen 9 Uhr vormittags ging er wieder aus und sah andere auf dem Markte müßig stehen und sprach zu ihnen: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg, und was recht ist, werde ich euch auch geben.“ — Es ist zu beachten, daß diese Arbeiter nicht erst um den Lohn zu handeln begannen. Sie hatten gar nicht mehr gehofft, an diesem Tage noch etwas zu verdienen. Sie gingen in den Weinberg, und ich glaube, daß sie von dem „einen Notwendigen“ mehr wußten als die ersten Arbeiter. Auch um 12 Uhr mittags und um 3 Uhr ging der Weinbergbesitzer aus und holte sich die Arbeitslosen, die er traf. Als er aber um 6 Uhr noch einige stehen sah, sprach er: „Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“

„Weil uns niemand gemietet hat.“

„Gehet auch ihr in meinen Weinberg!“ sprach der Besitzer, sagte aber überhaupt nichts vom Lohne.

Als es nun Abend geworden war, beauftragte

Der Herr seinen Verwalter, den Leuten allen den vollen Tagelohn zu zahlen. Mit den letzten solle er anfangen.

Die ersten machten große Augen, als die letzten einen ganzen Denar bekamen, und berechneten schon, wieviel mehr sie da bekommen müßten. Als sie aber auch nur einen Denar erhielten, genau nach dem Kontrakte, da murrten sie und sprachen: „Diese letzten haben eine einzige Stunde gearbeitet, und du stellst sie uns gleich, die wir des ganzen Tages Last und Hitze getragen haben!“

Der Herr aber entgegnete: „Freund, ich tue dir nicht unrecht. Sind wir nicht um einen Denar handelseins geworden? Nimm, was dein ist, und gehe! Ich will aber auch dem letzten soviel geben wie dir. Ist mir nicht erlaubt zu tun, was ich will? Oder bist du böse, weil ich gut bin?“

„So werden“, schloß Jesus, „die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein!“

Oh, Gottes Güte wird einmal so groß sein, daß die Menschen, die sich ihren Lohn schon ausgerechnet haben, staunen werden. Was wird Petrus sagen, wenn ich armseliger Schreiber einmal gerade so viel bekommen werde wie er, obwohl er doch die neronische Christenverfolgung durchgemacht hat! Ich selber will mich aber jetzt schon darauf einrichten, daß mein lieber Freund, der immer noch nicht die einladende Stimme Gottes gehört hat, dereinst ebenso gut fahren wird wie ich, ob-

wohl ich mich jetzt schon gut dreißig Jahre mit der Nachfolge Jesu recht und schlecht plage. Denn das ist das „eine Notwendige“, daß man dahinter kommt, wie gut Gott letzten Endes sein wird.

Gegen Abend wandte sich Jesus plötzlich zu mir und sprach: „Du bist ein rechter Gymnasiast und betrachtest mich wie einen Gymnasialprofessor, der dir etwas beibringen will. Du hast immerfort die Vorstellung, als solltest du meine Lehre vom Vater hören. Ich will dir aber nur meine Lehre von dir sagen, nein, nicht meine Lehre. Umschaffen will ich dich. Etwas anderes will ich aus dir machen als bloß einen gelehrigen Schüler. Deine Person und dein Wesen, nicht deine Einsicht will ich gestalten. Ach, die Menschen nennen mich den Lehrer von Nazareth. Wenn sie doch erkennen möchten, daß ich der Schöpfer von Nazareth bin!“

„Sage mir Genaueres über die Art deiner Arbeit!“ bat ich.

„Ich bin das Wort, das da sprach: Es werde! Ich liebe das Werden, und das Werden, das ich liebe, soll kein Ende haben bis hinauf zu Gott. Ich bin wie ein Töpfer. Wohin wendet der Töpfer sein Auge und sein Herz? Nicht zum fertigen, stolzen Werke; das läßt er stehen oder verkauft es. Auge, Herz und Hand wendet er dem armseligen Lehm zu oder dem unfertigen

Werke. Siehe, so auch ich. Die Gerechten, die da nicht noch werden und suchen wollen, lasse ich stehen. Sie sind schon hart gebrannt und wollen nicht mehr anders werden. Und sie sollten doch werden bis hinauf zu Gott. Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel. Aus den Gerechten kann ich nichts mehr machen, bis sie selber wieder klein und demüthig werden. Aber die Kinder, siehe, und die Sünder! Wie weicher Ton sind sie in meinen Händen. Ich will euch Menschen nicht belehren. Die Lehre tut ihr in irgendeine Lade eures Herzens oder eures Hirns und bleibt dabei, was ihr waret. Leben will ich in euch erwecken, daß ihr ganz neu wachset; göttliches Leben, auf daß ihr des Vaters Kinder werdet. Siehe die Martha! Bei all ihrer Frömmigkeit und Liebe ist sie doch ein ganz irdisches Weib. Und doch soll sie die Tochter des ewigen Vaters werden. Sie hat schon den Keim des Lebens. Darum schalt ich sie, daß sie nicht darauf achtete. Siehe die Maria! Ihr gab der Vater, daß sie eine Stunde lang alles vergesse, sogar, daß sie dem Fremdling ein Mahl bereiten müsse. Und in dieser Stunde war sie ganz hingeeben an den Vater, von dem ich zu ihr redete. In dieser Stunde war sie die Tochter Gottes und lebte nur aus ihm und atmete nur in ihm. Siehe die Kranken und Armen und Zerbrochenen und Sünder! Da ist keine feste Form, da kann ich bilt n, da wächst

das göttliche Leben empor. Ich bin wie ein Landmann, der sich um und um sieht. Sieht er ein Keimlein, da bleibt er stehen. Sieht er keines, so sucht er danach. Und ist ein Keimlein umgetreten, so richtet er es auf und hofft, daß es weiter wachse. Du mußt einmal bedenken, wie es im Sünder ist. Du hast gelernt, die Sünde sei eine unendliche Beleidigung Gottes. Das ist richtig. Aber wenn du den Vater verstehst, wirst du einsehen, daß in ihm kein Leid, sondern nur unendliche Liebe sein kann. In dieser Liebe neigt er sich über den Sünder, und da geschieht, was ihr Menschen den Zorn Gottes nennet und was doch nur seine Liebe ist. Die Sünde wird eine Dienerin Gottes; sie macht den Menschen klein, zerbricht ihn und zermürbt ihn, bis er gar nichts mehr ist. Und da kann Gottes schöpferische Hand wieder neues Leben schaffen."

Was war dies? Mein kleines, einsames Stüblein bevölkerte sich. Aus allen Ecken und Enden kamen Menschen, Zöllner und Sünder, und horchten auf das Wort Jesu. Alles Pharisäische und Eingebildete hatte ich aus meinem Herzen vertrieben; da waren wirkliche Pharisäer und Schriftgelehrte daraus geworden, die jetzt murrten und sprachen: „Er nimmt sich der Sünder an und ist mit ihnen.“ — Mein Vater hatte einen Brief aus Breslau bekommen, in dem es hieß: „Ihr Herr Sohn treibt sich bei schlechten Menschen auf der

Laurentiusgasse herum und hat überhaupt keinen anständigen Verkehr. Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen und würde sonst gezwungen sein, es im Kloster und auf dem Gymnasium anzuzeigen." Mein Vater wußte schon alles von der Laurentiusgasse und sagte mir nur: „Du wirst etwas aufpassen müssen, daß du keinen Schaden nimmst. Solche Mädchen könnten dir doch einmal schaden! Aber — wer seine Seele retten will, wird sie verlieren, und wer sie für andere hingibt, wird sie retten."

Ja, so ähnlich hat Jesus einmal gesprochen. Jetzt war die Absenderin des Briefes mitten unter den Pharisäern, zu denen Jesus sagte: „Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig auf der Weide und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es voll Freude auf seine Schultern. Und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, welches verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen." „Im Himmel", sagte Jesus, und er meinte damit eigentlich die christliche Gemeinde oder zum Beispiel ein Kloster. Deshalb sprach ich zu ihm:

„Ach, Jesus, so ist es doch nicht geworden. Wenn jetzt ein Sünder Buße tut, so heißt es gleich: Wer weiß, ob er aushalten wird? Und wenn man ihm auch mit einigen Wenn und Aber verzeiht, so bleibt ihm doch sein Leben lang etwas anhängen, und man weist mit dem Finger auf ihn und sagt: Er ist ja jetzt ein ganz anständiger Kerl geworden, aber er hat auch genug auf seinem Konto.“

Jesus antwortete mir: „Die wahre christliche Gemeinde freut sich über die Rückkehr des Sünders und weiß, daß die Buße in meinen Augen mehr gilt als die anerzogene Gerechtigkeit.“

Zu den Pharisäern aber sagte er noch folgendes Gleichnis: „Welches Weib, das zehn Drachmen hat, zündet nicht, wenn sie eine Drachme verliert, ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht sorgfältig, bis sie die Drachme findet? Und wenn sie die Drachme gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, der Buße tut.“

Das ist wahr. Man kann manchmal beobachten, wie ein Geistlicher aus dem Beichtstuhl kommt mit einem ganz verklärten Gesichte. Man sieht es ihm an, wie er zu sich spricht: „Na, heute ist mir ein richtiger Hecht ins Netz gegangen.“

Fünfzehn Jahre lang schon nicht zur Osterbeicht gewesen! Oh, die Gnade Gottes!" Und diese rauhen Worte sind doch nur die Bassbegleitung zu dem ganz stillen, innigen Magnifikat in der priesterlichen Seele.

So war mancher einsame Tag meiner Ferien in Neusorge. Denke niemand, daß ich wie St. Hieronymus im Gehäus grübelnd saß. Nein, da ging es türein und türaus. Überall im Hause und in der Wirtschafft gab es etwas zu tun. Oder es kamen Nachbarsleute, und ich setzte mich ein Weilchen zu ihnen; oder ich ging hinüber in Schneiderbauers Busch. Das Leben Jesu kann man von jedem Orte aus miterleben. Auch wenn man steht, wandert man mit, und wenn man sägt und hobelt, daß die Späne nur so fliegen, sitzt man ganz still zu Füßen Jesu oder ruht an seiner Seite und hört und hört. Und drinnen im Innersten bildet sich etwas und wächst etwas. Die alte Schwester Scholastika drinnen im Krankenhaus sagte mir einmal: „Dein Großvater sah manchmal wie der himmlische Vater aus.“

Jesus sprach einmal davon, daß er und der Vater beim Menschen zu Gäste kommen und Wohnung in ihm nehmen. Denkt ja nicht, daß sie da etwa bloß in einer Herzkammer logieren. So bescheiden sind die himmlischen Gäste nicht. Das ganze Wesen erfüllen sie, überall leuchtet ihr Wesen durch. Es wird eine wahre Einheit zwi-

schen Mensch und Gott, mögen auch die Philosophen noch so viele Unterschiede finden — das sind alles nur Termini, die praktisch nichts zu sagen haben. Es gibt einen Zustand, in dem der Menschensohn sagen kann: „Ich und der Vater sind eins.“

Oh, da ist manches Geheimnis, für das man kein Wort mehr finden kann!

34. Auferweckung des Lazarus

Hei uns daheim war Zärtlichkeit unter den Menschen nicht Sitte. In unserer Liebe lag eine starke Herbheit. Wir wußten ja alle, daß wir uns verstehen. Aber dem unvernünftigen Vieh im Stalle und den leblosen Gegenständen in Stube, Haus und Wirtschaft, ja sogar dem sehr verständig dreinschauenden Hause trauten wir soviel Verstandnis nicht zu. Da wurden wir zärtlich. Unsere Kühe im Stalle sind wohl tausendmal öfter gestreichelt und umhalst worden als je eins von uns. Und unser Haus mit seinem Strohdach und seinen weißen Wänden und seinen blumengeschmückten Fenstern! Wenn es nur mit Firs und Esse ein wenig emportauchte aus der hügeligen Landschaft, blieb unser Auge daran hängen. Und wenn wir an der Thür standen, legten wir die Hand an den Holzpfosten, ganz breit und flach, um recht viel davon zu spüren. Es war ein Herzschlag in diesen Wänden, die aus der hochzeitlichen Liebe meines Großvaters herausgewachsen waren.

In den Osterferien, die auf meine Erlebnisse in der Laurentiusgasse gefolgt waren, merkte ich aber eine ganz leise Veränderung. Es war mir, als sei ich nicht mehr so daheim wie früher. Das Haus auf der Laurentiusgasse, wo der Weichensteller wohnte, schien irgendeinen Anspruch auf mich zu erheben, als gehöre ich dorthin.

Am Osterfeste bekam ich eine Karte von der ungelenten Hand der Frau des Weichenstellers. Es sei sehr schlimm geworden mit dem Manne. Neue Anfälle, hohes Fieber. Der Arzt, den irgend jemand geschickt habe, sei der Meinung, daß das Herz zu schwach sei, um noch lange auszuhalten. Es seien schlimme Nachrichten vom Rechtsanwalt gekommen. Ich solle doch sobald wie möglich nach Breslau zurückkehren.

„Ich muß morgen wieder nach Breslau fahren“, sagte ich meiner Mutter und meinen Schwestern. Da war ein großes Widerstehen. Meine Schwester Hedwig, die mich wohl immer mehr geliebt hat als je eine Schwester ihren Bruder, sagte gleich, was sie seitdem wohl noch tausend Male gesagt hat: „Du hast immer die fremden Menschen lieber als uns!“ Und als ich sie für diese große Liebe auslachte, steckte sie sich hinter den Vater: „Das ist eine so verrückte Sache auf der Laurentiusgasse, das dürft Ihr gar nicht dulden!“

Da war es wie immer; das Leben Jesu, der

in mir lebte, spiegelte sich in klarster Deutlichkeit wider.

Als Jesus und die Jünger nach Hause kamen, versammelte sich wieder das Volk, so daß sie nicht einmal ihr Brod essen konnten. Da seine Angehörigen dies hörten, gingen sie aus, um ihn zu ergreifen, denn sie sagten: „Er ist wahnsinnig geworden.“

Es waren auch Schriftgelehrte von Jerusalem gekommen; ich denke mir: medizinische Sachverständige für Geisteskrankheiten. Diese beobachteten und ratschlagten und schüttelten die Köpfe und versuchten, den Fall genauer zu bestimmen. Bis sie es richtig heraus hatten! Es liege, sagten sie, ein ganz besonderer Fall von Besessenheit vor: „Er hat Beelzebub, den obersten der Teufel, im Leibe; durch ihn treibt er die bösen Geister aus!“ Sie wiederholten also die freche Rede, die ich schon in dem Breslauer Holzschuppen von ihnen gehört hatte.

Da dachte Jesus an den Geist, der ihn leitete, an den Heiligen Geist, den süßen Gast der Seele, den Vater der Armen, den Heiler der Kranken, den Zarten, Feinen, Gütigen. Den wagte das freche Gelichter von Jerusalem Beelzebub zu nennen! Da fuhr Jesus auf und rief: „Wahrlich, sage ich euch, alle Sünden werden den Menschen vergeben werden, und alle Lasterungen, die sie ausstoßen; wer aber wider den Heiligen Geist

lästert, der wird in Ewigkeit keine Verzeihung erhalten. Ewiger Sünde wird er schuldig sein!"

Hüte dich, o Mensch! Jesus läßt das nicht Wahnsinn und Berrücktheit nennen, was im rechten Geist geschieht!

Da kamen seine Mutter und seine Brüder (so nannte man zur Zeit Jesu auch die Vettern). Sie blieben draußen stehen, denn es fürchteten sich wohl einige von ihnen vor dem Teufel, der in Jesus sein sollte, und hielten es für sicherer, unter freiem Himmel mit ihm zu reden, wie auch König Ethelbert von Kent den Missionären des Papstes Gregors des Großen sagen ließ: Unter freiem Himmel wolle er wohl mit ihnen verhandeln.

Und Maria, die Mutter Jesu? Wußte sie nicht, wie es um ihren Sohn stand? Glaubte sie auch an das böse Gerede? Sie, die einst gesagt hatte: „Ich bin eine Magd des Herrn, und mir geschehe nach deinem Worte“, wartete geduldig ab, was nun geschehen werde; denn das Geschehen ist ja Gottes.

Währenddes lehrte Jesus im Hause. Aber wie es auch bei den besten Predigten passieren kann, es schauten einige zum Fenster hinaus und sahen Maria und ihre Begleiter. Sie unterbrachen den Meister und sagten: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich.“ Da antwortete er ihnen: „Wer ist meine Mutter

und wer sind meine Brüder?" Und er schaute die, welche um ihn her saßen, an und sprach: „Siehe da, meine Mutter und meine Brüder; denn wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter.“

Ich fuhr trotzdem nicht schon am anderen Tage nach Breslau zurück, sondern beschloß, ruhig das Ende der Ferien abzuwarten, nicht um der Meinigen willen — aber es wäre etwas so Besonderes und Außerordentliches gewesen, wenn ich um des fremden Mannes willen oder gar in dem anmaßenden Glauben, den Willen Gottes durch mein Erscheinen am Krankenbett abändern zu können, vorzeitig abgereist wäre, daß es mir widerstand. Solches hat sich mir in meinem Leben stets als töricht erwiesen. Ich glaube nun einmal nicht, daß ich für irgendeine Sache der Welt wichtig bin, wenn es nicht von vornherein auf der Linie meines Berufes oder meines vorbedachten Planes liegt. Außerordentliche Geschäftigkeit und Wichtigtuerei in Sachen Gottes kann zwar den Willen Gottes nicht stören, aber es stört das Verhältnis des Menschen zum Willen Gottes.

Jesus ist immer sehr langsam zu den Kranken gegangen. Als sein Freund Lazarus, der Bruder der Maria und Martha von Bethanien, krank war und die Schwestern sagen ließen: „Herr, siehe, der, den du liebst, ist krank“, da ging er nicht sogleich zu ihm, sondern sagte

nur zu seinen Begleitern: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, damit der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde.“

Das konnte ich auch von der Krankheit meines Weichenstellers sagen.

Der Evangelist erklärt nun: „Jesus aber liebte die Maria und ihre Schwester Martha und den Lazarus, und als er davon hörte, daß Lazarus krank sei, blieb er dann noch zwei Tage an dem Orte, wo er war.“

Das war göttliche Ruhe, eine Ruhe, die das Geheimnis des Geschehens kennt und durch kein Geschehen gestört werden kann.

Am dritten Tage sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Lasset uns wieder nach Judäa gehen!“

Darauf die Jünger: „Meister, erst wollten dich die Juden steinigen, und du gehst wieder dahin?“

Jesus antwortete: „Sind nicht zwölf Stunden am Tag? Wenn jemand am Tage wandelt, so stößt er nicht an, weil er das Licht dieser Welt sieht. Wenn aber jemand bei Nacht wandelt, so stößt er an, weil er kein Licht bei sich hat.“

Weiß Gott, was er mit diesem Worte sagen wollte. Die Bibelerklärer meinen, es auch zu wissen. Es legte sich wie eine milde Zuversicht um die ängstlichen Gemüther der Jünger. Jedes Lebens Tag hat seine zwölf Stunden. Erst wenn diese vorüber sind, stößt einem etwas zu.

Jesus wußte, daß Lazarus unterdes gestorben war, und sprach: „Lazarus, unser Freund, schläft, aber ich gehe, um ihn vom Schlafe aufzuwecken.“

Darauf die Jünger: „Herr, wenn er schläft, so wird er gesund werden.“ Sie wollten eigentlich sagen: „Da begib dich doch nicht erst in Gefahr, den Juden in die Hände zu fallen.“

Jetzt sprach Jesus offen: „Lazarus ist gestorben, und ich freue mich eurentwegen, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubt. Aber laßt uns zu ihm gehen!“

„Also in den Tod“, dachten wohl die Jünger, denn einer von ihnen, Thomas, sagte gleich: „So wollen auch wir gehen, damit wir mit ihm sterben!“

Die Ahnung der Jünger sollte sich erfüllen. Denn dieser Weg ins Land Judäa führte über Bethanien nach Jerusalem und Golgatha. Tod, Grab und Auferstehung in Bethanien; Tod, Grab und Auferstehung in Jerusalem. Erst der Freund, dann der Meister. Einmal beginnt auch für die Jünger dieser Weg und einmal auch für uns.

Jetzt dürfte ich eigentlich nicht mehr die Geschichte meines Weichenstellers mit der Geschichte des Lazarus verbinden. Denn mein Weichensteller war nicht gestorben, und ich hätte wohl auch nicht einen so starken Glauben gehabt, um ihn von den Toten zu erwecken. Auch stand ich noch nicht vor meinem eigenen Leiden und Kreuz. Und doch war etwas Gleiches, und ich mußte auf meiner Fahrt

nach Breslau immerfort an Lazarus denken. Was verschieden war, erschien mir als ganz unwesentlich und von zeitlichen Verhältnissen bedingt. Lazarus starb, damit die Jünger glaubten. Nun, da sie glaubten und ich mit ihnen, war es nicht notwendig, daß mein Weichensteller starb.

Als Jesus nach Bethanien kam, fand er den Lazarus schon vier Tage im Grabe liegend. Und er traf viele Juden aus dem nahen Jerusalem an, die bei Maria und Martha ihren Beileidsbesuch machten. Als Martha hörte: „Der Herr kommt!“, sprang sie sogleich auf und eilte ihm entgegen. „Maria aber saß zu Hause“, erzählt der Evangelist. Sie sah wohl schon den Herrn bei sich, denn sie hatte ja das „eine Notwendige“.

Martha dagegen hatte noch viele „Wäre doch“ und „Hätte doch“, aber auch das eine Schöne und Notwendige „Jetzt weiß ich“. So sprach sie zu Jesus: „Herr, wärest du hier gewesen, so wäre mein Bruder nicht gestorben, aber auch jetzt weiß ich, daß Gott dir alles geben wird, was du von ihm begehrt.“

Jesus sprach zu ihr: „Dein Bruder wird auferstehen.“

Martha: „Ich weiß, daß er auferstehen wird bei der Auferstehung am Jüngsten Tage.“

Liebe Martha, hättest du dies nicht gesagt! Dies wußte man schon zu Jobs Zeiten. Dein voriges Wort verriet ein tieferes christliches Wissen. Aber

du sagtest ja nur so, um den Herrn zu bitten, daß Lazarus schon ein wenig vor dem Jüngsten Tage auferstehe. Bei dir ist es auch so wie bei vielen Frauen und bei manchen Männern: Das Herz ist gläubiger als der Mund. Was man spricht, ist Politik, das Herz aber kennt keine Politik.

Jesus sah in den Grund des Marthaherzens und sprach so feierlich, als habe er nicht ein klagendes Weib, sondern die ganze Kirche des Erdkreises vor sich: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist. Und jeder, der lebt und an mich glaubt, der wird in Ewigkeit nicht sterben. Glaubst du dies?“

O schwer! Christus war eine Person, ein Mann, etwas Einzelnes. Und jetzt sagt er, er sei die Auferstehung und das Leben, also ein Allgemeines. Der mächtige Strom des Lebens, das die Welt durchhaucht, dieses Leben sei er; nicht bloß das geistige Leben, denn es handelt sich hier doch auch um die Auferstehung des gesamten, körperlich-geistigen, Menschen. Jedes Leben in mir ist Christus. Und alles Leben ist persönlich in Christus, denn Christus ist das Leben.

Frauen, die immer neues Leben gebären, müssen einen Sinn dafür haben. Denn Martha sprach: „Ja, Herr, ich glaube.“

„Wo ist Maria?“ fragte Jesus.

Da eilte Martha schnell ins Haus, mitten durch

die Beileidsbesuche, und sagte heimlich zu Maria: „Der Herr ist da und ruft dich.“

Sogleich ging Maria zum Herrn. Sie weinte. Und sagte nun auch: „Herr, wärest du hier gewesen, so wäre mein Bruder nicht gestorben.“

Aber mir klingt das Wort Marias ganz anders als dasselbe aus Marthas Munde. Es klingt mir wie: „Du bist das Leben, in deiner Nähe gibt es kein Sterben.“

Als Jesus Maria weinen sah, da erschütterte es auch ihn, und er ward ganz traurig.

„Wo habt ihr ihn hingelegt?“ fragte er. Sie sprachen: „Komm und sieh!“ Und Jesus weinte. Da sprachen die Juden: „Siehe, wie er ihn lieb hatte!“ Einige von ihnen aber sagten: „Konnte er, der die Augen des Blindgeborenen geöffnet hat, nicht machen, daß dieser nicht stürbe?“

Da erschauerte Jesus abermals in sich und kam zum Grabe.

Es ist hier ein Rätsel: Jesus ist ergriffen vom Tode seines Freundes, obwohl er ihn hätte verhindern können und obwohl er wußte, daß er ihn überwinden werde. Er erschauert, als ob er wie ein gewöhnlicher Mensch dem Grausen des Todes machtlos gegenüberstehe. Man muß sich vorsehen, das Verhalten Jesu so darzustellen, daß es wie ein Theater wirkt. Hätte Jesus wirklich ganz freiwillig und eigenwillig seine Ankunft verzögert und den Eintritt des Todes eigensüchtig

zugelassen, dann hätte ich Abscheu vor seinem Verhalten und würde sagen: Es war ein reines Theater. So darf man nicht um eines Effectes willen handeln. Bei so viel Berechnung ist jede Träne und jedes Ergriffensein Heuchelei oder Aufmachung. Nein. Hier sieht man es ganz deutlich: Bei Jesus war jeder Weg und jede Zeit vom Vater bestimmt. Er sah alles, was der Vater wollte; er wollte alles, was der Vater wollte, und doch wirkte es wie ein fremdes Wollen erschütternd auf ihn. Jedes Gotteskind ist gleicherweise im Willensbann des Vaters. Oft wundert sich ein Gotteskind, warum es so handelt, wie es handelt. Der Vater handelt in ihm. Es hat noch freien Willen, aber keinen Eigenwillen mehr, sondern nur den Willen des Vaters; sein eigener freier Wille kann ihm wie fremder Wille erscheinen, und es kann erschauern vor dem, was mit seinem freien Willen geschehen ist.

Das Grab des Lazarus war eine Höhle, und ein Stein war darauf gelegt. Jesus sprach: „Hebet den Stein weg!“

Da vergaß Martha schon wieder, was sie im innersten Herzen zu glauben begonnen hatte; die Einsicht ihres Glaubens hatte sich verhüllt, und gleich als ob nicht das Leben in der Nähe wäre, sondern nur der Tod, sprach sie: „Herr, er riecht schon, denn er liegt schon vier Tage.“

So kann der Mund und alles Oberflächliche

im Menschen reden wie im Unglauben, während doch der Glaube im Herzen und im Willen ist.

Jesus war geduldig mit Martha und sprach zu ihr: „Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du glaubst, wirst du die Macht Gottes sehen?“

Bei den Männern ringsum war der Glaube schon aus dem Herzen in die Arme geflossen. Sie griffen zu und rückten den Stein weg.

Jesus erhob seine Augen in die Höhe und sprach: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß du mich allzeit erhörst, aber um des Volkes willen, das hier umhersteht, habe ich es gesagt, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast!“ — Er hatte noch nicht gebeten, und er dankte schon; er sah noch nicht, und er wußte schon. Mit lauter Stimme rief er: „Lazarus, komm heraus!“

Da erschien der Verstorbene in der Öffnung der Grabhöhle, gebunden mit Grabtüchern an Händen und Füßen; sein Angesicht war in ein Schweißtuch gehüllt.

„Machet ihn los und lasset ihn gehen!“ befahl Jesus.

Der Evangelist sagt nichts von der heiligen Freude, die nun alle ergriff. Er konnte nicht, denn er mußte daran denken, daß nun, da Lazarus wieder erweckt war, sein geliebter Meister erst den Weg durch den Tod gehen mußte. Darum schreibt er: „Viele von den Juden, die zu Ma-

ria und Martha gekommen waren und sahen, was Jesus wirkte, glaubten an ihn. Einige aber gingen zu den Pharisäern und meldeten ihnen, was Jesus getan hatte."

Sehr oft benutzt man dieses wunderbare Vorkommnis, um zu beweisen, daß Christus Gott ist. Christus selbst aber wollte nur den Beweis dafür bringen, daß ihn der Vater gesandt hat. Tatsächlich stellt auch der Evangelist die Auferweckung des Lazarus als Wunder des Vaters dar, gewirkt durch den dankenden Christus. Nur in dem feierlichen Gespräch mit Martha leuchtet das tiefere Verhältnis Christi zum Vater auf. Christus ist das Leben, also Gott. Christus ist im Glauben Marthas „der Sohn des lebendigen Gottes, der in diese Welt gekommen ist". Und Martha gegenüber sollte das Wunder die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes sein.

Christus war zunächst immer zufrieden, wenn die Menschen glaubten, daß er vom Vater gesandt sei. Wenn ihm aber ein Mensch bekannte, daß er nicht nur Gesandter, sondern Sohn des lebendigen Gottes sei, dann lobte er schweigend oder sagte: „Das hat dir der Vater offenbart." Das Hauptziel Christi ist, daß der Vater erkannt werde.

Das Hauptziel des katholischen Religionsunterrichtes ist, daß die Gottheit Christi erkannt werde. Um die Gottheit Christi hatten wir uns als Gymnasiasten untereinander und wohl auch

mit unserem Religionslehrer gar manche Stunde lang gestritten. Da ging mir auf einmal eine ganz neue religiöse Welt auf: das Wesen des Vaters. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, uns mit dem Meister zu beschäftigen, sondern müssen uns vor allem mit dem beschäftigen, was der Meister uns lehren und zeigen wollte: mit dem Vater. Es wird einmal eine Zeit kommen, in der die Lehre vom Vater den größten Teil der Predigt, des Unterrichtes, der Frömmigkeit beherrscht und ganz im Mittelpunkte steht. Christ, du denkst viel an Christus, und das ist schön, aber du denkst zu wenig an den Vater, darum fehlt deinem religiösen Leben das Wichtigste: das Ziel Christi.

„Vater,“ so begann ich zu beten, „du hast deinen eingeborenen Sohn gesandt und hast seine Sendung durch Wunder bestätigt. Siehe, auch ich bin dein Kind und nehme wahrhaftig teil an deinem Leben. Du hast mich zu dem kranken Weichensteller gesandt; ich habe ihm versprochen, daß er gesund wird und daß seine Unschuld an den Tag kommt. Nun ist es an dir, zu zeigen, daß ich dein Sohn bin. Ich verlange kein Wunder, aber bewirke, daß mein Glaube an die wahre Gotteskindschaft nicht zuschanden werde!“

Und es war etwas, das mich hob und erfüllte und beglückte. Wie eine Taufe war es im Strom

des Lebens, in hohen Wellen, in heiligem Licht,
in göttlicher Liebe.

Gleich nach meiner Ankunft in Breslau ging ich auf die Laurentiusgasse, um meinen Kranken zu besuchen. Als ich die Stiege hinaufstieg, überfiel mich auf einmal eine große Angst und ein böses Gewissen. Wenn er nun tot ist? Wie soll ich mich vor dem armen Weibe entschuldigen, daß ich nicht gleich auf ihre Nachricht hin zurückgekommen bin? Ich konnte doch nicht sagen: Gott hat's nicht anders gewollt. Das wäre zwar nicht unwahr gewesen, aber es klingt doch immer wie eine schlechte Ausrede.

Es kann sein, daß ein gutes Gewissen zugleich mit einem schlechten zusammenwohnt. Oben auf dem Meer sind Sturm und Wogen, tief unten aber ist es still. Es kann sein, daß ein Mensch voll Aufregung und Unruhe ist, tief innen aber gibt es etwas ganz Stilles und Ruhiges. Das Gewissen ist die Stimme Gottes, aber nicht im Draußen der stürmischen Oberfläche, sondern tief innen in der Stille. Die Heiden erzählen, daß mitten im Meeressturm ein Gott aus der Tiefe emporsteigt und den Winden und Wogen gebietet: „Quos ego!“ ruft er. „Ich werde euch!“

So stieg es aus der Tiefe meiner Seele empor:
„Vater unser, der du bist im Himmel.“

Man muß an den Vater denken, der alles bewegt

und leitet, muß sich in ihn versenken, dann trifft man die Seelentiefe, in der das rechte Gewissen ist. Auch nach Fehler, Versehen, Irrtum und Sünde heißt es nicht nur: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden“, sondern auch: „Dein Wille geschieht wie im Himmel, so auch auf Erden.“ Nicht Sünde und Irrtum, aber das, was in Irrtum und Sünde geschehen ist, das ist nach dem Willen Gottes geschehen.

Als ich den unbequemen Wechsel der aristokratischen, bürgerlichen und proletarischen Treppentufen überwunden hatte, war ich auch in eine ruhigere Gewissensschicht vorgeedrungen. Ich bemerkte zu allererst, daß die gläserne Fortuna mit einem frischgewaschenen Vorhang überdeckt war. Daraus folgerte ich, daß der Mann noch lebte und die Frau noch auf meine geistlichen Gefühle Rücksicht nähme. Schon öffnete auch die Frau ihre Türe. Sie war gut gekleidet, obwohl es nicht Sonntag war. Aber die Not des Wochentags hatte es ihr angewöhnt, irgendeinen Gegenstand vor der Brust zu halten und damit eine Blöße zu bedecken, wie man Wallüren immer mit einem Schilde darstellt. Diesmal hatte sie die Blechstürze vom Kaffeetopf an ihre Brust gepreßt, so daß sie teilweise der Germania auf unseren späteren Briefmarken oder der Brunhilde im Stadttheater ähnlich war. Gleich breitete sie aber die Arme aus, so daß jede romantische Ähnlichkeit

verschwand und dafür eine halbseitige mit dem Beckenschläger beim Zorgauermarsch eintrat.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief sie mir entgegen und umarmte mich derartig, daß ich nur noch drei Gefühle hatte: am Rücken die Blech-
stürze, an der Brust die übrige Weichenstellerin und im Innern Atemnot.

„Er wird gesund; der ganze Grund ist schon abgefallen, und den Prozeß haben wir gewonnen. Wir sind unschuldig. Himmlischer Vater, das war eine Freude!“

Wer ist imstande, durch die vom Leben bunt-
bemahte Scheibe hindurch Bethanien und Maria und Martha und Lazarus und Jesus zu sehen? Wer bemerkt die Strahlen, die aus dem unzu-
gänglichen Lichte kommen, in dem der Vater der Lichter wohnt? Der melde sich; er kann bei der Prüfung in Religion eine gute Note bekommen.



*

Die Kirche im Waldwinkel

und andere Geschichten vom Glauben
und vom Reiche Gottes

von

JOSEPH WITTIG

5. Auflage. 17.—20. Tausend, 8°, 292 Seiten Broschirt 3 Gm., Halbleinen 4 Gm., Halbleder 6 Gm.

*

Deutsches Volksblatt, Stuttgart: Joseph Wittig, der Professor der Theologie in Breslau, ist zugleich ein Dichter von so ursprünglicher Kraft und heimatverwachsener Art, daß man seine helle Freude hat an diesen Geschichten und ihren goldenreinen, wenn auch manchmal recht schrullen Helden. Möchte vielleicht der strenge Dogmatiker versucht sein, mit der einen oder anderen Gestalt dieser Helden zu rechten, so steht man doch unter dem tiefen Gesamteindruck eines Werkes, das im ganzen ein eindrucksvolles Zeugnis ist für das Leben aus dem Glauben. Ein Buch der Heimat und der Erbauung zugleich. Möchten recht viele Tausende, die den Kontakt mit dem tiefen Reichtum des Volksgemüts verloren haben, aus diesem Buch Gesundung und Labung schöpfen! Es ist in der Tat ein Labfal für franke und gesunde Seelen.

*

S u b e z i e h e n d u r c h a l l e B u c h h a n d l u n g e n

Verlag Kösel & Pustet, K.-G., München
Verlagsabteilung
Kempten

*

*

Das Königliche Gebot

Kleine Kapitel aus der Nächstenliebe

von

BONIFAZ WÖHRMÜLLER O. S. B.

Abt des Benediktinerstifts St. Bonifaz
in München

3. Auflage, 8°, 411 Seiten
Broschirt Gm. 3.50, Papp-
band Gm. 4.50, Halbleinen
Gm. 4.80, Ganzl. Gm. 5.50

*

Hannoversche Volkszeitung: Hier liegt ein religiös-ethisches Buch vor, das ein literarisches Ereignis zu werden verspricht, wie einst das Büchlein Bischof Kepplers „Mehr Freude“. Der Münchener Benediktinerabt spricht in einer Reihe von gedanklich tiefen, sprachlich schönen Einzelkapiteln über die Liebe, und zwar die christlich verstandene Menschen- und Bruderliebe, die in jedermanns Mund ist, tatsächlich aber zu den seltensten Erscheinungen der Welt gehört. Er entlarvt auch die maskierte Liebe, die nichts ist als Eigennuß, Eitelkeit, Gewinnsucht. Das kleine, hübsch ausgestattete Buch ist wieder einmal eine Leistung auf dem Gebiet der religiösen Literatur; es ist originell in der Auffassung, literarisch hochwertig in der sprachlichen Gestaltung, anregend und fruchtbar in einem Grade, der nur als Wirkung einer starken Persönlichkeit erklärbar ist.

*

zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Verlag Kösel & Pustet, K.-G., München
Verlagsabteilung
Reμπten

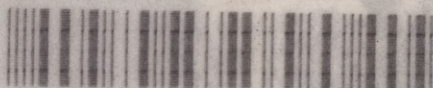
*



80, —

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

7648 S



001-007648-00-0